

Themenheft

zur Woche für das Leben 1993:

Leben im Alter

Impressum:

Herausgeber: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz,
Kaiserstr. 163, 5300 Bonn 1

Graphik: Alexander Achminow, Leipzig

Titelfoto: Comstock, Berlin

Herstellung: Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co KG Köln

Dieses Heft ist aus chlorfrei gebleichtem Papier hergestellt

Inhalt

Vorwort	
Bischof Karl Lehmann und Rita Waschbüsch	5
I. Leben im Alter – Eine Zukunft auf dem Abstellgleis? Ursula Lehr	7
II. Leben im Alter – Zur Altenproblematik und ihren vielfältigen Herausforderungen Andreas Kruse	21
III. Leben im Alter – Zum theologischen und anthropologischen Grundverständnis des Alters Karl Rahner	35
IV. Familie und Generationenbeziehungen Leopold Rosenmayr	44
V. Die Kunst des Altwerdens Martha Krause-Lang	60
VI. Die Gesunderhaltung im Alter Gertrud Krüskemper	69
VII. Altern und Alter – Über die durchgehende Sinnfrage Franz-Georg Friemel	81
VIII. Der ältere Mensch als Zeuge und Botschafter des Glaubens Anton Schütz	89
IX. Das Ende menschlichen Lebens – Die Zukunft des Lebens Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz und der Evangelischen Kirche in Deutschland	97

X.	Bildung im Alter – Hilfe im Leben Franz Pöggeler	103
XI.	Altenhilfe als Feld kirchlich-sozialer Altenarbeit Ziele und Aufgaben der Altenarbeit des Caritasverbandes Eva-Maria Dennebaum	116
XII.	Altenpastoral im Lebenszusammenhang Josef Müller	125
XIII.	Im Alter Gemeinde leben Martina Blasberg-Kuhnke	132
XIV.	Kirchliche Altenarbeit heute: Herausforderungen – Aufgaben – Perspektiven Franz Herzog	149
	Autorenverzeichnis	168
	Quellenverzeichnis	170

Vorwort

Leben im Alter lautet das Motto der *Woche für das Leben*, die als gemeinsame Initiative der Deutschen Bischofskonferenz und des Zentralkomitees der deutschen Katholiken in der Zeit vom 9. bis 16. Mai 1993 durchgeführt wird.

Die katholische Kirche will mit dieser Aktion und deren jährlicher Schwerpunktsetzung deutlich machen, daß menschliches Leben in allen Phasen und Situationen geachtet und geschützt werden muß.

Nachdem die *Woche für das Leben* 1992 unter dem Motto „Für eine kinderfreundliche Gesellschaft“ die verschiedenen Aspekte des Lebens von und mit Kindern in unserer Gesellschaft behandelt hat, befaßt sie sich nun mit dem Leben im Alter.

Diese Themenstellung besitzt besondere Aktualität, da im Zusammenhang mit dem Prozeß des Alterns und dem Leben im Alter heute in unserer Gesellschaft eine Fülle von Fragen (wie z. B. das Zusammenleben der Generationen, Partnerschaft im Alter, Vereinsamung alter Menschen, Pflegebedürftigkeit sowie Sterbebegleitung) besteht und nach Lösungen drängt.

Die *Woche für das Leben* 1993 will die Eigenverantwortlichkeit und die soziale Kompetenz der älteren Menschen für die Gestaltung von Kirche, Staat und Gesellschaft hervorheben. Vor allem aber geht es darum, den Rang und die Würde des älteren Menschen sowie die Sinnhaftigkeit des Alters deutlich zu machen und für ein besseres Miteinander der Generationen zu werben.

Da der Rat der Europäischen Gemeinschaft das Jahr 1993 zum „Europäischen Jahr der älteren Menschen und der Solidargemeinschaft der Generationen“ erklärt hat, bietet sich zudem die Gelegenheit, aus kirchlicher Sicht einen eigenen Beitrag dazu zu leisten.

Alle, die sich in den Pfarrgemeinden, caritativen Einrichtungen, Bildungswerken und Verbänden engagieren, sind herzlich eingeladen, die *Woche für das Leben* durch ihren persönlichen Einsatz zu unterstützen. Dabei soll es nicht nur um die Vermehrung bisheriger Ak-

tivitäten gehen, sondern vielmehr um ein wachsendes Bewußtsein für die Lebenssituation älter werdender Frauen und Männer. Wir wollen mit konkreter Lebenshilfe, die sich am christlichen Menschenbild orientiert, Menschen im Alter ein würdiges und sinnerefülltes Leben ermöglichen und aufmerksam machen auf Fragen des Lebens im Miteinander von Jung und Alt.

Bischof Karl Lehmann

Vorsitzender der
Deutschen Bischofskonferenz

Rita Waschbüsch

Präsidentin des Zentralkomitees
der deutschen Katholiken

I. Leben im Alter – Eine Zukunft auf dem Abstellgleis?

Ursula Lehr

„Alte bringen den Markt auf Trab“ oder „Rüstig und reiselustig: Senioren werden immer mobiler.“ Die Bundesbürger haben 1989 mehr als 42 Millionen Urlaubsreisen unternommen (1960: 16 Millionen). Warum sollen da die Senioren nicht mitziehen?

Zwei Fakten – die große Reiselust und die Kapitaldecke – die stimmen, jedoch nur für einen Teil – wenn auch den größeren Teil – der Senioren.

Armut ist heutzutage kein Charakteristikum des Alters; nur 1,5 % der über 60jährigen Bevölkerung ist abhängig von der Sozialhilfe, sofern sie nicht Bewohner von Pflegeheimen sind. Trifft dies allerdings zu (knapp 4 % aller über 60jährigen leben in Heimen), dann werden 70 % zu Sozialhilfeempfängern – ein Faktum, dem durch die Absicherung des Pflegerisikos schnellstens Abhilfe zu schaffen ist.

Tatsache ist, daß es *den meisten Senioren in unserem Land gar nicht so schlecht* geht. Fast jeder 2. Haushalt lebt im eigenen Haus oder in der Eigentumswohnung; westdeutsche Rentner sind beim Sparen Spitze; sie haben doppelt so viel auf der Kante wie die Arbeitnehmer. Der Sozialökonom PERLITZ hat festgestellt: „Wir werden die reichsten Alten aller Zeiten haben“. – Die Kaufkraft eines 60jährigen ist heute schon 3mal so hoch wie die eines 20jährigen. Die über 50jährigen machen rund 26 % der Gesamtbevölkerung aus, besitzen aber über 50 % des Einkommens, 80 % aller Spareinlagen. – 1987 lagen die jährlichen Zinseinkünfte bei Pensionären bei 4.105,- DM, bei Rentnern immerhin noch bei 3.346,- DM. 1988 lag das durchschnittlich vererbte Vermögen pro Haushalt bei 230.000,- DM, ein erheblicher Anstieg für die 90er Jahre ist vorausgesagt.

Bei uns hat die Allensbach-Untersuchung im Jahre 1991 festgestellt, daß beispielsweise ein monatliches Haushaltseinkommen von über 3000,- DM 36 % der 60–75jährigen haben; ihre eigene wirtschaftliche Lage beurteilen 68 % als sehr gut und gut (in den neuen Ländern allerdings nur 20 %); als „es geht“ 24 % (60 % in den neuen Ländern) und als schlecht nur 8 % bei uns, 20 % in den neuen Ländern.

Doch wir dürfen uns vor der Tatsache nicht verschließen, daß eine *bestimmte Gruppe älterer Menschen* (vor allem Frauen jenseits der 75) *mit einer niedrigen Rente* auskommen muß.

Doch die mir gestellte Frage „Leben im Alter – Eine Zukunft auf dem Abstellgleis?“ ist gewiß nicht nur von finanziellen Aspekten abhängig.

1. Älterwerden heutzutage: Inwiefern unterscheidet es sich vom Älterwerden in früheren Zeiten?

1.1 Das Bild vom alten Menschen hat sich gewandelt.

Die Darstellung alter Menschen in den Medien ist durch Extreme bestimmt: da das Bild vom pflegebedürftigen, hilflosen, benachteiligten, armen alten Menschen, der unter unmöglichen Umständen in schrecklichen Pflegeheimen (oft sogar ans Bett gefesselt) sein Dasein fristen muß, – dort das Bild des „jungen Alten“, der überaus aktiv ist, die Fidschi-Inseln bereist, jedem Abenteuer gegenüber aufgeschlossen und sexuell derart potent, daß es mancher 25jähriger nicht mit ihm aufnehmen könnte. Übertreibungen nach beiden Seiten. *Senioren werden als Randgruppen der Gesellschaft gesehen, – Randgruppen, die sie einfach nicht sein wollen und auch nicht sind.*

Der alte Mensch, der früher gebraucht wurde, wird heute in diesem Sinne von seiner Familie, von der Gesellschaft nicht mehr gebraucht. Das heute noch für manche afrikanischen Stämme zutreffende Wort „Wenn ein alter Mensch stirbt, ist es, als ob eine ganze Bibliothek verbrennt“ hat für uns keine Gültigkeit mehr. Längst haben Computer das Wissen gespeichert, längst haben andere Informationsmittel den älteren Menschen in seiner Rolle als Erfahrungsvermittler abgelöst.

Älterwerden heutzutage ist in vieler Hinsicht etwas anderes als Älterwerden in früheren Zeiten. Lassen Sie es uns an weiteren Fakten belegen:

1.2 Zunahme der Lebenserwartung

Wir haben eine Zunahme der Lebenserwartung von etwa 35 Jahren von vor hundert Jahren auf 72,6 Jahre für Jungen und 78,7 Jahre für neugeborene Mädchen heute. Jedoch der bereits 60jährige hat noch weitere 20 Jahre (im Durchschnitt!) vor sich. Man bedenke: *Wenn man in den Ruhestand tritt, hat man noch ein Viertel seines Lebens vor sich*, – eine Zeit, die überhaupt nicht in die Lebensplanung, die man als Jugendlicher oder junger Erwachsener machte, einbezogen wurde! – Geht es jetzt mit „60 um die halbe Welt“ – oder „aufs Abstellgleis“ –, oder gibt es auch noch andere Möglichkeiten und Wege, diese Zeit für sich zu planen, sie als sinnvoll zu erleben, sich andere Aufgaben zu suchen? Denn: „Älter werden – aktiv bleiben“, das sei die Devise, die zu einer Lebensqualität im Alter führt.

1.3 Wir leben in einer ergauenden Welt.

Während um die Jahrhundertwende nur 5 % der Bevölkerung über 60 Jahre alt waren, sind es heute 21 % – und werden um die Jahrtausendwende sogar 26 %, im Jahr 2030 sogar 35–44 % sein. *Wir haben einen wachsenden Anteil der über 70-, 80-, 90- und über Hundertjährigen.* Unser Bundespräsident hat im vergangenen Jahr 3591 Bürgerinnen und Bürgern zum über 100. Geburtstag gratuliert. Im Jahre 2000 rechnet man mit über 13.000 Bürgerinnen und Bürgern in unserem Land, die einen dreistelligen Geburtstag feiern.

Die Gruppe der über 60jährigen ist durch *einen großen Frauenanteil* gekennzeichnet. Schon heute sind 25,6 % der weiblichen Bevölkerung – also jede Vierte – 60 Jahre und älter, hingegen nur 15,6 % – also etwa jeder siebente – der Männer. In der Gruppe der über 60jährigen ist das Verhältnis etwa 100 Männer zu 200 Frauen; bei den über 85jährigen kommen auf 100 Männer etwa 300 Frauen –, und bei den über Hundertjährigen stehen etwa 100 Männer 600 Frauen gegenüber.

1.4 Das Verhältnis zwischen den Generationen hat sich verändert.

Hervorzuheben ist zunächst die stark veränderte Relation zwischen den einzelnen Altersgruppen. Kamen vor ca. 100 Jahren auf einen über 75jährigen 79 jüngere Personen, so sind es heute nur noch 12.

Wir haben außerdem einen *Rückgang der 3-Generationen-Haushalte* zu konstatieren: Waren 1972 noch 3,2 % aller Haushalte Drei-Generationen-Haushalte, so sind es heute ganze 1,1 %!

Wir haben aber auch einen erheblichen *Rückgang der 2-Generationen-Haushalte* zu verzeichnen. Während die Frau früher zeit ihres Lebens in einem 2-Generationen-Haushalt wohnte, sind es heute höchstens nur 40 Jahre, also nur die Hälfte des Lebens. Allen Bemühungen, 3-Generationen-Haushalte zu fördern, sind heute Grenzen gesetzt. *„Innere Nähe bei äußerer Distanz“ gilt heute für das Miteinander der Generationen.* Rund 50 % der Haushalte sind sogar nur Ein-Personen-Haushalte; und in der Gruppe der über 75jährigen Frauen leben fast 80 % alleine. Doch Allein-Wohnen sollte man nicht mit Einsamkeit gleichsetzen – genausowenig, wie ein Zusammenwohnen ein Garant gegen Einsamkeit ist!

Wir haben aber gleichzeitig eine *Zunahme der 4- und sogar 5-Generationen-Familien.* Vor 100 Jahren hatte kaum ein Kind alle seine 4 Großeltern erleben können. Heute leben die 4 Großeltern im allgemeinen noch – und

zwei Urgroßeltern noch dazu. – 2 Generationen im Rentenalter sind gewiß heutzutage keine Seltenheit. – Und Familienpflege sieht so aus, daß in vielen Fällen die Großmutter die Urgroßmutter pflegt. Das Bild der Großeltern, wie es im Schullesebuch gezeigt wird, ist revisionsbedürftig. Großeltern sind heutzutage vielfach die „sandwich-generation“.

1.5 Das Altern eines Volkes geht einher mit einem veränderten Lebenszyklus.

Einer biologisch definierten Ausweitung des Erwachsenenalters (früherer Beginn der Reifezeit, später einsetzende Menopause) steht eine Verengung des soziologisch definierten Erwachsenenalters gegenüber (späterer Berufsbeginn, früheres Berufsende). Hier sind Konfliktsituationen sowohl bei der Jugend (biologisch reif, aber nicht ökonomisch unabhängig) wie auch bei den Endfünfzigern/Anfang Sechzigern (körperlich und geistig noch leistungsfähig, aber nicht mehr gebraucht) zu erwarten.

Der 3-Generationen-Vertrag wird zu einem 5-Generationen-Vertrag. Die Generation der Erwerbstätigen (25-58jährige) hat für 2 Generationen der Noch-nicht-Erwerbstätigen zu sorgen und für 2 Generationen im Rentenalter.

Sicher haben wir eine besondere Aufgabe den Rentnern gegenüber. Neben Vorbereitungskursen auf das Berufsende gilt es, neue Formen gesellschaftlichen Engagements zu finden, das ältere Menschen stärker mit einbezieht.

Wir wissen heute: Das Gefühl, gebraucht zu werden, korreliert sehr stark mit einem Wohlbefinden im Alter. Hier sei an die (medizinisch definierte) „Inaktivitäts-Atrophie“ wie an die (psychologisch definierte) „dis-use-Hypothese“ erinnert: Fähigkeiten, die nicht mehr gebraucht werden, verkümmern. Führt das „Inaktivmachen“ zum Anstieg der Pflegefälle? Der Ruhestand ist nicht zum Ausruhen da. Es gilt, sich neue Aufgaben zu suchen.

1.6 Altwerden heißt nicht unbedingt pflegebedürftig werden.

In der öffentlichen Diskussion bedeutet Älterwerden in unserer Zeit, zu einem Volk von Pflegebedürftigen zu werden. Dieser falsche Eindruck entstand aufgrund fragwürdiger Erhebungen im Jahr 1978 und wird offenbar von bestimmten interessierten Stellen stets weiter verstärkt. *Tatsache ist, daß von den 60- bis 70jährigen noch 98 % kompetent sind, d.h. alleine ihren Alltag meistern können. Von den über 90jährigen sind immerhin noch 59 % kompetent.* Doch wir müssen uns verstärkt um die 3 % der über 60jährigen, die in Heimen wohnen, kümmern und um diejenigen, die zu Hause von ihren Angehörigen betreut werden.

Angesichts dieser Fakten ist es geradezu unverantwortlich, heute die Gruppe der 60jährigen und älter als die „Pflegetnahen“ zu bezeichnen. Wir sprechen doch auch nicht von den 30jährigen als „Pensionsnahen“ oder „Rentennahen“! Dabei wäre dies noch eher gerechtfertigt, da sie mit großer Gewißheit in 30/35 Jahren in Rente gehen werden, während nur etwa 20 % der über 80jährigen das Schicksal der Pflegebedürftigkeit ereilen wird. Eher könnten wir von den 60jährigen als „Todesnahen“ sprechen, denn der Tod ereilt mit Gewißheit alle.

Die Bezeichnung „Pflegetnahe“ für alle 60jährigen und älteren a) entspricht nicht der Realität; b) trägt zu einem negativen, abwertenden Altenbild bei; c) läßt Älterwerdende mit Furcht und Bangen in die Zukunft blicken und so die Pflegebedürftigkeit zu einer „self-fulfilling prophecy“ werden und d) wirkt auf sie demotivierend und e) schiebt Ältere aufs Abstellgleis.

2. Konsequenzen aus den aufgezeigten Trends der Bevölkerungsentwicklung

2.1 Langlebigkeit verpflichtet

Heutzutage müssen wir zunächst einmal alles tun, um Pflegebedürftigkeit zu vermeiden. *Es kommt nicht darauf an, wie alt man wird, sondern wie man alt wird!*

Es gilt, nicht nur dem Leben Jahre zu geben, sondern den Jahren Leben!

Wir wollen nicht den Prozeß des Sterbens verlängern, sondern den Prozeß des aktiven Lebens. Und das ist eine der großen Herausforderungen in unserer Zeit! Wir müssen alles tun, um eben nicht pflegebedürftig zu werden, um alt zu werden bei körperlichem, seelisch-geistigem und sozialem Wohlbefinden – für uns selbst, unserer Familie zuliebe, unserer Gesellschaft zuliebe und zum Wohle der nachfolgenden Generationen.

Doch, wie erreicht man das? Schon bei Hippokrates lesen wir: „Alle Teile des Körpers, die zu einer Funktion bestimmt sind, bleiben gesund, wachsen und haben ein gutes Alter, wenn sie mit Maß gebraucht werden und in den Arbeiten, an die jeder Teil gewöhnt ist, geübt werden. Wenn man sie aber nicht gebraucht, neigen sie eher zu Krankheiten, nehmen nicht zu und altern vorzeitig.“ Wenn man die ältere Generation auf das Abstellgleis schiebt (und sie nicht schieben läßt!), dann altert sie vorzeitig – und fällt letztendlich den Jüngeren zur Last!

Ähnliche Hinweise auf eine lebenslange Vorbereitung auf das Alter, eine Geroprophylaxe, die schon in Kindheit und Jugend beginnt und neben dem physischen Bereich auch den geistigen Bereich umfassen muß, findet man bei PLATO in seiner „Politeia“ und auch bei CICERO in seiner Schrift „Cato maior: de senectute“.

Eine lebenslange körperliche Aktivität, eine lebenslange geistige Aktivität, eine lebenslange soziale Aktivität werden seit der Antike zu den wesentlichsten Voraussetzungen für ein erfolgreiches Altern gerechnet.

Auch in neuerer Zeit konnte wieder verstärkt aufgrund mehrerer Untersuchungen auf den Wert körperlichen Trainings, auf den Wert der Aktivierung körperlicher Kräfte und der Abforderung körperlicher Leistungen sowohl als Geroprophylaxe als auch als Therapeutikum hingewiesen werden. Immer wieder hat man auf Gefahren hingewiesen, die durch den Austritt aus dem Berufsleben gegeben sind, da hiermit oft eine Reduzierung der körperlichen Leistungen und Aktivitäten einhergeht, welche zu der Reduzierung sozialer und intellektueller Aktivitäten durch das Ausbleiben beruflicher Anforderungen noch hinzukommt: Die Folge ist Inaktivitätsatrophie auf allen diesen Gebieten, die eigentlich über das hinausgeht, was altersmäßig und biologisch nötig wäre.

Denn: *Wer rastet, der rostet!* Funktionen, die nicht gebraucht werden, verkümmern! Das gilt sowohl für den körperlichen wie auch für den seelisch-geistigen und sozialen Bereich!

Diese Erkenntnisse unterstreichen die Notwendigkeit entsprechenden Trainings, entsprechender Aktivitäten.

2.2 Bildungsarbeit mit älteren Menschen: Altern lernen – lernend altern!

Wir alle, ob jung oder alt, ob Mann oder Frau, ob arm oder reich, wir alle altern von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr. Aber was heißt altern? Altern ist mehr als eine quantitative Zunahme an Lebenszeit! Altern heißt auch nicht nur Abnahme von Fähigkeiten und Fertigkeiten! *Altern heißt sich entwickeln, sich verändern im Sinne von Zunahme und Abnahme, von Wachsen und Reifen, Altern bedeutet qualitative Veränderung*, bedeutet, täglich neue Erfahrungen zu sammeln, täglich mit neuen Gegebenheiten konfrontiert zu werden! Und seien dies auch nur jene Gegebenheiten, die wir durch die Mitteilungen aus der Zeitung oder durch die Nachrichtensendungen in Radio und Fernsehen erfahren. Altern bedeutet, täglich kleinere oder auch größere Erlebnisse zu haben, Erlebnisse, die wir im Moment vielleicht mehr oder weniger wichtig neh-

men, solche, die uns innerlich tiefer beeindruckten oder auch weniger berühren mögen, die uns erfreuen oder betrüben – Erlebnisse, über die wir nachdenken, mit denen wir uns intensiver auseinandersetzen. Älterwerden bedeutet für jeden, sich weiterzuentwickeln! Die Annahme, daß nur ein Kind oder der junge Mensch sich entwickelt, der Erwachsene aber „fertig“ ist, ist somit falsch. *Wir entwickeln uns bis zum letzten Atemzug.*

Solange wir leben, „entwickeln“ wir uns und lernen wir. „Lernen“ ist hier *nicht eingeschränkt als Wissenserwerb oder Kenntniserwerb* zu verstehen und sich mit einem Lehrstoff auseinanderzusetzen, wie ihn die Schule bietet, *sondern* lernen heißt, *neue Erfahrungen aufzunehmen*, sich mit ihnen auseinanderzusetzen und diese in seinem Verhalten zu berücksichtigen.

2.3 Lernen ist existenznotwendig

Heutzutage gehört Lernen weit stärker zur Existenz als früher! Ein Mensch, der heute nicht lernt, verengt zunehmend seinen Verhaltensbereich, wirkt bald „vertrottelt“, wird von seiner Umwelt immer weniger beachtet und wird dann auf das „tote Gleis“ geschoben. Früher, zu Großelterns Zeiten, da war das etwas anders; damals änderte sich nicht so viel in unserer Umwelt, damals noch konnte man mit dem, was man als 17jähriger gelernt hatte, auch mit 70 etwas anfangen. Heute aber können wir mit dem, was wir als 17jährige gelernt haben, schon oft mit 30/40 nichts mehr anfangen! In unserer *schnellebigen Zeit*, in einer Zeit, in der eine Entdeckung oder Erfindung die andere jagt, in der schon morgen überarbeitet und verbessert werden muß, was heute als neuestes Modell, als neueste Errungenschaft auf den Markt kommt, in einer solchen Zeit müssen wir *zweifelsohne mehr lernen als die Generation unserer Großeltern und Urgroßeltern.*

Wir müssen lernen, daß der Ruhestand heute gewiß nicht zum Ausruhen da ist – was nicht bedeutet, daß er zu einem Unruhestand werden muß! *Aktiv bleiben, sich interessieren und informieren, sich auf dem Laufenden halten ist heutzutage existenznotwendig.*

Lernend altern, orientiert sein über das, was in der Welt geschieht, interessiert sein an den Ereignissen des täglichen Lebens *beugt außerdem* – wie Untersuchungen gezeigt haben – *einer Einsamkeit im Alter vor*. Der ältere Mensch muß nicht einsam sein, auch nicht in unserer *Zeit zunehmender Singularisierung*.

Die Vorstellung von einer generellen Isolation und Einsamkeit im Alter muß revidiert werden; sie basiert auf falschen Voraussetzungen, trägt aber zu einer negativen Erwartungshaltung der Älterwerdenden und zu einer

Angst vor dem Alter bei – und beeinflusst außerdem das Selbsterleben der zur Zeit älteren Generation. Einsamkeit im Alter ist vermeidbar – auch heute in unserer Massengesellschaft –, aber der einzelne muß selbst etwas dazu tun.

Industrialisierung und Technisierung und der damit einhergehende gesellschaftliche Wandel haben zweifellos zu einer *Veränderung von Art und Ausmaß der Sozialkontakte* geführt, zu einer Verlagerung von einem familiären oder verwandtschaftlichen Bereich in einen Bereich außerfamiliärer Kontakte, in einen Bereich Gleichgesinnter. Nicht das Hineingeborenwerden in einen bestimmten Kreis garantiert heute eine *Integration* gewissermaßen ohne eigenes Dazutun, sondern die *Aufgeschlossenheit für andere Menschen*, gemeinsame Interessen und Ziele und das aktive Bemühen um den anderen erst sichern ein *Füreinander und Miteinander!*

Die *Veränderung der Sozialkontakte* ist heute (im Gegensatz zu früheren Zeiten) eher durch eine *Abnahme der Quantität*, aber auch durch eine *Zunahme der Qualität* gekennzeichnet, d.h., Massenversammlungen und Großveranstaltungen (mit vielfach nur geringerer innerer Beteiligung) sind einem größeren inneren Engagement an einen kleinen Kreis gewichen! Das gilt jedoch für Ältere und Jüngere.

Die Zeiten haben sich geändert: manches ist anders geworden, aber deswegen nicht unbedingt schlechter! Und so wäre es sicher falsch, zu behaupten, der Mensch unserer Zeit – und ganz besonders der ältere Mensch unserer Zeit – sei einsam und isoliert, ausgegliedert, beiseite geschoben. Das stimmt keinesfalls! Aber *der ältere Mensch muß* – genau wie der jüngere – *selbst etwas für seine soziale Integration tun!* Der Mensch muß sich engagieren, muß sich einsetzen, muß aktiv werden und Stellung beziehen. Ein passives Mitläufertum führt unwillkürlich zur Desintegration.

2.4 Aspekte zur Lernfähigkeit im Alter

Die Notwendigkeit eines lebenslangen Lernens, einer Weiterbildung bis ins hohe Alter steht außer Frage. Doch wie sieht es mit der Lernfähigkeit aus?

Wir wissen, daß die *Lernfähigkeit bis ins hohe Alter erhalten* bleibt. Der Satz: „Was Hänschen nicht lernt, lernt Hans nicht mehr“ ist schlichtweg falsch! Gewiß, der *ältere Mensch lernt* in mancher Hinsicht *anders* als der jüngere. Er lernt nur, er verändert sein Verhalten nur, wenn ihm etwas als sinnvoll erscheint, wenn er den Zusammenhang kennt und den Zweck anerkennt. Einschlägige Untersuchungen lassen sich in folgende Punkte zusammenfassen:

- Ältere lernen bei sinnlosem Material schlechter: bei sinnvollem Material d.h. bei *Einsichtigwerden des Sinnzusammenhangs* sind die Lernleistungen mit denen Jüngerer durchaus vergleichbar.
- Älteren fehlt es oft an einer gewissen *Lerntechnik* („Codierungsschwäche“), die sich jedoch beheben läßt, so daß ein dadurch bedingtes Lerndefizit ohne weiteres ausgeglichen werden kann.
- Zu schnell gebotener Lernstoff behindert Ältere mehr als Jüngere. Bei *Eliminierung des Zeitfaktors* nivellieren sich die Altersunterschiede.
- Der Übungsgewinn bei den einzelnen Aufgaben-Wiederholungen ist bei Älteren und Jüngeren gleich. Allerdings gilt es zu berücksichtigen, daß bei Jüngeren im allgemeinen eine höhere Ausgangsbasis gegeben ist und insofern *bei Älteren mehr Wiederholungen nötig* werden, um den gleichen Stand zu erreichen.
- *Schlechtere „Lernleistungen“* bei Älteren sind häufig weniger ein Zeichen nachlassender „Lernfähigkeit“, sondern ein *Zeichen von Unsicherheit*, die einer Reproduzierung des bereits Gelernten im Wege steht.
- Ältere lernen leichter, wenn der gebotene *Lernstoff übersichtlich gegliedert* ist, d.h. wenn er einen geringen Komplexitätsgrad aufweist.
- *Der Lernprozeß bei Älteren ist stör anfälliger* als der Lernprozeß bei Jüngeren. Während der Übungsphase eingeschaltete Pausen führen häufig zur Verbesserung der Lernleistung Jüngerer, aber eher zur Verschlechterung der Lernleistung Älterer.
- Lernen in Teilen begünstigt Jüngere; *Lernen im Ganzen* begünstigt Ältere.
- Von besonders starkem Einfluß erweisen sich natürlich *motivationale Faktoren*, d.h. die innere Bereitschaft, einen gebotenen Stoff aufzunehmen und zu behalten.

3. Aktive Lebensgestaltung – Lebensqualität im Alter

Ein erfolgreiches, zufriedenes Altwerden, eine aktive Gestaltung des Alters setzt aber auch eine *Korrektur des negativen Altersbildes in unserer Gesellschaft* voraus, das zur Zeit durch die Herabsetzung der Altersgrenze in den fünf neuen Ländern auf 55 Jahre und die bereits kritisierte Diskussion um die „pflegenahen Jahrgänge“ noch verstärkt wird. Auch manche unbedachten politischen Diskussionen um die „Notwendigkeit eines Generationenwechsels“, die Notwendigkeit einer „Verjüngung“ der Partei und ihrer Führung – als Allheilmittel gegen jeden Mißerfolg – tragen zu einer generellen Abwertung des Alters – und damit auch zur Beeinträchtigung der Lebensqualität Älterer und auch ihres Gesundheitsgefühls – bei.

3.1 Wir dürfen durch eine falsche Sicht vom Alter ältere Menschen nicht zu einer Problemgruppe machen!

Hier sei daran erinnert, was internationalen Experten auf dem Gebiet der Gerontologie in ihrer Botschaft an die UNO-Weltversammlung zu Alternsfragen (1982 in Wien) festgestellt haben:

„Untersuchungen belegen eindeutig: Die meisten älteren Menschen erfreuen sich einer verhältnismäßig guten Gesundheit und sind durchaus noch fähig, produktive Tätigkeiten auszuführen. Manche politischen und administrativen Maßnahmen verkennen jedoch die physischen, emotionalen und intellektuellen Fähigkeiten und Bedürfnisse der Älteren. Sie sind an einem negativen, durch das Defizitmodell charakterisierten Altersbild orientiert. Diese negative Erwartungshaltung dem älteren Menschen gegenüber beeinflusst jedoch seine körperliche Gesundheit und seine geistige Kompetenz und erzeugt oftmals erst Abhängigkeit. *Die Gesellschaft sollte daher ältere Menschen als Gewinn, als „Ressource“ betrachten, nach ihren besonderen Vorzügen und Fähigkeiten fragen, nach ihren speziellen einmaligen Erfahrungen, und sich diese zunutze machen.*“ – Auch das ist Prävention, ist eine Aufgabe der Gesellschaft!

Im § 32 des Wiener Aktionsplanes heißt es:

„Die Verantwortlichen in Wissenschaft und Politik sowie die Massenmedien und die Öffentlichkeit werden sich um eine völlig *andere Betrachtungsweise* bemühen müssen, um zu verstehen, daß es beim Problem des Alterns heute *nicht nur um Schutz und Versorgung* geht, sondern vielmehr um die Frage, wie man die älteren und alternden Menschen *miteinbeziehen* und mitwirken lassen kann.“ *Es gilt, das Alter aktiv zu gestalten!*

3.2 Medien und Altersstereotypen

Die Medien könnten einen Beitrag zum Altenbild, zur aktiven Gestaltung des Alters leisten – statt dessen verbreiten sie oft ein einseitig verzerrtes negatives Altersbild, stellen Ältere – wenn überhaupt – nur als Hilfs- und Pflegebedürftige dar.

Internationale Experten haben festgestellt:

„Es ist ein gravierender Irrtum, Gesundheits- und Betreuungsprobleme so in den Vordergrund der Diskussion von Alternsfragen zu stellen, als ob der Ältere hauptsächlich Langzeitpflege in Hospitälern oder Pflegeheimen braucht.“ (Glaeson 1980) Die *„ideale Situation für ältere Menschen ist, weiterhin kompetent zu bleiben und unabhängig in ihren eigenen Wohnungen zu leben“* und diese Kompetenz erreicht man am besten, *wenn Selbstsicherheit und Selbstvertrauen der älteren Generation gefördert wird.*

Bei den Salzburger Hochschulwochen über „Produktives Altern“ (Butler 1985) wurde einleitend festgestellt: Die einseitige Diskussion um Pflegeheime und Rentenpolitik trifft nicht die wahre Situation des älteren Menschen; es gilt, alles zu tun, der „Produktivität“ – im weitesten Sinne, über den ökonomischen Begriff hinausreichend, der Kreativität, Gestaltungskraft mit einschließt – alter Menschen mehr Beachtung zu schenken als der „dependency“, der Abhängigkeit. Es gilt zu überlegen, wie man *das produktive Potential älterer Menschen für die Gesellschaft mobilisieren* kann, denn „the participation of older people enriches societies economically, culturally and spiritually“. (Butler 1985). Das wäre ein äußerst wertvoller Beitrag zur Erhaltung der Lebensqualität im Alter, zur *Geroprophyaxe!*

Gesundheit und Produktivität sind eng miteinander verbunden: Der Verlust des einen zieht den Verlust des anderen nach sich und führt so zur Abhängigkeit, zum Abbau, zur Inkompetenz. Hingegen Produktivität, Mitgestalten, Kompetenz, das Gefühl, gebraucht zu werden, beeinflusst die Gesundheit positiv – eine Tatsache, die oft ignoriert wird.

„Es trifft nun einmal nicht zu, daß Langlebigkeit die Phase der Hinfälligkeit und Unfähigkeit erweitert hat: Doch es ist unsere Unfähigkeit, uns darauf einzustellen und unsere Erwartungen an den alten Menschen so zu verändern, daß wir ältere Menschen zur Produktivität ermuntern und ihnen wenigstens erlauben, ihre Fähigkeiten auszuüben und damit weiter zu trainieren.“ (Butler 1985 S. 3). *Produktivität und Aktivität haben einen prophylaktischen und einen therapeutischen Effekt*: Der Einsatz produktiver Fähigkeiten älterer Menschen beugt einem Hinfälligwerden vor. Von daher gilt es, Barrieren, unsere negativ getönten Erwartungshaltungen und entsprechende Umweltgegebenheiten zu beseitigen und ältere Menschen zu ermuntern, aktiv, produktiv zu werden (innerhalb und außerhalb des Berufes) und dadurch Abhängigkeit zu vermeiden und somit ihre Gesundheit zu stärken.

3.3 Lebenskompetenz im Alter

Altern kann bei ungünstigen Bedingungen einen Kompetenzverlust bedeuten, bei günstigen Voraussetzungen jedoch einen Kompetenzgewinn. Diese *günstigen Bedingungen*, die den Alternsprozess positiv beeinflussen, sollte man untersuchen und fördern. Sie sind, soweit wir heute wissen, u.a. zu sehen

- in der Korrektur des negativen Altersbildes eines Hinfälligen und Pflegebedürftigen seitens der Gesellschaft und in der *Schaffung von Voraussetzungen für ein positives Selbsterleben im Alter* (in die Gruppe der „Pflegenahen“ eingeordnet zu werden, trägt gewiß nicht zum positiven Selbstbild bei);

- in einem *möglichst lebenslangen und auch im hohen Alter noch fortzusetzenden Training* der körperlichen, sozialen, aber auch der geistigen Fähigkeiten; einem Training der Umstellungsfähigkeit (auch auf das Zeitalter der Mikroelektronik!) und einem Training der Fähigkeit zum Neulernen;
- in der *Gewährleistung einer Eigenständigkeit* in einer von dem Älteren selbst bevorzugten stimulierenden Umgebung, die stets neue Anregungen schafft; der alte Mensch soll selbst entscheiden, wo er wohnen will (im eigenen Haushalt, bei seinen Kindern oder gar im Heim);
- in der Herausforderung auch der älteren Menschen zur Aktivität und Produktivität, zur *Verantwortungsübernahme* und zur *Selbstbestimmung*; es gilt diese Fähigkeiten zu *fördern durch Fordern*;
- in der *Pflege familiärer*, aber besonders für eine Kompetenz im Alter noch wichtigeren *Pflege außerfamiliärer anregender Sozialkontakte* mit der eigenen und anderen Generationen, d.h. *mit Jüngeren und Älteren*. Dabei kann der ältere Mensch von heute sowohl Jüngeren als auch Älteren selbst viel geben, hat aber auch die Aufgabe, sowohl von den Jüngeren als auch von den Älteren zu lernen.

3.4 Lebensaufgaben im Alter

Für eine Kompetenz im Alter, für ein positives Alternserleben und eine günstige Beeinflussung der Alternsprozesse sind ganz entscheidend *neue Lebensaufgaben in der nachberuflichen Phase*. Jeder einzelne sollte sich selbst neue Aufgabenbereiche suchen, die einen interessieren, die einem liegen, für die einer geeignet ist. Die Gesellschaft aber sollte dieses Bestreben fördern, Möglichkeiten aufzeigen und bereitstellen und auch die freiwillig geleisteten Dienste der älteren Generation abrufen, davon verstärkt Gebrauch machen.

- So kann es für die einen in ihrer nachberuflichen Phase sinnvoll erscheinen, durch *Aus- und Weiterbildung* das nachzuholen, was sie immer angestrebt hatten, aber durch das Engespanntsein in den Berufsalltag nicht erreichen konnten. Es bestehen bereits jetzt *vielfältige Bildungsmöglichkeiten* für die ältere Generation, die es auszubauen und zu erweitern gilt und für die man verstärktes Interesse wecken sollte. Für andere bietet die „Seniorenuniversität/-akademie“ oder „Universität für das dritte Lebensalter“ eine neue Betätigung. Doch auch *Bildungsreisen* in ferne Länder, das Erlernen einer *neuen Sprache*, das Aufnehmen von Wissen in Volkshochschulkursen, Erwachsenen- und Familienbildungsstätten, das Auffrischen oder gar der *Neuerwerb von Fähigkeiten und Fertigkeiten handwerklicher oder künstlerischer Art* kann vielen Menschen im höheren Alter das Gefühl geben, endlich etwas zu tun,

wofür während des bisherigen Lebens des Berufes oder der Sorge um die Familie wegen keine Gelegenheit bestand.

- Einen weiteren Aufgabenbereich kann – bei günstigen Umständen – die *familiäre Situation* bieten. Zwar werden nicht alle Ruheständler Enkel haben, die sie betreuen können oder betreuen wollen. Doch *Kindern und Enkelkindern* zu helfen und zu raten, aber auch *Verwandten oder Freunden* besonders wenn diese in Lebenssituationen geraten, in denen sie auf *Zuwendung und Unterstützung* angewiesen sind, mag für manche Ältere eine wichtige und erfüllende Lebensaufgabe sein. In einigen Fällen ist für Ruheständler sogar noch die Sorge um *die eigenen sehr alten Eltern* eine herausfordernde Aufgabe, der sie sich stellen wollen oder stellen müssen. Allerdings sollte man sich der Begrenzung einer solchen im sechsten und siebten Lebensjahrzehnt erbrachten Familienpflege (bzw. Tochterpflege) bewußt sein.
- *Engagement im sozialen und kirchlichen Bereich*, sei es im Rahmen einer Tätigkeit in Sozialstationen, in der Lebenshilfe für geistig Behinderte, in Krankenhausdiensten, Besuchsdiensten, Telefondiensten, in der Bahnhofsmision u.a., in den noch stärker auszubauenden Bereichen der *Nachbarschaftshilfe*, aber auch in verschiedenen Angeboten der älteren für die jüngere Generation bieten für nicht wenige Menschen Erfüllung im Alter und vermittelt das Gefühl, gebraucht zu werden. Je nach Art dieser *ehrenamtlichen Tätigkeit* sollte allerdings eine Möglichkeit zur Qualifizierung angeboten oder sogar verlangt werden.
- *Erfahrungen, aufgrund deren ältere Menschen bereits zu Experten in manchen Bereichen geworden sind, sollten nicht ungenützt verkümmern*. Hier ist keineswegs nur an emeritierte Universitätsprofessoren gedacht, deren breiter Erfahrungsschatz, Weitsicht und Vermögen zur Zusammenschau den jüngeren Generationen hilfreich sein könnten; hier ist auch nicht nur an ehemalige Lehrer und Studienräte gedacht, die Aufgaben z.B. als Reiseleiter vortrefflich erfüllen könnten oder als Berater in Pfarr-, Gemeinde- und Stadtbibliotheken eine Aufgabe finden, die als Stadt- und Museumsführer oder auch als Dozenten in Volkshochschulen oder bei Seniorenabenden, aber vielleicht auch im stundenweisen Einsatz bei der Lehrlingsausbildung tätig werden.
- Hier ist aber auch an die früheren *Handwerker* gedacht, die z.B. im Rahmen der ambulanten Dienste für hilfsbedürftige Betagte ihr *fachliches Können zur Verfügung stellen*.
- Für manche bietet sich die Gelegenheit zur *Mitarbeit im „Senioren-Experten-Service“*, in der Gruppe „Alt hilft Jung“ oder der „Kompanie des guten Willens“, in der Senioren ihre *fachliche Kompetenz kostenlos* den Aufgaben der Entwicklungshilfe zur Verfügung stellen, in der Rentner

und Pensionäre ihr handwerkliches Können für soziale Einrichtungen einsetzen, oder in Zusammenschlüssen von „Senioren-Experten“ oder „Aktiv-Senioren“ zur Unterstützung junger Menschen, die eine selbstständige Existenz gründen wollen. Gerade beim Aufbau der neuen fünf Länder haben Senioren hier wertvolle Aufbaudienste geleistet!

- Es wäre auch daran zu denken, erfahrene Ruheständler als *Berater in Arbeitslosenzentren* hinzuzuziehen, zumal sie nicht unter Zeitnot stehen und sich den einzelnen Arbeitssuchenden viel intensiver widmen können. Hier wird das „Know-how“ der „erfahrenen Generation“ weitervermittelt.

Bei derartigen Aktivitäten von Ruheständlern für die Gemeinschaft, zu denen selbstverständlich auch (aber nicht nur) Tätigkeiten in sozialen Diensten zu zählen sind, sollte dringend nach Wegen gesucht werden, wie seitens der Gesellschaft das *ehrenamtliche Engagement anerkannt und durch Regelungen entsprechender Rahmenbedingungen gefördert*, zumindest Hindernisse aufgehoben werden können.

4. Abschließende Bemerkungen

Beklagen wir nicht nur die isolierten einsamen Alten (die es nur in der Minderzahl gibt), sondern zeigen wir Wege auf und belegen sie durch Beispiele, die deutlich machen, daß anstelle einsamer verstoßener Alter nun integrierte, gefragte und geschätzte Alte getreten sind. *Senioren von heute sind in der überwiegenden Mehrzahl nicht zu Pflegenden, nicht zu Betreuenden, nicht zu Beratenden, sondern sind selbst Pfleger, Betreuer, Ratgeber. Rufen wir doch ihren Rat ab!* Fördern wir doch die Beziehungen zwischen den Generationen im Sinne einer Gegenseitigkeit und Partnerschaft, von der Jung und Alt profitieren. Holen wir sie doch auch (zeitweilig) heraus aus ihrem engen Familienkreis, und integrieren wir sie selbst in die Gesamtgesellschaft – zur Stärkung ihrer Kompetenz.

„Leben im Alter – Eine Zukunft auf dem Abstellgleis?“

Alte Menschen haben genau wie junge Menschen in unserer Gesellschaft auch heute noch viele Funktionen zu erfüllen – *zum Wohle der Familie, der Nachbarn, der Gesellschaft, aber auch zur Erhöhung der eigenen Lebensqualität im Alter.*

II. Leben im Alter –

Zur Altenproblematik und ihren vielfältigen Herausforderungen

Andreas Kruse

Der zunehmende Anteil älterer Menschen an der Gesamtbevölkerung und die daraus erwachsenden Anforderungen an Gesellschaft und Staat sind zu einem wichtigen Thema in der öffentlichen und politischen Diskussion geworden. Im Jahre 1989 lebten ca. 16,1 Millionen 60jährige und ältere Menschen in der Bundesrepublik, davon ca. 13,1 Millionen in den alten Bundesländern. (Die Gesamtbevölkerung belief sich zum genannten Zeitpunkt auf ca. 79,1 Millionen Menschen.) 20,3 Prozent der Gesamtbevölkerung waren 60 Jahre und älter, in den alten Bundesländern 20,5 Prozent, in den neuen Bundesländern 18,4 Prozent (vgl. den Stand von 1989 in Tabelle 1; Angaben in 1000).

Die Anzahl älterer Menschen ist in diesem Jahrhundert deutlich gestiegen. Im Jahre 1900 lebten im Deutschen Reich bei einer Gesamtbevölkerung von 65 Millionen Einwohnern nur 5,1 Millionen 60jährige und ältere Menschen. Der gestiegene Anteil der 60jährigen und älteren an der Gesamtbevölkerung in der Bundesrepublik Deutschland hat seine Ursache zum einen im Rückgang der *Säuglingssterblichkeit*. Zum anderen ist gerade in den letzten Jahrzehnten die *Sterblichkeitsrate im mittleren Erwachsenenalter* (30 bis 60 Jahre) deutlich gesunken. Aufgrund der großen medizinischen Fortschritte und der Verbesserung der Lebensbedingungen in diesem Jahrhundert erreichen immer mehr Menschen ein hohes Alter.

Tabelle 1

Verteilung der 60jährigen und älteren Menschen in Deutschland

Alter	Alte Bundesländer	Neue Bundesländer	Gesamt
60–64	3 460,5 (5,5 %)	827,7 (5,1 %)	4 288,2 (5,4 %)
65–69	3 160,9 (5,0 %)	719,0 (4,4 %)	3 879,9 (4,9 %)
70–74	1 802,7 (2,9 %)	387,8 (2,3 %)	2 190,5 (2,8 %)
75–79	2 258,3 (3,6 %)	532,1 (3,2 %)	2 790,4 (3,5 %)
80–84	1 494,1 (2,3 %)	353,9 (2,2 %)	1 848,0 (2,3 %)
85–89	678,2 (1,1 %)	147,5 (0,9 %)	825,7 (1,1 %)
90 +	220,2 (0,4 %)	39,8 (0,3 %)	259,8 (0,3 %)

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1991

Der Vergleich mit den zurückliegenden drei Jahrzehnten weist eine kontinuierliche Zunahme älterer, vor allem *hochbetagter* Menschen (80 Jahre und älter) aus (vgl. Tabelle 2; diese Daten beziehen sich auf die ehemalige Bundesrepublik Deutschland; angegeben in 1000 und in Prozent). Die Gruppe der 60jährigen und älteren Menschen ist in diesen drei Jahrzehnten um 28 Prozent gestiegen, die Gruppe der 80jährigen und älteren Menschen sogar um 170 Prozent.

Tabelle 2

Anteil älterer und hochbetagter Menschen in der Gesamtbevölkerung

	Gesamtbevölkerung	60 Jahre und älter	80 Jahre und älter	90 Jahre und älter
1959*	52 800	8 600 16,3 %	742 1,4 %	33 0,06 %
1969	60 850	11 500 18,0 %	1 110 1,8 %	76 0,12 %
1980	61 600	11 900 19,3 %	1 600 2,6 %	129 0,21 %
1989	62 680	13 100 20,9 %	2 400 3,8 %	220 0,35 %

* altes Bundesgebiet ohne Berlin

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1991

Dieser Anstieg wird sich in Zukunft fortsetzen und sogar noch *steiler verlaufen* – das zeigen entsprechende Modellrechnungen des Statistischen Bundesamtes (vgl. Tabelle 3; gültig für das Bundesgebiet vom 3. 10. 1990; angegeben in 1000 und in Prozent). Aus diesen Daten lassen sich mehrere künftige Entwicklungen in der Bevölkerungsstruktur ablesen: Bis zum Jahre 2030 *verringert sich demnach die Gesamtbevölkerung* erheblich. Mit

Tabelle 3

Zukünftiger Anteil älterer und hochbetagter Menschen an der Gesamtbevölkerung

	Gesamtbevölkerung	60 Jahre und älter	80 Jahre und älter
1989	79 100	16 100 20,4 %	3 000 3,8 %
2000	80 000	18 800 23,4 %	2 600 3,2 %
2010	78 000	20 400 26,1 %	3 600 4,6 %
2020	74 000	21 900 29,6 %	4 500 6,1 %
2030	68 700	24 200 35,2 %	4 100 6,0 %

Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden

diesem Rückgang der Gesamtbevölkerung geht eine Zunahme der absoluten Anzahl 60jähriger und älterer Menschen einher (16,1 Millionen im Jahre 1989, 24,2 Millionen im Jahre 2030). Diese simultan verlaufenden Entwicklungen spiegeln sich in dem rapiden Anstieg des *relativen* Anteils Älterer an der Gesamtbevölkerung wider (Zunahme um 61,5 Prozent in der Gruppe 60 +, um 59 Prozent in der Gruppe 80 +).

1. Die steigende Lebenserwartung ist ein internationales Phänomen

Die alten und die neuen Bundesländer unterscheiden sich den Voraussagen zufolge in der weiteren demographischen Entwicklung. Während der Anteil der 60jährigen und älteren Bevölkerung in den alten Bundesländern im Jahre 2000 23,8 Prozent betragen wird, liegt der gleiche Prozentsatz in den neuen Bundesländern deutlich unter diesem, nämlich bei 21,2 Prozent. In den darauffolgenden 25 Jahren wird demnach der Zuwachs in den neuen Bundesländern zwar stärker sein, aber der tatsächliche Anteil letztlich immer noch deutlich unter dem der alten Bundesländer liegen: in Ostdeutschland 28,1 Prozent, in West- und Süddeutschland 32,6 Prozent.

Die Abweichungen zwischen West- und Ostdeutschland sind auf die fortbestehenden Unterschiede in der *Lebenserwartung* zurückzuführen: 1990 betrug die Lebenserwartung für männliche Neugeborene in Westdeutschland 72,1 Jahre, in Ostdeutschland nur 69,7 Jahre, für weibliche Neugeborene in Westdeutschland 78,8 Jahre, in Ostdeutschland 75,7 Jahre. Ursache für die Unterschiede in der Lebenserwartung sind die verschiedenen *Lebensbedingungen* in West- und Ostdeutschland. Dabei spielen vermutlich auch die höheren *ökologischen Belastungen* in den neuen Bundesländern eine große Rolle. Im vergangenen Jahr wies Bundesumweltminister *Klaus Töpfer* darauf hin, daß die durchschnittliche Lebenserwartung in der Region Bitterfeld – in der die ökologischen Belastungen am höchsten sind – um zwei Jahre niedriger als in den anderen Regionen der ehemaligen DDR und um fünf Jahre niedriger als in den westlichen Bundesländern liege. Da die zwischen West- und Ostdeutschland bestehenden Unterschiede in der Lebenserwartung vor allem auf die verschiedenartigen Lebensbedingungen zurückzuführen sind, ist damit zu rechnen, daß die nach der Vereinigung einsetzenden Bemühungen um Verbesserung der Lebensbedingungen langfristig *Auswirkungen auf die Lebenserwartung* haben werden. Aus diesem Grunde ist es durchaus möglich, daß die angeführte Modellrechnung durch die Realität korrigiert wird.

Eine *Analyse der Bevölkerungsentwicklung im internationalen Vergleich*, die 1990 von den Vereinten Nationen veröffentlicht wurde, zeigt im übrigen, daß es sich bei der steigenden Lebenserwartung um ein internationales Phänomen handelt. Im Jahr 1988 war demnach der Anteil der 60jährigen und älteren Menschen in den nordeuropäischen Ländern, in den beiden deutschen Staaten sowie in Österreich besonders hoch (er lag in diesen Ländern bei 20 bis 22 Prozent). In einigen Ländern ist der Anteil älterer Menschen vergleichsweise gering (vor allem in Albanien; dort beläuft sich der Anteil auf sieben Prozent). In den osteuropäischen Ländern fällt der Anteil Älterer durchweg geringer aus als in den nord-, west- und südeuropäischen. Trotzdem weisen demographische Analysen darauf hin, daß in allen europäischen Staaten (mit Ausnahme von Albanien) in den vergangenen Jahren eine (deutliche) Zunahme Älterer zu beobachten war.

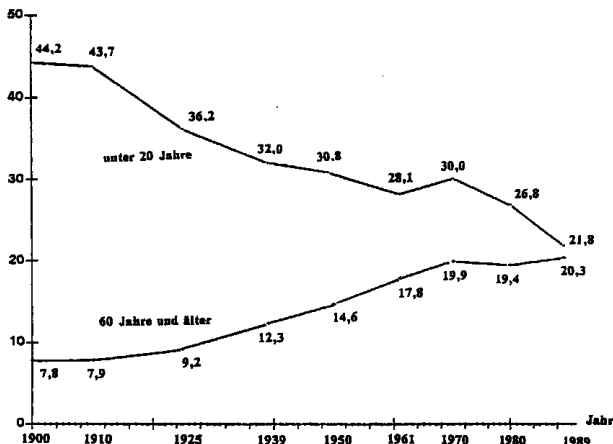
Diese Entwicklung wird sich in Zukunft fortsetzen. Bis zum Jahre 2000 wird in allen europäischen Ländern (mit Ausnahme Irlands und Norwegens) der Anteil älterer Menschen zunehmen. Allerdings weichen die einzelnen Länder im Grad der Zunahme deutlich voneinander ab. Im Jahre 2000 wird in Deutschland der Anteil Älterer (mit 23,8 Prozent) höher sein als in allen anderen europäischen Ländern. *Deutschland ist also Vorreiter* in den Veränderungen des Bevölkerungsaufbaus. Bis zum Jahre 2030 wird in allen europäischen Ländern der Anteil der 60jährigen und älteren Menschen weiter zunehmen; in vielen Ländern liegt dann der Anteil bei oder über 30 Prozent (in der Bundesrepublik Deutschland vermutlich bei 35,2).

2. Mehr alte und zugleich weniger junge Menschen

Aber wir haben es in dem Zusammenhang nicht nur mit einer Zunahme älterer Menschen, sondern auch mit einer deutlichen *Abnahme jüngerer Menschen* zu tun. Die Verschiebungen im Bevölkerungsaufbau sind *sowohl auf die deutlich gestiegene durchschnittliche Lebenserwartung als auch auf den Geburtenrückgang* zurückzuführen (vgl. dazu die Gegenüberstellung des Bevölkerungsanteils der noch nicht 20jährigen und der 60jährigen und älteren im Zeitraum von 1900 bis 1989 in der Graphik). Eine Gegenüberstellung der Lebenserwartung und der Anzahl der Geburten im Jahre 1900 und im Jahre 1989 veranschaulicht die Entwicklung: 1900 erreichten 44 Prozent der neugeborenen Jungen und 51 Prozent der neugeborenen Mädchen das Alter von 60 Jahren; 1989 erhöhte sich dieser Anteil in den alten Bundesländern auf 84 bei den Jungen und 91,5 bei den Mädchen. 1900 fielen auf 100 Frauen ungefähr 400 lebendgeborene Kinder, 1989 hingegen nur noch 140 (alte Bundesländer) bzw. 150 (neue Bundesländer).

Die quantitativen Veränderungen beim prozentualen Anteil der Generationen haben unmittelbare Auswirkungen auf die *ökonomischen Belastungen, die der „mittleren“ Generation durch die „jüngere“ und „ältere“ Generation erwachsen*. In bevölkerungswissenschaftlichen Arbeiten wird als „jüngere Generation“ die Altersgruppe von 0 bis unter 20 Jahre verstanden – sie steht im „noch nicht erwerbsfähigen“ Alter; als „mittlere Generation“ die 20- bis unter 60jährigen – diese Gruppe ist im „erwerbsfähigen“ Alter; als „ältere Generation“ gelten diejenigen, die 60 Jahre und älter sind – sie umfassen diejenigen im „nicht mehr erwerbsfähigen“ Alter.

Bevölkerungsanteil der noch nicht 20jährigen und der 60jährigen und älteren 1900–1989



bis 1939 Deutsches Reich, danach heutiges Bundesgebiet (in Prozent)

Quelle: Statistisches Bundesamt, Wiesbaden

Die Veränderungen im zahlenmäßigen Verhältnis zwischen der jüngeren, der mittleren und der älteren Generation gehen aus einer Modellrechnung des Statistischen Bundesamtes (1990) für die alten Bundesländer hervor (vgl. Tabelle 4, angegeben in Prozent). Für die Zukunft ergibt sich demnach folgende Entwicklung im zahlenmäßigen Verhältnis zwischen der jüngeren, der mittleren und der älteren Generation: Der Anteil der „jüngeren“, noch nicht im Erwerbsleben stehenden Generation wird von heute bis zum Jahre 2030 um ein Viertel abnehmen. Im gleichen Zeitraum wird der Anteil der „mittleren“, im erwerbsfähigen Alter stehenden Generation um ca. 19 Prozent zurückgehen, während der Anteil der „älteren“, nicht mehr im Erwerbsleben stehenden Generation um ca. 84 Prozent zunehmen wird. Das Unterstützungspotential für ältere Menschen

wird in Zukunft erheblich abnehmen: einem kleiner werdenden Anteil jüngerer Menschen steht ein zunehmender Anteil älterer Menschen gegenüber.

Tabelle 4
Zukünftiger prozentualer Anteil der Generationen an der Gesamtbevölkerung

	1985	1990	2000	2010	2020	2030
unter 20	24	20	20	17	15	15
20 bis unter 60	56	58	55	55	54	47
60 und älter	20	22	25	28	31	37

Quelle: Statistisches Landesamt, Wiesbaden

Die wachsenden *ökonomischen Belastungen der „mittleren“ durch die „ältere Generation“ spiegeln sich auch im Altersquotienten wider*, der sich berechnet aus der Anzahl der Personen im Alter von 60 Jahren und mehr sowie der Anzahl der Personen von 20 bis unter 60 Jahren. Im Jahr 1960 betrug der Altersquotient 0,29, im Jahre 1989 0,37; Modellrechnungen zufolge wird er im Jahr 2000 bei 0,45, im Jahr 2030 bei 0,77 liegen.

Die *Lebenserwartung* hat sich in diesem Jahrhundert erheblich erhöht. Zu Beginn des Jahrhunderts hatte ein neugeborenes Kind in Europa eine Lebenserwartung von 35 bis 40 Jahren, im Jahre 1970 bereits von 70 Jahren und Ende der achtziger Jahre von 75 Jahren. Die Lebenserwartung für ein neugeborenes Kind unterscheidet sich in den einzelnen europäischen Ländern z.T. erheblich. Auch die Unterschiede zwischen der Lebenserwartung von Frauen und Männern (wobei Frauen grundsätzlich eine höhere Lebenserwartung als Männer haben) sind in den einzelnen Ländern verschieden stark ausgeprägt: besonders auffällig sind die Abweichungen in der bisherigen Sowjetunion (Männer: 64,2 Jahre; Frauen: 80 Jahre), in Ungarn (Männer: 65,7 Jahre; Frauen: 76 Jahre) sowie in Polen (Männer: 66,8 Jahre; Frauen: 75,2 Jahre). Zu den Ländern mit der höchsten Lebenserwartung gehören im Fall von *männlichen* Neugeborenen *Island, Griechenland, Schweden, Spanien* und die *Schweiz*, bei *weiblichen* Neugeborenen *Frankreich, die Niederlande, Schweden* und die ehemalige *Sowjetunion*.

3. Die Scheidungshäufigkeit von „Altehen“ nimmt zu

In den alten Bundesländern haben 60jährige Frauen eine Lebenserwartung von ca. 27,5 Jahren, 60jährige Männer von ca. 19 Jahren. Bei 75jährigen

Frauen beträgt die Lebenserwartung in den alten Bundesländern ca. 19,5 Jahre, bei 75jährigen Männern ca. 13,5 Jahre. In den neuen Bundesländern ist die Lebenserwartung in den einzelnen Altersgruppen geringer als in den alten Bundesländern.

Aufgrund der unterschiedlichen Lebenserwartung von Frauen und Männern zeigen sich im Alter wachsende Unterschiede im quantitativen Verhältnis zwischen den beiden Geschlechtern. Für die *Gesamtbevölkerung der Bundesrepublik Deutschland* ergibt sich zwischen Frauen und Männern ein Verhältnis von 111:100. In der *Gruppe der 60jährigen und älteren Menschen* beträgt dieses Verhältnis bereits 200:100, in der *Gruppe der 85jährigen und älteren Menschen* 300:100 und in der *Gruppe der Hundertjährigen* 500:100. Dieses Zahlenverhältnis wird sich in den kommenden Jahren nicht sehr verändern, wie aus einer Modellrechnung für die Gruppe der 80jährigen hervorgeht. Demnach wird sich der Anteil der Frauen bei den 80jährigen und älteren von 73 Prozent im Jahre 1995 zunächst auf 76 Prozent erhöhen, dann aber bis zum Jahr 2010 auf 71 Prozent verringern; der Anteil der Männer soll von 27 Prozent im Jahre 1995 auf 24 Prozent im Jahr 2000 zurückgehen, jedoch bis 2010 auf 29 Prozent ansteigen.

Große Unterschiede weist der *Familienstand älterer Männer und Frauen* auf. Von den 60jährigen und älteren Männern sind 80 Prozent verheiratet; von den Frauen dieser Altersgruppe hingegen nur 50 Prozent. In der Gruppe der 75jährigen und älteren Menschen nehmen diese Unterschiede weiter zu: 63,4 Prozent der Männer dieser Altersgruppe, doch nur 16,1 Prozent der Frauen sind verheiratet; 30 Prozent der Männer und 70,4 der Frauen sind verwitwet. Der Anteil der ledigen Männer und Frauen ist in der Gruppe der 60jährigen und älteren Menschen gering: nur 4,5 Prozent der Männer und 10,9 der Frauen; geschieden sind 1,5 Prozent der Männer und 2,6 der Frauen.

Ganz allgemein haben in der Bundesrepublik Deutschland von 1970 bis 1989 die *Ehescheidungen* deutlich zugenommen (vgl. Tabelle 5): Jede dritte Ehe, die nach 1975 geschlossen wurde, wurde bis 1990 geschieden. Eine Zunahme der Scheidungshäufigkeit ist jedoch nicht nur in den relativ jungen Ehen, sondern auch in den „Altehen“ anzutreffen. Von 1960 bis 1989 vervierfachte sich die *Scheidungshäufigkeit von Altehen* (definiert als Ehedauer von 26 und mehr Jahren). Während 1960 im damaligen Bundesgebiet ohne Westberlin 2320 Scheidungen von Altehen gezählt wurden, waren es 1980 5900 Scheidungen dieser Art und 1989 bereits 11436. Darüber hinaus haben in der Bundesrepublik Deutschland die *nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften* im Zeitraum von 1972–1989 deutlich zugenommen (vgl. Tabelle 6; hierbei handelt es sich um Schätzungen auf der Basis von Ergebnissen des *Mikrozensus*; sie gelten nur für die al-

ten Bundesländer). Die Zunahme geschiedener Ehen (vor allem der Altehen sowie der nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften) wirkt sich auch auf den Familienstand im Alter aus. Es ist davon auszugehen, daß in der Gruppe der 60jährigen und älteren Menschen die *Anzahl lediger und geschiedener Personen kontinuierlich weiter zunehmen wird.*

Tabelle 5
Ehescheidungen

	Alte Bundesländer	Neue Bundesländer
1970:	76 520	27 407
1980:	96 222	44 795
1985:	128 124	51 240
1989:	126 628	50 063

Quelle: Statistisches Jahrbuch 1991

Tabelle 6
Nichteheliche Lebensgemeinschaften

1972:	137 000
1978:	348 000
1982:	516 000
1985:	686 000
1986:	731 000
1987:	778 000
1988:	820 000
1989:	842 000

Quelle: Mikrozensus

Zusammen mit der Tatsache, daß die Anzahl der Kinder pro Familie rückläufig ist (in der Regel treffen wir nur noch ein Kind pro Familie an, manchmal zwei Kinder, nur selten drei und mehr Kinder), legen die demographischen Entwicklungen (sowohl im Altersaufbau unserer Gesellschaft als auch im Familienstand) somit den Schluß nahe: Die älteren Menschen werden in Zukunft über *weniger Familienbeziehungen* verfügen als heute.

Im Jahr 1972 waren 3,5 Prozent der 23 Millionen Haushalte in den alten Bundesländern Drei-Generationen-Haushalte. 1982 ging diese Zahl auf 1,9 Prozent zurück, 1990 betrug sie nur noch 1,1 Prozent. Auch die Anzahl der Zwei-Generationen-Haushalte ging zurück, während die Anzahl der Ein-Generationen-Haushalte und der Ein-Personen-Haushalte deut-

lich zugenommen hat und weiter zunehmen wird. Wie aus dem Mikrozensus hervorgeht, waren 1988 56 Prozent der ca. sieben Millionen Haushalte mit einem 65jährigen und älteren Haushaltsvorstand Ein-Personen-Haushalte (der Anteil der Ein-Personen-Haushalte in der Gesamtbevölkerung belief sich auf 35 Prozent). *Mit wachsendem Alter nimmt die Anzahl der Ein-Personen-Haushalte zu.* 60 Prozent der 75jährigen und älteren Frauen und fast 25 Prozent der 75jährigen und älteren Männer leben in einem Ein-Personen-Haushalt. Der größte Teil der älteren Generation lebt folglich nicht mit anderen Generationen zusammen. Darüber hinaus leben hochbetagte Menschen häufig ganz alleine im Haushalt.

4. Das unabhängige Wohnen ist nicht mit Isolation gleichzusetzen

Die große Anzahl der Ein-Generationen- und Ein-Personen-Haushalte im höheren Lebensalter darf jedoch *nicht mit Isolation gleichgesetzt werden*. Die meisten älteren Menschen wünschen einen eigenen Haushalt und meiden das Zusammenleben mit den Kindern. Sie verfügen meistens über rege und subjektiv zufriedenstellende familiäre Beziehungen. Das unabhängige Wohnen wirkt sich in der Regel positiv auf die Gestaltung der familiären Beziehungen aus.

Nur 3,6 Prozent der 60jährigen und älteren Menschen leben derzeit in einer stationären Einrichtung. Die Angebote reichen hier vom *Altenwohnstift* oder *Altenwohnheim* über das *Altenheim* bis hin zum *Altenpflegeheim*. Das Wohnen in einer stationären Einrichtung muß für die Betroffenen keineswegs „Unselbständigkeit“ bedeuten, da ein Großteil der Bewohner stationärer Einrichtungen den Alltag selbstverantwortlich gestalten kann und höchstens in einzelnen Tätigkeiten auf Unterstützung angewiesen ist.

Wie Wohnbauanalysen des *Kuratoriums Deutsche Altershilfe* ergeben haben, liegen in den alten Bundesländern in drei Millionen Wohnungen mit einem 65jährigen und älteren Haushaltsvorstand *deutliche Mängel in der Bausubstanz*, in der *sanitären Ausstattung* sowie in der *Wohnungslage* vor; darüber hinaus weisen diese Wohnungen *mehrere Barrieren* auf. In einer Million Wohnungen sind diese Mängel so gravierend, daß sie die Selbständigkeit stark beeinträchtigen und einen *Risikofaktor* für die gesundheitliche Situation darstellen. In den neuen Bundesländern sind Wohnungsmängel ein allgemeines, die Gesamtbevölkerung betreffendes Problem. Aber auch hier leben ältere Menschen in Wohnungen, die im Durchschnitt eine geringere Qualität aufweisen als die Wohnungen jüngerer Menschen.

5. Die meisten älteren Menschen verfügen über ein hohes Maß an Kompetenz

Auch wenn es der heutigen älteren Generation in finanzieller Hinsicht deutlich besser geht als den früheren älteren Generationen und der Großteil älterer Menschen mit seiner finanziellen Situation zufrieden ist, so sind dennoch jene älteren nicht zu übersehen, die in Armut leben. Die EG-Kommission empfiehlt, ein Einkommen von 50 Prozent des Durchschnittseinkommens eines Landes als *Schwelle der Einkommensarmut* zu werten. Bei 40 Prozent des Durchschnittseinkommens wird von „strenger Armut“ gesprochen. Aus den Ergebnissen des sozio-ökonomischen Panels geht hervor, daß die Armut in der Bevölkerung heute nicht mehr so stark von der Altersarmut bestimmt wird wie in den 60er Jahren. Trotzdem lagen 1986 in den alten Bundesländern 19 Prozent der Haushalte mit einem 65jährigen und älteren Haushaltsvorstand *unterhalb oder an der 50-Prozent-Grenze der Armut; 9 Prozent erreichten oder unterschritten die 40-Prozent-Grenze*, lebten also in strenger Armut.

Aus diesen demographisch beschriebenen Entwicklungen ergeben sich eine Reihe von Herausforderungen für die Gesellschaft, die erst in begrenztem Umfang ins allgemeine Bewußtsein gedrungen sind. In der öffentlichen Diskussion wird der wachsende Anteil älterer Menschen vorwiegend unter dem Aspekt der *Hilfs- und Pflegebedürftigkeit* und daraus erwachsender *Belastungen* für die öffentliche Hand thematisiert. Es wird jedoch zuwenig beachtet, daß die meisten älteren Menschen über ein hohes Maß an Kompetenz verfügen, deren Erhaltung und Nutzung gleichfalls eine wichtige Aufgabe für Gesellschaft und Staat bildet. Insofern werden die Chancen, die der Gesellschaft aus den demographischen Entwicklungen erwachsen können, über den unleugbaren Problemen oft übersehen.

Zu diesen Chancen sind vor allem die *reichen Erfahrungen* älterer Menschen zu rechnen. Die zahlreichen Initiativen Älterer für Jüngere machen deutlich, daß die jüngere Generation – zum Beispiel beim Einstieg in das Berufsleben – von den Erfahrungen der älteren Generation sehr profitieren kann (siehe zum Beispiel Initiativen wie „Jung hilft Alt“, „Wissensbörse“). Eine Gesellschaft, die die Erfahrungen und das Wissen im Alter anerkennt und nutzt, trägt dazu bei, daß sich noch mehr ältere Menschen als heute in *ehrenamtlichen Tätigkeiten engagieren und Erfahrungen und Wissen zur Verfügung stellen*. Schon durch kleinere Starthilfen (finanzielle Unterstützung, Nutzung öffentlicher Gebäude) können neue Initiativen Älterer in Gang gesetzt werden; dies zeigen viele Projekte, die in der Vergangenheit begonnen wurden. Medien müßten häufiger über die kreativen Potentiale Älterer sowie über gelungene Formen intergenerationeller Beziehungen berichten (siehe zum Beispiel die Projekte „Besuche im Ge-

schichtsunterricht“ oder „Schüler befragen ältere Menschen“). – Dadurch würden Anregungen zum Einsatz eigener Erfahrungen und Fähigkeiten gegeben.

Kulturelle, soziale, sportliche Angebote, die sich auch an Ältere richten, stellen einen wichtigen Beitrag der Gesellschaft für die Aufrechterhaltung und Förderung der Kompetenz im Alter dar. Bei solchen Angeboten ist darauf zu achten, daß ältere Menschen nicht „betreut“ oder als „passive Rezipienten“ angesehen werden wollen. Vielmehr suchen sie nach Möglichkeiten, Veranstaltungen und Unternehmungen aktiv mitzuplanen. Der Besuch von *Bildungsveranstaltungen* (in Akademien für Ältere, in Volkshochschulen, in kirchlichen Einrichtungen, in Universitäten) wird von einer wachsenden Anzahl Älterer als bedeutender Teil des Alltags angesehen. Die Teilnahme Älterer an *Sportveranstaltungen* nimmt kontinuierlich zu.

6. Rehabilitationsangebote sind völlig unzureichend

Auch eine altenfreundliche Gestaltung *öffentlicher Verkehrsmittel* wird immer wieder eingefordert. Nicht selten können ältere Menschen bestehende Angebote nicht nutzen, da der öffentliche Nahverkehr nicht ausreichend ausgebaut ist bzw. öffentliche Verkehrsmittel Barrieren aufweisen, die von einem (auch leicht) behinderten Menschen nur schwer bewältigt werden können.

Unzureichende Wohnqualität sowie eingeschränkte finanzielle Ressourcen können Selbständigkeit und Lebensqualität im Alter deutlich verringern. Eine Politik für ältere Menschen setzt es sich zum Ziel, derartige Risikosituationen abzubauen oder zu verringern. Ältere Menschen sind zwar keine Problemgruppe; der größte Teil der älteren Generation führt ein selbständiges und zufriedenes Leben; er ist nicht auf besondere politische Unterstützung angewiesen. Aber es gibt auch in der Generation der älteren Menschen Problemgruppen, bei denen die objektiven Lebensbedingungen unzureichend sind.

Im hohen Lebensalter nimmt zwar die *Gefahr der Erkrankung* (sowohl der chronischen Erkrankungen als auch der Multimorbidität) zu. Diese Erkrankungen bedeuten jedoch keineswegs grundsätzlich Hilfs- oder Pflegebedürftigkeit. In der öffentlichen Diskussion neigt man nicht selten dazu, Erkrankungen im Alter mit Hilfs- oder Pflegebedürftigkeit gleichzusetzen. Diese Gleichsetzung schadet den Bemühungen, die Altersmedizin weiterzuentwickeln und die Behandlungsangebote auszubauen. Wie Arbeiten aus der Geriatrie (Altersmedizin) zeigen, sind Erkrankungen im Alter

mehr, als man das gemeinhin annimmt, behandelbar. Bleibt hingegen diese Behandlung aus, so kann infolge dieser Erkrankungen Hilfs- oder sogar Pflegebedürftigkeit entstehen. Ein wichtiges Ziel der ärztlichen Behandlung besteht gerade in der *Vermeidung von Hilfs- oder Pflegebedürftigkeit*. Durch verbesserte Diagnostik und Behandlung kann erheblich zur Verwirklichung dieser Zielsetzung beigetragen werden.

Obwohl in der Bundesrepublik Deutschland schon in den 70er Jahren Arbeiten erschienen sind, die auf die Erfolge der *Rehabilitation im Alter* hinweisen, sind die Rehabilitationsangebote für Ältere bislang völlig unzureichend. Von Medizinern wird darauf hingewiesen, daß 40 Prozent der pflegebedürftigen älteren Menschen nicht pflegebedürftig wären, wenn sie die Möglichkeit der Rehabilitation gehabt hätten.

Die Rehabilitation hat positive Auswirkungen auf die körperliche, seelische und intellektuelle Leistungsfähigkeit älterer Menschen. Durch sie läßt sich nicht nur die *Selbständigkeit Älterer* erheblich steigern, sondern in den meisten Fällen auch eine drohende *Pflegebedürftigkeit vermeiden*. In anderen Fällen kann durch Rehabilitation eine bestehende Pflegebedürftigkeit gelindert werden. Das *Gesundheitsreformgesetz* ist aus gerontologischer Sicht auch deswegen von großer Bedeutung, weil dort das Recht älterer Menschen auf Rehabilitation (mit dem Ziel, Pflegebedürftigkeit zu vermeiden oder zu lindern) gesetzlich verankert ist. Eine bedeutende Aufgabe der Zukunft ist es, das Angebot stationärer, teilstationärer und ambulanter Rehabilitation für Ältere systematisch auszubauen.

93 Prozent der chronisch erkrankten, hilfsbedürftigen oder pflegebedürftigen Menschen werden von Familienangehörigen unterstützt. Das Ausmaß notwendiger Unterstützung variiert allerdings erheblich mit der Schwere der Erkrankung und Behinderung. Eine wachsende Anzahl von Familien muß umfassende Unterstützung und Pflege leisten. Meistens übernehmen diese die Töchter oder Schwiegertöchter (nicht selten wird sie auch von Ehefrauen, sehr selten hingegen von Ehemännern ausgeübt).

7. Welche Unterstützung älterer Menschen kann von den Familien kommen?

Die *Unterstützung eines schwer erkrankten Angehörigen* stellt sowohl physisch wie auch psychisch eine sehr belastende Aufgabe dar, die ohne institutionelle Unterstützung kaum zu leisten ist. Aus diesem Grunde sind die Familien auf finanzielle oder sachliche Unterstützung durch die öffentliche Hand angewiesen. Allerdings stellt sich die Frage, ob nicht der *Sachhilfe der Vorzug vor der finanziellen Hilfe* gegeben werden sollte. Diese

Frage ist insofern von Bedeutung, als die Unterstützung durch ambulante Dienste in der Regel eine höhere fachliche Kompetenz bei der Unterstützung und Pflege schwer erkrankter Menschen gewährleistet.

Nicht nur der Ausbau der ambulanten Dienste ist dringend notwendig, sondern auch die *Erweiterung des teilstationären* (zum Beispiel die Tagespflege) *und des stationären Angebots*. Allerdings erschwert die öffentliche Meinung über die Arbeit in stationären Einrichtungen – die nicht selten von Politikern geteilt wird – die Gewinnung von Mitarbeitern für diese Einrichtungen und trägt dazu bei, daß die meisten älteren Menschen diese Wohnalternative von vornherein ablehnen. In den Medien wird hauptsächlich über Konflikte in stationären Einrichtungen berichtet, hingegen nicht über die zahlreichen gelungenen Formen stationärer Altenarbeit sowie über die wertvolle Arbeit, die in diesen Einrichtungen geleistet wird.

Dabei macht schon der Blick auf die zukünftige demographische Entwicklung deutlich, daß in Zukunft die stationäre Altenarbeit ein immer größeres Gewicht gewinnen wird. Die familiären Ressourcen nehmen in Zukunft deutlich ab, so daß *nicht mehr von der Familie als hauptverantwortlicher Institution für die Unterstützung älterer Menschen ausgegangen werden kann*. Wenn nicht bereits heute attraktive stationäre Angebote – die ja vorhanden sind und als Vorbild dienen können – weiter ausgebaut werden, sind Staat und Gesellschaft auf die zukünftigen Herausforderungen des Alters unzureichend vorbereitet.

Sowohl in der ambulanten als auch in der stationären Altenpflege ist heute bereits ein *Personalnotstand* erkennbar. Dieser ist auch auf die unzureichenden Arbeits- und Berufsbedingungen von Altenpflegern zurückzuführen. Die bundeseinheitliche Regelung des Altenpflegegesetzes – die von der früheren Bundesministerin für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit, *Ursula Lehr*, angestrebt wurde – ist bislang am Einspruch einzelner Bundesländer gescheitert. Es ist zu hoffen, daß das Vorhaben der heutigen Bundesministerin für Familie und Senioren, *Hannelore Rösch*, die bundeseinheitliche Regelung des Altenpflegegesetzes zu verwirklichen, Erfolg haben wird. Es ist dringend notwendig, in allen Bundesländern eine dreijährige Ausbildung einzuführen: Die Entrichtung eines Schulgeldes sollte unbedingt entfallen. Ansonsten würde der Beruf der Altenpflege auch in Zukunft diskriminiert werden; die Gewinnung von neuen Mitarbeitern wäre weiterhin erschwert.

Altenpfleger(innen) benötigen eine kontinuierliche Fort- und Weiterbildung sowie Supervisions- und Balint-Gruppen-Angebote. Die Fort- und Weiterbildung ist schon deshalb unverzichtbar, da die gerontologischen Erkennt-

nisse rapide zunehmen und möglichst rasch in die praktische Arbeit umgesetzt werden müssen. Darüber hinaus schafft die Fort- und Weiterbildung auch Möglichkeiten der Weiterqualifikation, die die Motivation zur Wahl des Altenpflegeberufes erhöhen kann. Die Supervision sowie die Teilnahme an Balint-Gruppen eröffnet die Möglichkeit, die zum Teil belastenden Erfahrungen im Beruf zu verarbeiten sowie in Problemsituationen effektiver zu handeln.

8. Eine Anhebung der Altersgrenze ist nicht problematisch

Die zunehmenden ökonomischen *Belastungen der mittleren, im Erwerbsleben stehenden Generation* werden nur durch Veränderungen in der *Arbeitsmarktpolitik* und *Sozialpolitik* verringert werden können. Es ist zu erwarten, daß die Altersgrenze in Zukunft *nach oben verschoben* werden wird – nur so kann die Finanzierung der Renten gesichert werden. Da die berufliche Leistungsfähigkeit der meisten Menschen im sechsten Lebensjahrzehnt hoch ist und auch über diesen Zeitraum hinaus erhalten bleibt, ist aus gerontologischer Sicht der Anstieg der Altersgrenze *nicht problematisch*. Besonderes Gewicht sollte in Zukunft jedoch auf die Gestaltung des Arbeitsplatzes sowie auf die Verwirklichung von Modellen des *gleitenden Übergangs* in den Ruhestand gelegt werden, da dadurch eine bessere Anpassung der Arbeit an die spezifischen Fähigkeiten, Fertigkeiten und Bedürfnisse älterer Arbeitnehmer erreicht und damit die Berufsmotivation erhöht wird. Ein weiterer Weg zur Entlastung der mittleren Generation wird durch eine Pflegeversicherung geschaffen (vgl. HK, April 1988, 198 ff.). Für diese müssen baldmöglichst die gesetzlichen Grundlagen geschaffen werden, weil schon heute die Pflege durch die Familie allein nicht mehr geleistet werden kann.

III. Leben im Alter –

Zum theologischen und anthropologischen Grundverständnis des Alters

Karl Rahner

Man könnte sagen, daß ich für diese Aufgabe geeignet sein müßte, weil ich einerseits Theologe bin und andererseits bald 80 Jahre sein werde. Aber ganz so einfach ist es doch nicht. Denn man wird nicht sagen können, daß das Altern und das Alter in der traditionellen Theologie sehr ausdrücklich und eingehend bedachte Themen sind. Man müßte also in einer solchen *Theologie des Alters* zunächst einmal bei anderen *anthropologischen Disziplinen* nach deren Wissen um das Alter sich erkundigen *und dann* fragen, ob und wie solche Erkenntnisse auch *eine theologische Bedeutung* haben *und in der Theologie vertieft* werden können. Aber auch solche Anfragen setzen doch eine Kompetenz voraus, die mir mangelt und – auch ein Beitrag zu einer theologischen Gerontologie – in meinem Alter von mir nicht mehr erworben werden kann. Wenn ich mich z.B. in das dicke Buch von *Simone de Beauvoir* über das Alter vertiefe, vor der Unmasse von (freilich nicht immer wirklich synthetisierten) Informationen in diesem Buch stehe, dann wird man in meinem Alter kleinstütig vor der Aufgabe, die einem zugemutet wird, hat aber auch (wieder selbst ein winziger Beitrag zu dieser Theologie des Alters) den Eindruck, ruhig ein wenig kleinstütig zu sein, weil die ehrliche Geduld mit seiner eigenen Schwäche und Kleinstütigkeit auch zum Recht und zur Aufgabe des Alters zugleich gehört. Ich kann auch nicht einfach das zusammensuchen und zusammenbauen, was auf dem Gebiet der Theologie selbst Schrift und Tradition ausdrücklich zum Thema des Alters sagen. Denn *in der Schrift allein* ist dazu vielleicht *Wichtiges und Großartiges* gesagt, *aber gewiß keine gleichmäßig ausgebaute und ausdrückliche Theologie des Alters*, so daß der Versuch, daraus eine systematische Lehre zu machen, im Grunde nur das System des Theologen und nicht wirklich das der Schrift selber erbringen könnte. Eine *Berufung auf die Tradition der Kirche* würde sehr rasch *in die unermeßliche Weite und Vielfalt der verschiedensten Stile des Alterns und des Alters und deren Interpretationen in der Menschheit und ihrer Geschichte ausufern* müssen, schon weil menschliche und spezifisch christliche Lebenserfahrung gar nicht reinlich unterschieden werden können. Eine solche Aufgabe überschreitet die Möglichkeiten dieses Essays, die meiner Kompetenz und die meines Alters. So sind *hier nur ein paar zufällige Bemerkungen zu diesem Thema* möglich. Wenn ihre nicht noch einmal reflektierte und darum etwas zufällige Auswahl ein wenig die Eigenart des alten Mannes widerspiegelt, der ich bin, dann schadet das auch nichts.

1. Das Alter als Phänomen in Geschichte und Gesellschaft

Das menschliche Altern und das menschliche Alter, das wir selber erleben, ist letztlich eine gar nicht bis zum Ende analysierbare *Einheit von Natur und Geschichte, Physiologie und gesellschaftlicher Situation* (oder wie immer man diese unauflösbare Einheit in Zweiheit, die die ganze Existenz des Menschen durch all seine Dimensionen hindurch bestimmt, charakterisieren will). Der Mensch hat eine „Natur“, von der die Naturwissenschaften heute, von der Physik bis zur Biologie, von der Paläontologie bis zur heutigen Medizin, ungeheuer viel für eine naturwissenschaftliche Gerontologie zu sagen wissen und darin auch berichten, wie dieses biologische Wesen Mensch altert, wie dieser Vorgang des Alterns sich auswirkt in allen Dimensionen des menschlichen Wesens bis in die Spitzen seiner höchsten Geistigkeit hinein. Diese Naturwissenschaften (samt einer auch naturwissenschaftlich unterbauten Psychologie des Alters) können beschreiben, wie dieses Altern vor sich geht, auch wenn vielleicht diese Naturwissenschaften letztlich doch nicht wissen, warum diese komplexe biologische Wirklichkeit Mensch unweigerlich altert und stirbt. Aber selbst wenn alle diese Naturwissenschaften zusammen ihre Gerontologie entwickelt haben, ist das Alter und das Altern des Menschen noch nicht adäquat beschrieben, so daß man eben auch nicht sagen kann, der einzelne Mensch verstehe sein eigenes Alter und könne es richtig gestalten, wenn er es von den Naturwissenschaften allein her interpretiert. Altern und Alter sind vielmehr auch in letztlich nicht trennbarer Einheit mit ihrer biologischen Seite ein Phänomen gesellschaftlicher, geschichtlicher und kultureller Art. Man kann ebensogut (naturwissenschaftlich) sagen: Der Mensch altert und stirbt immer auf gleiche Weise (bei den Mumien usw. der ältesten Zeiten kann der Mediziner dieselben Krankheiten entdecken, die es heute noch gibt); wie man (gesellschaftlich und geschichtlich) auch sagen kann: *Das Altern, das Alter und das Sterben sind in jeder Epoche und gesellschaftlichen Situation* (die sich beide immer wieder ändern) *ganz verschieden*. Auch die zweite Aussage ist wahr. In einer primitiven Horde auf der Sammlerstufe lebt man das Alter und das Sterben anders als in einem heutigen Altersheim. Die gesellschaftliche Einschätzung des Alters, Macht oder Ohnmacht der Alten, Zahl der Alten und die normale Lebensdauer, Möglichkeiten des wirtschaftlichen und medizinischen Fertigwerdens mit der Situation des Alters usw. weisen in den verschiedenen Kulturkreisen, den verschiedenen Wirtschaftssystemen und gesellschaftlichen Verfassungen eine ungeheure Vielfalt von Gestalten und Formen auf, so daß man fast sagen könnte, das Alter komme in den verschiedenen Zeiten und Kulturen beinahe nur darin überein, daß es im Tode zu Ende geht. Dazu kommt, daß die ausdrückliche Interpretation des Alters und des Todes in den verschiedenen Kulturen, Religionen und Weltanschauungen in einem Rückstoß selber noch einmal mitwirkt an der Weise, wie das Altern und

das Sterben konkret gelebt wird, so daß es von daher noch einmal die verschiedensten Stile des Lebens der Alten und des Sterbens gibt. Dazu kommt schließlich, daß ein Mensch noch einmal in Einheit und unverrechenbarer Dualität nicht nur ein beliebiges Exemplar einer Gattung und eines Kollektivs ist, sondern auch der einmalig eine, der sein Leben in unvertretbarer Freiheit mitgestaltet. Auch von daher ist darum das Alter nicht bloß ein gesellschaftliches und kulturgeschichtliches Phänomen in einem sozio-kulturellen Kontext, sondern auch ein Stück des je Einmaligen, das jeder Mensch ist. Wenn das Alter so die letztlich nicht reinlich auflösbare Einheit von Natur und Geschichte und je einmaliger Existenz ist, dann ergibt sich schon für uns alte Leute eine simple und doch seltsame Konsequenz, mit der fertigzuwerden auch noch einmal zur Last und Aufgabe unseres Alters gehört. *Wir sind Natur, d.h., wir haben uns auch als die biologisch Alternden anzunehmen*, mit all dem, was damit schon an Abnahme unserer Vitalität, auch unserer geistigen Kräfte, unerbittlich gegeben ist, ohne sinnlosen Protest gegen Gott und die von ihm gewollte Natur. *Auch unser Alter ist ein Phänomen der Geschichte und der Gesellschaft*. Zwar haben wir Recht und Pflicht zu versuchen, die Gegenwart der Geschichte und unsere Gesellschaft mitzubestimmen und zu verändern, damit sie menschlicher und gerechter werden, aber diese geschichtliche und gesellschaftliche Situation, die unser Alter mitbestimmt und zu unserem Alter selber gehört, ist weithin innerhalb unserer eigenen Lebenszeit praktisch nicht veränderlich. Und also muß sie gelassen und geduldig hingenommen werden, und diese Tat gehört selber noch einmal zu unserem Alter, wenn es richtig bestanden wird.

2. Das Alter und die Vergangenheit

Das Alter bedeutet auch die Tatsache, daß wir schon unerbittlich den größten Teil unseres Lebens hinter uns gebracht haben. Das ist eine Binsenwahrheit, und doch muß man diesen Satz genau bedenken, um ihn wirklich zu verstehen. Wenn von einer „Tatsache“ die Rede ist, dann ist dieses Wort sehr richtig. Unsere Vergangenheit ist (wenigstens auf den ersten Blick, auf den noch ein zweiter folgen muß) eine objektive „Sache“, die (wenn auch nicht nur) durch die „Art“ unserer Freiheit entstanden und in einem wahren Sinn endgültig geworden ist. Wenn wir dann aber sagen, wir hätten unser Leben „hinter uns gebracht“, dann muß der genauer und tiefer denkende Mensch stutzen, erst recht, wenn er ein Christ ist. Denn wir müßten *eigentlich* sagen: *Wir haben unser Leben im Alter „vor uns gebracht“*. Die Freiheitsgeschichte unseres Lebens brachte aus den unzählig vielen Möglichkeiten wie aus einem dunklen Grund, der vorgegeben und nicht von uns verfügt hinter uns liegt, die konkrete Gestalt unseres Lebens durch unsere Freiheitstat hervor und vor uns. Und diese *ist* und steht vor dem prü-

fenden Blick unseres Gedächtnisses und unserer Erinnerung. Wie immer es bestellt sein mag mit bloß naturgeschichtlichen Vorkommnissen als solchen, wenn sie geschehen und vergangen sind, die Vergangenheit des Menschen mit seiner eigentlichen Freiheitsgeschichte ist nicht einfach etwas, was einmal war, jetzt einfach ins Nichts des Vergangenen hinuntergefallen wäre, verwest sei, nichts mehr sei. *Unser Leben ist gerade dadurch, daß es in Freiheit einmal geworden ist, wie es ist, nicht untergegangen, sondern aus dem dunklen Grund des bloß Möglichen als ewig Wirkliches hervorgegangen.* Wie man sich diese Tatsache des Immer-Bleibens der Freiheitsgeschichte verdeutlichen mag, was gewiß nicht ganz leicht ist, die Tatsache bleibt, ob man für ihr besseres Verständnis an das „Buch des Lebens“ appellieren will, in dem Gott im Himmel all unsere Taten verzeichnet hat, um uns danach zu richten, ob man lieber denkt, von unseren Lebenstaten empfangen der substantielle und bleibende Grund unserer geistigen Seele bleibende Eindrücke, die nicht mehr vergehen, auch wenn wir sie vergessen und andere Wasser der Zeitlichkeit über diesen Grund hinwegfließen, ob es uns gelingt, die Bleibendheit unserer nur scheinbar vergangenen Freiheitsgeschichte gegen unsere gefährliche „Vergeßlichkeit“ selber in sich zu vergegenwärtigen, das alles sind letztlich sekundäre Fragen gegenüber der unerbittlichen *Tatsache, daß wir jetzt im Alter die sind, die wir durch unser Leben hindurch geworden sind.* Man kann das zu vergessen und zu verdrängen suchen, die mit dem Alter gegebenen physiologischen Veränderungen unseres Gehirns können sowohl bewirken, daß wir vieles aus unserer Vergangenheit nicht mehr in Erinnerung rufen können oder daß wir uns an längst Vergangenes besser erinnern als an das, was vor kurzem geschah, es kann sein, daß unser Erinnerungsbild von unserer Lebensvergangenheit zum Freundlichen oder zum Erschreckenden hin abweicht von unserer wirklichen Lebensgeschichte. All das ändert nichts daran, daß wir in unserem Alter *die sind, die wir durch unser Leben hindurch geworden sind.* *So aber hat gerade unser Alter darin eine unermessliche Aufgabe.* Nicht ganz die einzige, denn wir leben ja noch und haben immer noch ein Stück Zukunft, die von uns neu getan werden muß. Aber wenn wir Alten oft und intensiv an unser vergangenes Leben denken, dann ist das nicht etwas, was von vornherein sinnlos ist oder uns trübselig machen müßte. *Das Alter hat an der getanen Geschichte des Lebens selber noch eine große Aufgabe.* Diese Lebensgestalt, die wir geschaffen haben und die wir jetzt sind, ist noch nicht fertig.

Sie kann noch, unter Umständen, sehr radikal geändert und verbessert werden. Wenn wir hier nun gleich mit dem Stichwort „Reue“ fortfahren würden, gerieten unsere Überlegungen zu eng. Gewiß weiß der Christ mit Recht, daß er durch Reue und Umkehr *in der Hinwendung zu Gott*, der der Herr auch seiner Vergangenheit, der Gott der Vergebung ist, sein vergangenes Leben noch einmal ganz neu deuten, umgestalten, ihm einen radi-

kal neuen Sinn geben kann. Aber so wahr es ist, daß wir das Böse unseres vergangenen Lebens zwar nicht uns selber vergeben können, sondern uns in demütiger Liebe von Gott vergeben lassen müssen und können, so haftet dem Begriff der Reue und der Vergebung leicht das Mißverständnis an, die böse Vergangenheit sei nur ausgelöscht und so nur einfach im Abgrund des bloß Gewesenen versenkt. Aber, genau besehen, tilgen Reue und Umkehr die Vergangenheit nicht aus, sondern wandeln sie durch die Tat Gottes an uns um. Die *Vergangenheit, auch die böse, bekommt einen neuen Sinn*. Damit aber ist dem Alter eine große positive Aufgabe gegenüber der Vergangenheit des Lebens ermöglicht und aufgegeben. Man spricht heute oft von einer „*Vergangenheitsbewältigung*“. Meist ist diese Rede leeres Geschwätz, das sich selber nicht versteht. Aber der alte einzelne hat doch wirklich eine selbige Aufgabe, die wirklich möglich ist, die man vielleicht *besser Neugestaltung der Vergangenheit* als Vergangenheitsbewältigung nennen sollte. Der alte Mensch kann immer noch lernen, aus seiner Vergangenheit für die Neuinterpretation dieser Vergangenheit lernen. Er kann Verbitterung, die sich in ihm wie ein Bodensatz angesammelt hat, ausscheiden. Er kann sich ein besseres Verständnis seines eigenen Lebens erwerben, als er es bisher getan hat. Er kann *weiser und gelassener werden*. Mit seiner Umkehr zu Gott zusammen darf er selbst, was in seinem Leben schiefgelaufen ist und finster war, noch einmal mit dem vergebenden Gott zusammen milde und verzeihend beurteilen, darf all das mit der Liturgie der Kirche als „glückselige Schuld“ verstehen. Der Blick auf das vergangene Leben kann uns *gegen andere toleranter werden* lassen. Er kann Aggressionen und Vorurteile, die sich im Laufe seines Lebens angesammelt haben gegen sich, andere und äußere Verhältnisse seines Lebens, abzubauen versuchen. (Man muß nur in einer ruhigen Stunde einmal eine solche „*Revision des Lebens*“ versuchen, um zu sehen, wie viel da zu tun ist und getan werden könnte.) Kurz und gut, das Alter hat nicht nur die eventuell gebotene Aufgabe der Reue im engeren Sinn des Wortes gegenüber einer Schuld im früheren Leben, die nicht schon aufgehört zu sein, weil sie der zeitlichen Vergangenheit angehört; *das Alter hat vielmehr eine auch sonst fast unermessliche Aufgabe gegenüber dem, was wir in der Vergangenheit geworden sind und jetzt immer noch sind. Wir Alten sind noch nicht fertig*. In einem wahren Sinn ist doch noch alles offen; der Ausgang unseres Lebensdramas ist noch Zukunft, und alles, was von der Vergangenheit her unerbittlich ist, steht unter dem Spruch des Gottes einer alles verwandeln könnenden Liebe, der auch unser vergangenes Leben, ohne es auslöschen zu müssen, umsetzen kann in selige Freiheit. In seiner Ewigkeit kann alle unsere Zeit gültig bleiben und doch so verwandelt werden, daß man seine Zeit bewahrt hat und sie dann ohne Reue annehmen kann.

An diesem Punkt ist vielleicht noch eine nachträgliche Anmerkung angebracht. Von unserem biologischen und physiologischen Leben her, das

auch unser geistiges und geistliches Leben in höchstem Maße mitbestimmt, ist es *durchaus möglich, daß uns im Alter ein leiblicher und geistiger Zustand überfällt, in dem alle diese schönen Aufgaben des Alters, von denen wir gesprochen haben oder noch sprechen werden, mehr oder weniger oder ganz unmöglich werden.* Seien wir ehrlich und sehen wir den harten Möglichkeiten, die auch uns treffen können, nüchtern ins Auge: Wir können im eigentlichen und bitteren Sinn senil werden, es kann uns Gehirnerweichung treffen, kein Moralthologe wird so wenig wie ein anderer vernünftiger Mensch leugnen, daß uns so entsetzliche Schmerzen des Leibes und so bodenlose, physiologisch bedingte Depressionen und Verwirrtheiten im Alter überfallen können, daß von wirklicher sittlicher Zurechnungsfähigkeit für das, was wir in solchen Zuständen tun, im Ernst nicht mehr die Rede sein kann. Wir können Heilige im Martyrium und Indianer am Marterpfahl wegen der unerbittlichen Klarheit ihres Geistes bis zum Tod bewundern; im letzten aber steht es nicht bei uns und unserer Freiheit, sondern bei Gott, ob uns in unserem Alter und beim Sterben eine ähnliche Geistesverfassung möglich ist. Man kann sich einen Tod wünschen in stiller, gefaßter Klarheit des Geistes. Man muß das, was man wirklich kann, tun, um tapfer und gottergeben mit seinen Schmerzen und seinen Depressionen im Alter fertigzuwerden. *Man muß aber eben doch nur tun, was man kann, und es gehört nicht zur christlichen Lebensüberzeugung, daß man alles können müsse.* Wenn einen leibliche Schmerzen und seelische Verwirrtheiten und Depressionen in einen Zustand hinabstürzen, in dem man einfach nicht mehr kann, wie man – angeblich – sollte, dann hat einem der ewige Gott in seiner Liebe schon sanft alle Verantwortung für sein Leben abgenommen. Was dann noch „passiert“, ist menschlich und vor Gott unerheblich. Wenn einer in einem solchen Zustand verzweifelt Gott zu fluchen scheint, dann ist das in Wirklichkeit nur ein physiologischer, nicht ein menschlicher Vorgang, genauso wie die schweifenden Phantasien eines Sterbenden. Man kann um ein heiteres Alter und um ein „schönes“ Sterben bitten, in welcher wirklichen Gestalt aber das Alter und das Sterben auf uns zukommen, ist Gottes Sache. *Zur Aufgabe des Alters gehört es, rechtzeitig diese unbekannt auf uns zukommende Situation des Alters und des Todes anzunehmen und zu wissen: Alles kann Gnade sein, auch dann, wenn wir nur noch die hilflos Besiegten sind.*

3. Das Alter als Brücke zwischen den Generationen

Von einer besonderen Aufgabe des Alters soll noch die Rede sein: Die Alten können oft den Versuch machen, eine *Brücke zwischen den Generationen* zu sein. Es soll hier nicht in Illusionen und Utopien gemacht werden. Wenn einer arm und alt in einem engen Altersheim leben muß, mehr oder weniger vergessen von seiner Sippe, dem ist die Aufgabe, von der nun ge-

redet werden soll, praktisch verwehrt, und er muß mit seinem Alter anders als Mensch und Christ fertigwerden. Aber für viele Alte gibt es doch die gemeinte Aufgabe. Nur muß man sie sehen und wahrnehmen wollen. Die Funktion des Opas und der Oma in vielen Familien ist ja bekannt und geschätzt. Sie sind oft die von der Jugend geliebten und von den Erwachsenen geschätzten Vermittler zwischen den zwei Generationen, unter denen sie leben. *In früheren Zeiten hatten die Alten oft eine fast institutionalisierte Aufgabe des Rates, der Weitergabe der Tradition, des Ausgleichs.* Eine solche Vermittlerfunktion der Alten muß sich nicht auf Familie und Sippe im engeren Sinne beschränken. Sie kann sich noch ziemlich weit darüber hinaus ausdehnen. Die Alten sollten nicht deshalb, weil man ihnen die bestimmende Führung in gesellschaftlichen Gruppen, „das letzte Wort“, nicht beläßt, verdrossen aus solchen gesellschaftlichen Gruppierungen sich zurückziehen, sich selber dazu verdammen, zum alten Eisen zu gehören, sich auf dem Abstellgeleise stehend empfinden. Sie sollen sich selber *ein wenig Bescheidenheit und Selbstverleugnung zumuten* und ruhig, wenn jetzt vielleicht auch nur in der zweiten Reihe, nüchtern und heiter in solchen Gruppen weitermachen. Es kann durchaus eine christliche Aufgabe sein, seinen alten Stammtisch weiter zu besuchen, auch wenn man ein wenig schwerhörig ist, nicht mehr alles mitbekommt und nicht mehr die erste Geige spielt. Man muß da und dort noch dabeisein wollen, selbst wenn es einen ein wenig langweilt. Schon der Besuch eines Vortrags kann zu einer solchen Aufgabe des Alters in der Vermittlung der Generationen gehören. Der Alte braucht nicht einen Jungen zu mimen, und die alte Dame braucht nicht auf jeder Party aufkreuzen zu wollen. Aber die Alten sollten sich nicht fürchten, unbefangen und ihrer selbst sicher unter der übrigen Menschheit zu bleiben. *Ihre Lebenserfahrung ist ein Kapital, das für die nächsten Generationen Zinsen tragen kann.* Das Gesagte gilt auch für ein Weitermitmachen in kirchlichen, pfarrlichen Gruppierungen. Auch hier gibt es viele Funktionen, die man im Alter noch ausüben kann, die sonst anderen zu gering erscheinen und die doch von Wichtigkeit sind für das kirchliche Leben. Selbst wenn es nur das Briefmarkensammeln und -herichten für eine bestimmte Mission wäre. *Die Alten haben eine Vermittlungsfunktion zwischen den Generationen.* Man muß sie nur sehen wollen und sie ausüben, auch wenn sie nur bescheiden zu sein scheint.

4. Der Glaube an das ewige Leben

Wir grenzen alle in allen Lebensphasen an die Ewigkeit Gottes, zumal keiner weiß, ob ihm ein langes oder kurzes Leben beschieden ist. Herzinfarkte, Verkehrsunfälle und anderes solches Sterben können auch den Menschen in jungen Jahren und in der Mitte des Lebens treffen. Aber wir Alten werden durch unsere inneren und äußeren Lebenssituationen doch

in besonderer Weise daran gemahnt, daß wir diesem Ende aller besonders nahe sind und der Tod unausweichlich näher kommt. *Wir leben noch, und wir leben auf das Ende zu. Wir Christen glauben dabei an das ewige Leben.* Dieses ewige Leben darf nicht nur das sein, wogegen wir mürrisch nichts haben, weil wir nun einmal hier nicht ewig weiterleben können und so fast wie in einer verhohlenen ungläubigen Resignation uns die Botschaft des ewigen Lebens zusagen lassen. *Dieses ewige Leben muß von uns in liebender Hoffnung erwartet werden.* Und so sind wir Alte in einer seltsamen, einmaligen Spannung stehend zwischen einem Mut des diesseitigen Lebens und der Hoffnung des ewigen Lebens. Wir leben noch, also müssen wir noch weiterzuleben suchen. Gewiß brennt unser hiesiges Lebenslicht allmählich kleiner und niedriger und zittert oft ängstlich. Gewiß haben wir diesbezüglich nur begrenzte Möglichkeiten und brauchen uns nicht illusioniert vorreden, wir könnten den alten Schwung des Lebens weiter bewahren, wenn wir nur wollen. Diesbezüglich gibt es hohle Parolen („Man ist so alt, wie man alt sein will“ usw.), die man sich nicht anquälen sollte, sondern ehrlich und nüchtern zur Abnahme seiner Lebenskraft in allen Dimensionen (auch des Geistes) sich bekennen. *Aber man lebt eben doch noch und sollte das Leben, das einem noch geblieben ist, wirklich leben und ausfüllen wollen.* Es gibt Alte, die ihre Körperpflege vernachlässigen, obwohl sie dazu durchaus noch in der Lage wären. Das ist dumm und feige. Die alte Dame, die sich bemüht, noch gepflegt auszusehen, ohne die jungen Mädchen zu kopieren, hat ganz recht. Man kann sich bis ins hohe Alter noch für vieles interessieren, Bekanntschaften weiterführen, sich ein neues Hobby zulegen und so weiter. Es kommt gewiß voraussichtlich eine Zeit, wo einem auf dem letzten Krankenlager die Möglichkeit zu solchem genommen wird. Aber was man jetzt noch tun kann, soll man auch wirklich tun und nicht griesgrämig in einer falschen Resignation und Feigheit sich selber schon in jene Finsternis hineinstoßen wollen, in die freilich uns Gott, er aber sanft und mild und so anders als wir selbst, einmal hinein führen wird. Man kann auch im Alter noch über etwas anderes reden als über seine Krankheiten und Beschwerden. Solange man überhaupt Macht über sich selbst hat, die man sich nicht selber voreilig absprechen soll, kann man sich solches Gerede durchaus verbieten, das einem nichts nützt und andern lästig fällt. *Kurz und gut: Solange man lebt, sollte man auch leben wollen.* Aber zu diesem Leben hienieden gehört für den Christen auch der Ausblick auf das ewige Leben. Er ist nicht nur ein billiger Trost, wenn uns sonst nichts anderes übrig bleibt, er ist eine heilige Aufgabe. Warum sollten die Alten nicht mehr beten, als sie es während des früheren Lebens getan haben? Es ist dumm und gemein, jedwede Altersfrömmigkeit bei andern oder bei sich selbst verdächtigen und entlarven zu wollen als feiges Zu-Kreuz-Kriechen eines schwach gewordenen Menschen, der jetzt schnell noch „fromm“ werden will. Solche letztlich verlogenen und feigen Gestalten der Altersfrömmigkeit gibt es gewiß auch. Aber eben nicht nur.

Warum dürfte man im Alter nicht noch reifer, weiser und darum eben auch frömmere werden dürfen? Warum müßte ein Mensch auf jener früheren religiösen Entwicklungsstufe, die vielleicht sehr infantil geblieben ist, stehenbleiben? Bloß damit man sich nicht eingestehen müsse, noch dazugelernt zu haben und manches desavouieren zu müssen, was man früher für richtig gehalten hat? Der Umstand, daß man vielleicht vieles, was man früher getan hat und jetzt kritisch betrachten muß, äußerlich nicht mehr ändern kann, ist noch kein Grund, auf seinem alten Standpunkt zu beharren, da auch dieses, was von uns nicht mehr geändert werden kann, von der unbegreiflichen Güte und Macht Gottes immer noch verwandelt werden kann. *Im Alter soll man ruhig den Mut haben, frömmere zu werden.* Nun ist es freilich wahr, daß die damit gegebene und intensiver zu gestaltende Erwartung des ewigen Lebens sehr verschiedene Gestalten und Stile haben kann, man also nicht gehalten ist, eine solche bestimmte Gestalt, wie sie meist in den Heiligenleben geschildert wird, auch von sich selbst zu verlangen. „Auf Wiedersehen im Himmel, du taube Nuß“, sagte die Schwester eines schwerhörigen Mitbruders zu ihm und starb. Solche fröhliche Zuversicht wird nicht jedem geschenkt sein. Die heilige Theresia vom Kinde Jesu ist ganz anders gestorben in den Qualen ihrer Schwindsucht, angefochten von der unbeschreiblichen Finsternis, in der sie versank. Und sie war doch zuversichtlich und hoffend. *Die Stile der Hoffnung des ewigen Lebens im Sterben sind verschieden, und es gehört auch noch einmal zur wahren Hoffnung selbst, den zu verwirklichen, den Gott einem verfügt hat.* Man soll mit Jesus beten: Vater, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist; man darf aber auch beim Sterben mit Jesus das Psalmwort beten: Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?, weil auch dieses Gebet mit dem ewigen Leben Gottes beantwortet werden wird. So sind darum auch die Stile der hoffenden Erwartung des ewigen Lebens während unseres Lebens im Alter sehr verschieden. Es kann dem einen die Hoffnung des ewigen Lebens als wunderbar tröstliches Licht das Herz erfüllen und er so freudig auf die letzte Stunde hingehen. Einem anderen ist es gegeben (das ist letztlich dieselbe Gnade), in der Standhaftigkeit eines nüchternen Glaubens zu leben, ohne sich mit eigenen Farben den Himmel ausmalen zu wollen: Ich glaube an das ewige Leben. Ein solcher wird sich sagen: Mein eigenes Herz ist schwach und eng, ich muß fast ängstlich suchen, wo neben der Müdigkeit und Dürre meines Alters für diesen Glauben noch ein Platz zu finden ist; aber Gott ist größer als mein Herz und verlangt von ihm nicht mehr, als es ehrlich aufbringen kann.

Der alte Mensch ist auf die Grenzlinie zwischen Zeit und Ewigkeit gestellt. Und da hat er seine heiligste Aufgabe. Sie kann eine schwere Last sein. Aber Gott trägt sie mit uns und nimmt sie uns ab, wenn wir wirklich nicht mehr können.

IV. Familie und Generationenbeziehungen

Leopold Rosenmayr

Je tiefer wir in Probleme der Familie heute eindringen, desto deutlicher wird: Es führt kein besserer Weg zum Verständnis der Generationenbeziehungen in der Familie der Gegenwart als der Umweg über die Geschichte verbunden mit einem Ausblick auf die Zukunft. In folgenden Schritten werden wir dies angehen:

1. Familienentwicklung im historischen Rückblick
2. Familie und ältere Menschen – Intimität auf Abstand
3. Familie – weiterhin Ort der Stützung?
4. Resümee und Ausblick

1. Familienentwicklung im historischen Rückblick

Die letzten 30 Jahre haben uns ein neues Bild der europäischen Familie erbracht. Namhafte Bevölkerungs- und Sozialhistoriker haben aus den bis zum Ausgang des Mittelalters zurückreichenden Quellen auch zusammenfassende Ergebnisse erarbeitet. Die vorherrschende Form des west- und mitteleuropäischen Haushalts – in manchen Regionen Osteuropas verlief die Entwicklung anders – war der Haushalt der Zweigenerationenfamilie (Mitterauer 1975). Mehr als zwei Generationen lebten, wenn überhaupt, nur während kurzer Phasen des Familienlebenszyklus im gemeinsamen Haushalt. Das gilt für die zahlenmäßig größte Gruppe des Bauerntums und für die Handwerker. Der begrenzte Nahrungsspielraum in den Getreidewirtschaften Mitteleuropas führte dazu, „daß normalerweise nur eine Familie auf einem Hof leben konnte“ (Rosenbaum 1982), was durch die Hufenverfassung, aber auch durch die Zunftordnung für das Handwerk deutlich wurde. Die Oberschichtspraxis wich aus verschiedenen Gründen da und dort von diesen Mustern ab. In dieser Schicht war Zusammenleben leichter möglich, auch aus ökonomisch-sozialen Gründen. Im Bauerntum des alten Europa aber zogen sich die Eltern bei Hofübergabe zurück, oder sie verstarben. *Die irrige Auffassung ist immer noch weit verbreitet, daß die „vorindustrielle Familie“ harmonisch integriert und in der Regel zu mehreren Generationen „unter einem Dach“ gelebt habe. Es ist dies eine rückblickende Selbsttäuschung.* Sie dürfte die psychologische Funktion haben, eine schwierige Gegenwart düster gegen eine idyllische Vergangenheit abzugrenzen. So kann man leichter über die Gegenwart klagen und sich deren Bewältigung ersparen – oder sich selber heroisieren.

1.1 Vorindustrielle Großhaushalte

Der Typus einer *über zwei Generationen hinausreichenden Mehrgenerationenfamilie* konnte gar nicht die am stärksten verbreitete historische Form darstellen. Eine der Hauptursachen war die frühe Sterblichkeit. Das *späte Heiratsalter* verringerte noch zusätzlich die Chancen des Zusammenlebens und -wohnens einer über zwei Generationen hinausreichenden Mehrgenerationenfamilie. Die gehäuften Mehrgenerationenverhältnisse (auch heute hauptsächlich außerhalb eines Haushaltes) sind ein Gegenwartsphänomen hochentwickelter Länder. Die Mehrgenerationenfamilie, die jedoch in Mittel- und Westeuropa nur minoritär, bei durchschnittlich 20 Prozent, haushaltsmäßig verbunden ist, bildete sich erst in der Folge des seit einem Jahrhundert wirksamen Sterblichkeitsrückganges im Erwachsenenalter. *Die Gleichzeitigkeit Verschiedenaltriger innerhalb einer Familie ist ein ganz neues historisches Phänomen für Familie und Gesellschaft.*

Die Bevölkerungsgeschichte hat *durch Quellenforschung* (Laslett und Wall 1972) *entzerrende Einsichten* gebracht. Dadurch können wir einige unserer Lebensmuster mit den historischen Mustern vergleichen. Die großen Haushalte sind geschichtlich in Europa hauptsächlich auf Geschwister, unverheiratete Verwandte und Gesinde zurückzuführen (Mitterauer 1975). Wir kennen die Predigten der Kirche und Lehrbücher der Moral und des Verhaltens (z.B. Knigge). Wie die Generationen z. B. im Bauerntum wirklich zueinander standen, wie dort, wo es Alte gab, die Versorgung in getrennten Haushalten geschah, mit welcher Anteilnahme und Liebe, darüber wissen wir wenig. Erst die „oral history“ der letzten Jahrzehnte, die sich Lebensgeschichten und Erinnerungen erzählen ließ und sie bearbeitete, füllt Lücken, allerdings nicht sehr weit in die Geschichte zurückreichend. Wir kennen kirchliche Aufforderungen und Mahnungen, die Alten nicht zu kurz kommen zu lassen. Die rechtlichen Absicherungen der hofübergebenden Alten-Generation lassen Zweifel am Frieden im Ausgedinge aufkommen. Die neuere Forschung bringt gute Argumente und einige Beweise für viel Streit.

Fassen wir zusammen:

Das Leben in einem Haus und im selben Haushalt von Eltern, Kindern und Großeltern kam noch am ehesten im Adel oder im Handwerk vor. Aber diese Gruppen waren gegenüber dem Bauerntum in der Minderheit. *Es gab früher überhaupt wenig Alte.* Die durchschnittliche Lebenserwartung war niedrig. Etwa fünf Prozent der Menschen waren über 60 Jahre alt, gegenüber heute 25 Prozent und mehr. Auch dort, wo die Haushalte groß waren, suchte man für die Alten eine eigene Bleibe.

Von jeher bestand in Europa (im Westen stärker als im Osten) die Tendenz, die Alten in das Ausgedinge (das Altenteil) zu drängen. Die Alten wehrten sich dagegen, so gut und so lange sie konnten. Aber die Grundherrschaften, gleichviel ob weltlich oder geistlich, bestanden aus wirtschaftlichen Gründen auf Hofübergabe. Das Ausgedinge sollte die Produktivkraft verbessern. Die Jungen waren in der Regel auch arbeitskräftiger und produktiver. Hofübergabe führte meist zu Haushaltstrennung, gewiß nicht zur Auflösung der Familienbande, aber zu „getrennten Dächern“ oder einer gewissen Absonderung unter einem Dach. Gerade die Hofübergabe war mit schweren Krisen und Streit verbunden, beide Generationen hatten Angst voreinander.

Die Familienbeziehungen, die „Bande“ zwischen den Generationen von einst, waren voller Spannungen. Es ist falsch, historisch die Interessenunterschiede zwischen den Generationen zu leugnen. Gewiß, niemand konnte sich wirklich getrauen, die kirchlich gestützten Gebote wie: „Ehre Deinen Vater und Deine Mutter...“ öffentlich geringzuschätzen. Beichte, Gottesdienst und gemeinsames Gebet (wie Tisch- oder Feiertagsgebet) waren sicher auch ein Mittel der Festigung und der Einwilligung in „Familienbande“. Aber befolgt wurden die Regeln des „Ehrens von Vater und Mutter“ deswegen nicht durchgängig. *Alte suchten Junge zu unterdrücken, und diese versuchten sich gegenüber den Alten durchzusetzen.* Man darf aus der Vergangenheit keine soziale Idylle machen. Es gibt durch den heutigen Wohlfahrtsstaat viel weniger rein ökonomische Konflikursachen zwischen den Generationen in der Familie als früher, obwohl sie nach wie vor sogar von den Betroffenen selber genannt werden. Die Ansprüche der Alten waren durch die allgemeine wirtschaftliche Beschränktheit vor Jahrhunderten vergleichsweise gering. Sie fanden sich mit eingeschränkter Bewegungsfähigkeit ab. Ein, zwei Wallfahrten im Jahr oder ein paar Kirtage waren schon genug Abwechslung. Was Bekleidung und Ernährung anlangte, war die große Zahl der bäuerlichen Alten (und die Bauern stellten das Hauptkontingent der Alten, weil sie mit 80 bis 90 Prozent die Bevölkerungsmehrheit bildeten) außerordentlich bescheiden.

1.2 Vom Industriezeitalter zur „Postmoderne“

Neben der Widerlegung der Auffassung von der harmonischen alteuropäischen Großfamilie unter einem Dach hat sich eine andere klärende These herausgebildet. *Industrialisierung und Urbanisierung vermochten die alte europäische und die US-amerikanische Familie nicht aufzulösen, ja nicht einmal ernsthaft in Grad und Art ihrer Konsistenz zu bedrohen. Die Familie wurde durch die bedeutenden wirtschaftlichen und sozialen Veränderungen des beginnenden Fabrikzeitalters und die Ausbreitung der Großstädte in Europa und in den USA nicht zerbrochen oder aufgelöst* (Hareven 1975). Konsistenz und

Kontinuitäten bedeuteten Unterstützung, aber auch in der Verstärkung des 19. Jahrhunderts keineswegs Konfliktfreiheit in der Familie.

Die Familie hat den Industrialisierungsprozeß in Europa und in den USA gut überstanden. Denn die Kräfte, die sie aufbauten und ihr Zusammenhalt gaben, waren auch für die *Entstehung des modernen Kapitalismus verantwortlich*. Vertrauens- und Loyalitätshaltungen, die in den Familien aufgebaut wurden, lieferten die Grundlagen für die Entstehung des modernen Unternehmertums. Begrenzung eigener Ansprüche in den zwischenmenschlichen Beziehungen war wohl auch die Voraussetzung für Zurückhaltung gegenüber Genußmöglichkeiten und einer Haltung der Sparsamkeit *zwecks* Rückinvestition in den Betrieb. Es handelte sich um eine Art ökonomischer Sublimierung (Weber 1981), welche in der Entstehung des modernen Kapitalismus auf dem Wege der Religion und ihrer Ethik die Haltung des einzelnen, seine Arbeit, sein Verhalten zu Gemeinde und Gemeinschaft *und* auch zur Familie bestimmte. Diese Ethik resultierte in einer den historischen Kapitalismus fundierenden, ja ermöglichenden Kraft. Die Familie bot Sicherheit und Entlastung durch Kontrolle und Kultivierung von Gefühlen. Dies führte zu Leistungsmotivation und zu sozialem Aufstieg. Den ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen verlieh dies Schubkraft, den Individuen gutes Gewissen. So erneuerten sich die Kräfte zur Aufrechterhaltung der Bindungen – zwischen den Ehepartnern und zwischen Eltern und Kindern.

Die historischen Untersuchungen zeigen im 17. und 18. Jahrhundert eine *beträchtliche Handlungskapazität und soziokulturelle Gestaltungsfähigkeit der Familienstrukturen*, zumindest bestimmter Schichten. Diese Familien, die wußten, was sie wollten, und alles unternahmen, um es zu erreichen, waren in der Tat beachtlich überlebensfähig. Sie haben ihre Kohärenz im ökonomischen und sozialen Wandel und in den Umbrüchen der Wirtschaftsstrukturen auch im 19. Jahrhundert vielfach bewiesen. Von diesen Familien und ihrem Geist übertrugen sich auch auf andere Schichten, teils durch Systemzwänge, vielleicht auch durch Vorbildwirkung, modellhafte Lebensformen. Ungeschrieben ist noch die Geschichte, wie sich die harte *bäuerliche Arbeitsmentalität* durch die Abwanderung in die Städte dort im Handwerk, in der Fabrik und im kleinen Beamtentum auswirkte.

Gerade bei der Landflucht und beim ökonomisch-sozialen Fußfassen in der Stadt war der Zusammenhalt in der Familie, besonders auch unter den Geschwistern, wichtig. Die Eltern, die auf dem Land zurückblieben, konnten den Jungen für deren Überleben unter den neuen Bedingungen nicht sehr viele Hilfen geben. Wenn große Wanderungen – z. B. beim Exodus der Skandinavier, Iren oder Italiener in die USA – die Generationen

der Familien trennten, so bekamen die Geschwister verstärkte Bedeutung. Die Familie paßte sich den neuen Verhältnissen an.

Die Mehrzahl der Familien ist heute in der einen oder anderen Form mit sozialen, helfenden Aufgaben gegenüber Eltern, Großeltern, ja Urgroßeltern (bzw. jeweils Eltern-„Teilen“ und da zumeist alten Frauen) befaßt. Das gab es früher in diesem Maß deswegen nicht, weil die älteren Menschen früher verstarben. Wir sehen heute nicht nur die Drei-, sondern auch die Viergenerationenfamilie, wenn auch vorwiegend nicht unter einem Dach. Die Älteren haben in der Regel finanziell für die Jüngeren einiges geleistet, tun es in Europa und in den USA z. T. auch weiterhin viel mehr, als man annimmt, nicht nur in der Form von Geschenken für die Enkel und Urenkel. Die Älteren und Alten sind dadurch, daß sie über Pensionen verfügen, von den Jungen finanziell zumeist weitgehend unabhängig. Bei der Minderheit von Alten, die Unterstützung brauchen, meist bei den Hochbetagten, geht es um Hilfe im Haushalt und um ein gewisses Ausmaß an kurzfristiger Pflege, besonders aber, bedingt durch viele andere Prozesse der Anonymisierung, um Einbeziehung und familiäre Einbindung. Nur eine kleine Minderheit braucht Dauerpflege. Diese allerdings ist aufwendig und für die Familie, besonders die Frauen, sehr belastend.

Wenn man, was schwierig ist, die Gegenwart mit früheren geschichtlichen Phasen zu vergleichen sucht, was ergibt sich als *Hauptwunsch der älteren Menschen*? Wir können sagen: *Aufmerksamkeit, Beachtung und eine gewisse Wertschätzung, ein Geltenlassen wenigstens auf manchen Gebieten.* Die Jungen und die Menschen im mittleren Alter sind auf Grund der Individualisierung sehr mit sich selber beschäftigt, so daß sie wenig Energie und Zeit für Zuhören, Besuche und Gemeinsamkeit mit den Alten aufbringen. Über die Qualität der Pflege wissen wir wenig, auch wenig über ihre Zumutbarkeit im konkreten Fall.

2. Familie und ältere Menschen – Intimität auf Abstand

In unserer Zeit befassen wir uns bewußt auf die vielfältigste Weise mit uns selbst. Wir kommen ohne solches Analysieren nicht aus. In einer Medien- und Informationsgesellschaft, welche die traditionellen Sozialformen ersetzt, können wir unsere Lebensweise unreflektiert nicht mehr ohne Schaden gestalten. Weil man sich mehr mit sich selber befassen muß, wird man auch dazu geführt, sich mit den Beziehungen, in denen man lebt, auseinanderzusetzen. Wir erkennen dabei auch, daß wir zur Entwicklung von Zuneigung und tragfähigen freundschaftlichen Verhältnissen zu den Eltern nur über eine Arbeit an uns selber und eine Auseinandersetzung mit unserer eigenen Kindheit und Jugend gelangen können. So kommen wir noch

am ehesten zu einer „*Intimität auf Abstand*“ (Rosenmayr 1983), zu einem Geltenlassen der alten Generationen und zu einer „sich selber verstehenden Abgrenzung“ ihnen gegenüber.

Wir kritisieren die Eltern und verurteilen sie z. B. wegen mancher ihrer seinerzeitigen politischen Verhaltensweisen und Überzeugungen. Wir sehen ein, daß sie uns als Kindern emotional vieles schuldig blieben, wovon wir heute glauben, daß wir es damals und für unser späteres Lebensglück gebraucht hätten. *Der innere Abstand muß jedoch nicht „kühle Distanz“ bedeuten.* Abstand ist eine Art Schutz dafür, daß sich so etwas wie ein „vorsichtig bejahtes Vertrauen“, unter Umständen eine kritische Liebe, herauszubilden vermag, die allen Beteiligten wohl tut und helfen kann. Abstand, räumlicher und zwischenmenschlicher, erlaubt Nachreife, Verselbständigung und ein frei gewähltes Sympathie-Verhältnis. Nähe ohne Abstand erstickt Beziehungen. Abstand bedeutet auch, daß neben den familiären andere, z. B. freundschaftliche Beziehungen bejaht werden können. *Wer neben den familiären auch andere Beziehungen zu bejahen und zu leben vermag, ist meist auch in den familiären Beziehungen glücklicher, als wer nur auf die Familie „angewiesen“ ist* (Lehr 1977).

Das Neben- und Miteinanderleben mehrerer Generationen ist heute vielschichtig und schwer zu durchschauen. Studien über die Jugend machen uns die Rückorientierung der Älterwerdenden auf die Jungen als grundlegendes soziales Phänomen deutlich (Rosenmayr 1985 b). Schon vor einigen Jahrzehnten bedeutete „retroaktive“ (rückwärtswirkende) Sozialisation, daß die jungen Mädchen ihre Mütter zu beraten begannen, welchen Lippenstift, welche Unterwäsche, welches Sommerkleid, und die männlichen Jugendlichen ihre Väter, welches Autoradio, welches Tonbandgerät oder welchen Sportartikel sie kaufen sollten. Die Anlehnung der Älteren an die erwachsenen Kinder, selbst an die Enkelkinder, beginnt nun schon oft zur Lebensnotwendigkeit zu werden.

Wenn ich mit 70 wissen will, was in der Gegenwart politisch oder technologisch geschieht, so muß ich mich mit den Enkelkindern, den um 50 Jahre jüngeren Menschen auseinandersetzen und mich z. T. von ihnen informieren lassen. *An den Enkeln kann man den Zeitgeist vielleicht am deutlichsten ablesen.* Die Machtlosigkeit, die innere Schwierigkeit, mit dem Puls der Zeit Fühlung zu halten, ist für die heute Älteren und Alten ein entscheidendes Problem geworden. Sie werden auf die jüngeren Generationen hingewiesen und sind in vielen Dingen von ihnen abhängig. Um so wichtiger wird, daß in den Generationenverhältnissen in der Familie genug „Abstand“ zu Selbstfindung und Selbstbestimmung erhalten bleibt.

2.1 Distanz hilft Ambivalenz zu verarbeiten

Für unsere Untersuchungen haben wir den Begriff der „Intimität auf Abstand“ als Form sozialer Problemlösung vielfach bestätigt gefunden. Als bevorzugter Typus intergenerationellen „Zusammenlebens“ bei gegenseitiger Sympathie und Stützung zeigte sich nicht der gemeinsame, sondern ein nahegelegener, aber getrennter Haushalt. In einer kooperationsbereiten Familie wird von außen kommende medizinische und soziale Unterstützung leichter akzeptiert als in einer Familie, in der sich die Beteiligten mit dem Anspruch (und der gleichzeitigen Klage), „helfen zu müssen“, wechselseitig umklammern. Eine *offene*, d. h. Hilfe von außen und Hilfe von anderen akzeptierende *Solidarität* berücksichtigt und bewertet sorgfältig die *individuellen Grenzen*, innerhalb derer die einzelnen Familienmitglieder ihre Hilfe anzubieten willens bzw. fähig sind. Dieses Muster der offenen Solidarität kann bei klarer Abschätzung des eigenen Potentials dann seinerseits die innere Kommunikation zwischen den Generationen weiter verstärken. Eine andere zentrale Aufgabe der „Kinder“, der erwachsenen Generationen angesichts ihrer alternden Eltern oder Großeltern ist die Überwindung (neurotischer) Abhängigkeiten und deren Ersetzung durch „bezogene Individuation“.

2.2 Familie eine historische Sozialform

Auch für das Verständnis des heutigen Familien-„Klimas“ ist der geschichtliche Vergleich hilfreich, im Grunde unerlässlich. Ich versuche daher eine geraffte Darstellung historischer Voraussetzungen.

Der alte europäische Familienhaushalt, *Oikos* oder „das ganze Haus“, beruhte auf der Produktion. Der *Oikos* bot eine Verbindung der durch Arbeit definierten *Agri-Kultur* mit der gelebten, rhythmisch wiederkehrenden *Fest- und Verehrungskultur* mit Vorbildern und Symbolen, Kirchengang, Gebeten, Zeremonien.

Otto Brunner (1966) hat eine spektakuläre Entwicklung der Familienforschung ausgelöst. Er stellte dem traditionellen mittelalterlichen Familienhaushalt (*Oikos*), in dem neben Eltern und Kindern auch die mitarbeitenden, nicht-verwandten Dienstleute unter einem Dach lebten, die in der europäischen Neuzeit ab dem 18. Jahrhundert neue Sozialform „Familie“ gegenüber. Brunner erfaßte damit die Geschichtlichkeit des Begriffs Familie. Gegenüber der wirtschaftlich-gestaltenden hierarchischen Welt des „*Oikos*“ (des Familienhaushaltes als Wirtschafts- und Sozialform) hatte sich in der europäischen Neuzeit und konstitutiv für diese eine gefühlbetonende *Familie* mit den Eigenschaften der „*Wärme*“, *des Beseeltseins*, ja des „*Nest*“haften herausgebildet. Wir müssen zur Kenntnis nehmen, daß

die „Familie“ eine historische Sozialform ist, ohne Anspruch auf unbegrenzte Dauer als eine stabile Institution.

2.3 Anerkennung der Lebensphase Kindheit und Neuorientierung von Elternschaft heute

Die gesellschaftlichen und emotionalen Entwicklungen der letzten 25 Jahre, die wir in den nächsten Abschnitten charakterisieren werden, lassen die Zukunft des im 18. Jahrhundert entstandenen und im 19. Jahrhundert in geänderter Form weiterbestehenden Typus Familie keineswegs als selbstverständlich erscheinen.

Der große Durchbruch in der Erklärung dessen, was die Familie der europäischen Neuzeit bedeutet, geschah durch die historische Rekonstruktion der in mehreren nachmittelalterlichen Jahrhunderten sich herausbildenden *Phase der Kindheit*. Zu dem, was sie ist, konnte die moderne Familie auch dadurch werden, daß *Kindheit als eigene Lebens- und Sozialform* entstand und als solche kulturell institutionalisiert wurde.

Philippe Ariès (1978) und Lloyd de Mause (1977) haben die Konstituierung der modernen europäischen Familie in einer grundlegenden Umorientierung elterlicher Einstellung zum Kind und in der Herausbildung und Anerkennung der Lebensphase *Kindheit* in der nachmittelalterlichen Entwicklung in Europa aufgewiesen. Kinder wurden nun nicht länger als kleine Erwachsene behandelt, sondern als in einer eigenen Entwicklungsphase befindlich begriffen, die eigene Formen der Zuwendung, der Kleidung, ja sogar der Literatur etc. benötigte. Ariès belegte, daß die *gesellschaftliche Neudefinition von Elternschaft und Kindheit die moderne Familie begründet* habe. Erst dadurch hätten *die für die moderne Familie spezifischen Gefühle aufkommen können*, die uns gegenüber früheren historischen Phasen der Eltern-Kind-Beziehungen, z. B. im traditionellen Oikos, als *neu* berühren müssen.

Akte der Freiheit, beruhend auf mehr Ich-Bezug, haben in der europäischen Neuzeit zunehmend zur Begründung von *Beziehung* in der Familie beigetragen. Freiheit führt zu „Abstand“ als Achtung des anderen, die auch innerhalb der Beziehungen zur respektfundierten Intimität beiträgt. Dies lag den Idealen der Aufklärung und z. T. auch den Praktiken der „Gesittung“ bis in den Alltag hinein zugrunde. Die Aufklärung in Europa und in den USA wirkte in dieser Richtung. Die Herausbildung von Scham und der zu ihr gehörigen Peinlichkeit, die Norbert Elias (1977) beschrieb, aber auch die einer *Zuwendungspflicht bei einmal eingegangenen Beziehungen*, die – wie die Ehe – die Schamsschwellen dauerhaft überschritten hatten, drangen in die Fundamente der bürgerlichen Gesellschaft, in die oberen Mit-

telschichten schon des 18. Jahrhunderts ein. *Dies führte auch zu Vorstellungen von Rücksicht und Rückbindung.*

Von diesen Vorstellungen her entwickelte sich die Mentalität der familiären *Zuwendung* (die wir vielleicht nicht einfach mit „Liebe“, sondern mit tiefer humaner Hilfsbereitschaft und Zuneigung, auch unter Bedingungen schwerster Belastung, charakterisieren sollten). Der Weg zur Befreiung und Verselbständigung der Familie führte zu einer eigenen, personenfundierten Beziehungsgestalt mit wechselseitig eingeräumter Intimität. Allerdings blieb die menschheitsgeschichtlich mitgeschleppte Erniedrigung der Frau (mit symbolischen und emotionalen Kompensationen) historisch doch weiterhin erhalten.

2.4 Anerkennung der älteren Menschen

Die neuen sozialhistorischen Untersuchungen zeigen, daß eine dem geänderten Verhältnis zu den Kindern vergleichbare Intimisierung des Verhaltens zu den Alten nur zögernd und zeitversetzt, sozial dünner und historisch später erfolgte. Die Fundierung dieses Prozesses der Anerkennung der Alten als Menschen „in ihrem eigenen Recht“ und als spezifische, nämlich *alte* Menschen setzte in ähnlicher Weise ein, wie Ariès und de Mause es für die Kinder beschrieben, allerdings historisch viel später und weniger aus erzieherischen, sondern aus religiös-pietistischen Gründen und von den Idealen eines „romantischen“, d.h. historisierenden Menschenbildes her, das sowohl Geschichtlichkeit als auch Biographie zu schätzen begann.

Die Intimisierung der Jungen wie der Alten im Familienverband, ihre „Emanzipation“ zu Menschen eigenen Rechts ist die große Leistung der europäischen Aufklärung, ihrer religiösen und wissenschaftszugewandten Tendenzen. Die Alten gelten nun nicht mehr nur entweder als zu fürchtende Mächtige oder als lästige Esser in der Familie, es wird eine Basis dafür geschaffen, sie als Menschen an sich anzuerkennen (Borscheid 1989).

2.5 Offene Familienstruktur

Der Kulturwandel hat in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts, beginnend mit den sechziger Jahren, verstärkt in die Familienstruktur eingegriffen. Familien, Ärzte, Helfer, alle wurden in einen Kultur- und Wertveränderungsprozeß hineingezogen. Die bürgerliche Familie war auf die Berücksichtigung der Intimität der Person, jedoch innerhalb garantierter Kontinuität, gebaut. Sie stützte sich auf institutionelle Regelung und auf Einbindung möglichst aller ihrer Mitglieder, zumindest all derer, die sich wenigstens nach außen der öffentlich akzeptierten Moral fügten. *Die zen -*

trifugale oder „nachfamiliäre“ Familie der Gegenwart rechnet viel stärker mit Widerruf und Auflösen von Beziehungen durch Trennungen, Scheidungen und Wiederherstellen mit Neubestimmung von Verhältnissen.

Statt Intimität ist eine z. T. von den Massenmedien, aber auch vom Verhalten der Menschen selber getragene größere Offenheit, damit auch Schutzlosigkeit, entstanden. Statt einer klaren vorwegnehmenden Regelung, wie Probleme gelöst werden können, statt einer verbindlichen Moral ist die Gegenwartsfamilie viel stärker auf das Aushandeln, auf jeweils *selbsterstellte Einigung* angewiesen. Es ist nicht mehr selbstverständlich, wie in Krisensituationen gehandelt werden soll. Für die traditionelle bürgerliche Familie gab es zwar nicht unbedingt menschlichere, aber ausgesprochene und vorgegebene und damit erwartbare „Lösungen“. Der Bereich vorgegebener Regeln ist heute kleiner und unsicherer geworden, oder er verschwindet überhaupt.

2.6 Familie à la carte

Die Familie neigt heute dazu, eine Gruppe zu werden, die ihr Leben für sich nach eigener Art bestimmen will. Auch beginnen die Auffassungen, wie jeder die eigene Familie „sieht“, welche Bedeutung in welchem Maße er ihr zuschreibt, stärker voneinander abzuweichen. Wir haben es mit Prozessen der Singularisierung, d. h. der sozial bestätigten Vereinzelung, zu tun, die sich aus dem gesellschaftlichen Individualisierungsprozeß, aus Bindungsschwächen, aber auch aus der gestiegenen Fähigkeit ergeben, allein (z. B. in einem Einpersonenhaushalt) leben zu können. *Eine solche Ausprägung der nachfamiliären Familie nennen wir „Familie à la carte“.*

Erkannte Grenzen der Selbsterkenntnis erleichtern es, die „Unzugänglichkeit“ der eigenen Eltern zu akzeptieren und sich ihnen zuzuwenden, ohne sie zu „verstehen“. Der Sohn muß akzeptieren, daß er den Vater nie voll verstehen wird – und umgekehrt. Die Einsicht in die Unverständlichkeit des eigenen Selbst erleichtert es, die Unzugänglichkeit des anderen zu akzeptieren und auf Grund dieses Wissens Beziehungen verlässlicher zu gestalten.

3. Die Familie – weiterhin Ort der Stützung?

Mindestens jede(r) zehnte der 60jährigen ist in irgendeiner Weise hilfe-, stützungs- oder pflegebedürftig. Die weitaus überwiegende Mehrheit erhält diese Hilfen daheim. Die Alten werden keineswegs generell in Altersheime oder Krankenhäuser abgeschoben. Heime sind letzte Zufluchtsorte, wenn die Familie keine andere Möglichkeit findet oder finden will. *Den Weg ins Heim beschreiten jene häufiger, die keine Kinder oder An-*

gehörigen haben. Von jenen Älteren, die in Privathaushalten leben und in irgendeiner Form Hilfen oder Betreuung benötigen, erhält eine Minderheit ihre Unterstützung in Mehrgenerationenhaushalten. Die übrigen leben etwa je zur Hälfte in Ein- und in Zweipersonenhaushalten. In den letzteren sind es natürlich überwiegend die Ehepartner, die helfen oder pflegen – zumeist die Frauen, die im Durchschnitt jünger sind. Für die über 60jährigen, die in Einpersonenhaushalten, also allein, leben und in irgendeiner Form Hilfe brauchen, ist die Zusammenarbeit zwischen betreuenden Familienmitgliedern und Sozialdiensten von größter Bedeutung. Dazu liegen neuere Forschungen vor.

Die tatsächlich geleistete Hilfe bei der Haushaltsführung und im Falle der Pflegebedürftigkeit kommt vor allem von den erwachsenen Kindern. Die von öffentlichen und privaten Organisationen geleistete Hilfe und Pflege der (im eigenen Haushalt verbleibenden) Älteren liegt allgemein zwischen 3 und 5 Prozent. Die überwiegende Menge aller Bettlägerigen wird von Familienmitgliedern betreut und nicht in Heimen und Krankenhäusern. Wir unterschätzen beides: das Ausmaß der von der Familie zustande gebrachten Hilfe und die psychischen und gesundheitlichen Opfer, die in der Familie dafür gebracht werden.

3.1 Familie und Mobilität

Die Hilfsfunktion der Familie kann viel eher wirksam werden, wenn die Entfernung von den zu betreuenden Verwandten zu den Frauen, Töchtern, Schwiegertöchtern und Nichten, von denen überwiegend die Betreuung kommt, nicht zu groß ist. *Die Frage der Entfernung der Kinder ist besonders wichtig für diejenigen Älteren, die in Einpersonenhaushalten leben.* Bei geringer Wohnentfernung voneinander kommt – nach den Erwartungen (und Erfahrungen) der Älteren – die Unterstützung in der Bewältigung von Alltagsaufgaben zu 70 bis 90 Prozent von den erwachsenen Kindern. Diese Anteile sinken jedoch drastisch auf etwa ein Drittel ab, wenn die Kinder weiter entfernt wohnen. In diesem Fall wird der Ausfall der Hilfe durch die Kinder von anderen Verwandten – die oft derselben Generation wie die betreuungsbedürftigen Alten angehören –, aber auch durch die Nachbarschaft teilweise kompensiert. *Mit der größeren Wohnentfernung der erwachsenen Kinder steigt allerdings auch das Ausmaß an nicht abgedeckter Hilfsbedürftigkeit.* Manche Hilfe wird eben durch die – im Vergleich zu Familienmitgliedern – weniger Nahestehenden auch viel weniger geboten.

Auch hinsichtlich der Pflege der Älteren bei Erkrankung zeigt sich, daß sie bei entsprechender Wohnnähe hauptsächlich von den erwachsenen Kindern erwartet wird. Die Krankheitsdauer spielt dabei jedoch eine entscheidende Rolle. Bei Erkrankungen bis zu einer Woche kann der Ausfall

von Pflege durch die Kinder offenbar in einem relativ hohen Ausmaß durch andere Verwandte oder Nachbarn kompensiert werden. Bei Dauererkrankung hingegen sinken die Pflegechancen sehr stark ab, wenn keine Kinder vorhanden sind oder diese weit entfernt wohnen.

Die Wohnformen, die für familiäre Hilfsleistungen günstiger sind, und die geringeren Entfernungen der Wohnorte der Kinder sind im ländlichen Bereich häufiger anzutreffen als in der Großstadt.

3.2 Stadt-Land-Gefälle

Die Fähigkeit zur Selbsthilfe, soweit sie bei den einzelnen Personen selbst liegt, ist in den kleinen Gemeinden auf Grund des dort (im Vergleich zur Stadt) schlechteren Gesundheitszustandes allerdings geringer als in der Stadt. Wenn man von Einzelfallstudien ausgeht, so kommt man unweigerlich dazu, *auf dem Land auch für die psychische Gesundheit schlechtere Verhältnisse und schlechtere Versorgung anzunehmen als in der Stadt* (Strotzka 1969). Auch ist das Milieu in den kleinen Gemeinden wegen seiner z. T. übergenaue Durchschaubarkeit und wegen der Bloßstellungsängste weit weniger integrationsfähig, als dies die städtische Wunschvorstellung wahrhaben will. Diese *Milieuschwäche auf dem Land* dürfte zu dem in deutschen Untersuchungen berichteten weitverbreiteten *Einsamkeitsgefühl der ländlichen Älteren* beitragen. Empirische Untersuchungen der Probleme der älteren deutschen Landbevölkerung zeigen nämlich, daß der Hilfs- und Pflegebedarf auf dem Lande größer ist als in der Stadt (Tews 1987 a). Teile dieses Bedarfs werden auf dem Land von der Familie erfüllt. Aber *pflegenden Familienmitgliedern wird auf dem Lande viel weniger Entlastung geboten als in der Stadt*.

Man darf nicht erwarten, daß jetzige Formen familiärer Aushilfe in den kommenden Jahrzehnten unverändert fort dauern werden. Die Vorsorge und die zukunftsorientierte Errichtung von Auffangstrukturen mit Hilfe für Ältere ist dringend geboten, wenn man vorausschauend Hilfe gewährleisten will.

3.3 Offene Altenhilfe

Politiker leugnen den *Bedarf für „offene Altenhilfe“* – wegen des von ihnen (meist irrtümlich) angenommenen funktionierenden Sozialgefüges – viel häufiger als Ärzte, mobile Schwestern und Altenhelferinnen, die sich weniger Illusionen machen. Ärzte fühlen sich fehleingesetzt, mobile Schwestern und Altenhelferinnen sind überlastet. Es gibt auch einen Bedarf an Besuchsdiensten, weil selbst auf dem Land die Nachbarschaft allein die Vereinsamung nicht verhindern kann (Belschan u. a. 1986).

3.4 Kooperation mit Hilfen „von außen“

Die Familie ist gegenwärtig immer noch der hauptsächlichste Ort der Hilfe und Pflege für die Älteren. Im Sinne der lebenspraktischen Hilfen kann man sagen, daß die Familie – zur Zeit noch – besser ist als ihr Ruf. Es müssen aber drei Einschränkungen gemacht werden:

Zu vermuten sind starke, oft latente und unterdrückte Konflikte und noch mehr intergenerationelles wechselseitiges Unverständnis. *Die Zukunft der Familie als Pflegeinstitution ist in Europa, zum Teil auch in den USA, äußerst unsicher.* Wir haben es mit hohen Ansprüchen der Individuen, mit Entwicklungen zu einer „Familie à la carte“ und der Konzentration auf Teilbeziehungen in der Familie zu tun (Rosenmayr 1985 b). Allerdings variieren Familienzusammengehörigkeit, Kooperation, Hilfswilligkeit auch innerhalb Europas stark. In Portugal und im Süden Spaniens und Italiens wie in Griechenland hat die Familie aus verschiedenen Gründen eine viel stärkere Position als in Skandinavien, in Holland oder in verschiedenen Regionen der Bundesrepublik Deutschland.

Unsere Forschungsergebnisse in Mitteleuropa zeigen, daß *die Älteren die Hilfe, die sie selber einander geben, überschätzen, während die Kinder diese Selbsthilfe der Älteren unterschätzen und die eigene Hilfe für die alten Eltern sehr hoch bewerten.* Auffallend ist die starke Nicht-Übereinstimmung in der wechselseitigen Einschätzung. Durch den Vergleich der Aussagen ergibt sich, daß alle Beteiligten dazu neigen, sich in ihrer eigenen Aktivität zu überschätzen (Hörl und Rosenmayr 1989).

Setzt Hilfe von außerhalb der Familien ein, ist vor allem in den ersten Monaten die Zusammenarbeit zwischen Familienmitgliedern und beanspruchten Helfern sehr schwierig. Selbst wenn sie pflegebedürftig sind, wünschen sich die Alten von den Angehörigen vor allem Gespräch. Werden *praktische Hilfen von außen durch soziale Organisationen* geleistet, so bieten die Kinder, wenn sich durch diese Entlastung ihre praktischen Hilfs- bzw. Betreuungsaufgaben verringern, deswegen nicht mehr Gespräche an. Daß eine solche *Zuwendung im Gespräch* quasi-therapeutische Bedeutung hätte, verstehen die meisten Angehörigen von hilfsbedürftigen Alten nicht.

Die neuen Generationen überwiegend vollberufstätiger Frauen im mittleren Alter zwischen 40 und 65 werden, unseren Forschungen zufolge, zur Hilfe für die Alten nicht mehr in ähnlicher Weise bereit sein, wie das ihre auf den Haushalt konzentrierten Mütter und Großmütter waren. Wo berufliche und persönliche „Selbstverwirklichung“ in den Vordergrund tritt und die „Ich-Generation“ („me-generation“) in das Alter kommt, die Al-

ten von morgen zu pflegen, kann man nicht mehr voraussetzen, daß die Familie als Gruppe eine Gesamtsolidarität entwickelt. Es bedürfte einer solchen, damit Hilfs- und Pflegeaufgaben entlastend verteilt werden können.

3.5 Domizilorientierte Altenpolitik

Weniger Kinder, mehr geschiedene Ehen, höher qualifizierte Frauenberufstätigkeit, mehr Selbstverwirklichung und Freizeitorientierung werden die Chancen auf Hilfe für die Alten durch Familienangehörige in Zukunft reduzieren. *Will man ernsthaft vorsorgen, muß man hausbezogene Altenhilfe und domizilorientierte Altenpolitik stärker mit Hilfen der Familie kombinierbar machen.* Dies verlangt eine Politik, die Familie durch verschiedene stützende Maßnahmen, z.B. auch steuerliche Begünstigungen, zu festigen und zur Eigenaktivität den älteren Generationen gegenüber nicht nur moralisch-appellativ zu ermutigen (Dieck 1983).

Der heutige *Wertewandel* ist zwar weitgehend auch eine Reaktionsform auf ökonomische und soziale Veränderungen, in einer Informations-, Lern- und Mediengesellschaft ist er jedoch selber zum Wandlungsfaktor geworden. Er *greift tiefer in das Selbstverständnis und Verhältnis der Menschen zu sich selbst ein – und damit in ihre Liebes-, Intim- und Vertrauensbeziehungen in Partnerschaft und Familie*, als die Veränderung von ökonomischen und sozialen Außenbedingungen in der klassischen Industrialisierungs- und Verstädterungsphase in Europa und Nordamerika im 19. Jahrhundert es tat. Die Familie war damals als Stützungsapparat an der Bewältigung der Veränderungen selbst aktiv beteiligt. In den gegenwärtigen, durch Kulturdeutung vieler Art, auch durch Wissenschaft und Medien vorangetriebenen Wertwandelsprozessen wird die Familie passiv zum Gegenstand von Einflüssen. Ihre Fähigkeit, als Gruppe gemeinsam gestaltend zu handeln, ist unter den herrschenden Bedingungen enorm reduziert.

Die Mehrzahl der Studien, welche die gegenwärtigen Hilfsstrukturen der Familie und ihre Leistungen für Eltern, Großeltern und Urgroßeltern im Detail aufzeigen, läßt *Prognosen für die Zukunft* erkennen. Manche Familienfunktionen haben sich so stark gewandelt, daß auch die den Alten zugewandten Funktionen der Stützung und Anteilnahme sich in den beiden kommenden Jahrzehnten tiefgreifend verändern werden. Die Wertwandelswelle der 60er Jahre wird in den Generationen, die Pflegeaufgaben übernehmen sollen, durch nachlassende Verpflichtungsgefühle gekennzeichnet sein (Rosenmayr 1985 b).

Eine Entwicklung ist bereits abzusehen, in der die *Gesamtsolidarität der Familien sich auflöst und Teilbeziehungen von einzelnen Familienmitgliedern an deren Stelle treten.* Somit wird die Familie sich als ein weniger tragfähiges und

belastbares Gerüst der gesellschaftlichen Infrastruktur darstellen. Dies sind *epochale Veränderungen*, deren Bedeutung für Teilaspekte im Augenblick nur unzureichend durchschaubar sind und sich erst auf einer höheren Abstraktionsebene herauskristallisieren werden (Dieck 1987).

Keineswegs sicher ist allerdings, daß es in den vorindustriellen Phasen gesellschaftlicher Entwicklung mehr Betroffenheit oder Anteilnahme an den alten Eltern gab. Der nach außen hin erwiesene Respekt war vielleicht größer, die Forderungen nach dem „Ehren von Vater und Mutter“ lauter und häufiger. War auch die innere Achtung vor den Alten größer? Mit dem Blick auf Stammesgesellschaften und auch auf frühe Hochkulturen kann man diese Frage bejahen, so sehr auch von Griechenland bis Japan schon in den Jahrhunderten der Konstitution dieser Kulturen Tendenzen zu Altemord und Altenverachtung ebenso sehr aufflammten, wie sie auch in Dichtung und Ethik verurteilt wurden.

4. Resümee und Ausblick

Was zeigt uns der Blick auf zu erwartende künftige Entwicklungen? *Weniger Kinder werden auch weniger Potential für Hilfen im Alter bedeuten.* Die heutige Familienstruktur und die unsicheren Formen des Zusammenlebens werden Konsequenzen haben. Trennungen und Scheidungen werden sich, in wenn auch schwer voraussagbarer Weise, auswirken. Es können sich größere Familien und kooperierende Partner meist leichter wechselseitig stützen und in dieser Stützung untereinander ablösen als kleine Familien.

Die *Veränderungen in der Frauenberufstätigkeit*, vor allem der stärkere Zutritt von Frauen zu qualifizierten Berufen, wird wegen Zeitmangels die gespannte Geteiltheit zwischen der Befassung mit Kindern oder Jugendlichen und Pflegeaufgaben gegenüber Mutter oder Großmutter noch verschärfen.

Familienzugehörigkeit und die Integration in Familien beginnen sich zunehmend auf innerfamiliäre Teilbeziehungen zu stützen. Die Gesamtsolidarität ist weniger gewiß geworden (Schulz 1983). Auch die Beziehungsproblematik älterer Partner wird zu einem zentralen Thema der Gerontopsychiatrie (Radebold 1986). Die Familie wird in Zukunft ihren älteren Mitgliedern nur helfen können, wenn ihr in mannigfacher Weise *sowohl Entlastungen geboten als auch* in aufgefächerter Form *Hilfen* zuteil werden.

Anhang:

- Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit. München: dtv 1978.
- Belschan, Alex; Gaspar-Ruppert, Walpurga; Prinz, Mario: Bedürfnisstrukturen der Altenversorgung in Müzzuschlag. Wien: Institut für Soziologie (unveröffentl. Forschungsbericht) 1986.
- Borscheid, Peter: Versittlichung der Gesellschaft und Achtung vor dem Alter. In: Margaret M. Baltes, Martin Kohli und Karl Sames (Hrsg.): Erfolgreiches Altern. Bern: Huber 1989, 76–80.
- Brunner, Otto: Das „ganze Haus“ und die alteuropäische „Ökonomik“. In: F. Oeter (Hrsg.): Familie und Gesellschaft, Tübingen: Mohr 1966.
- Dieck, Margret: Die ältere Generation im Spiegelbild der großen Regierungserklärungen von 1949 bis 1987. In: Deutsches Zentrum für Altersfragen(Hrsg.): Die ergraute Gesellschaft. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen 1987, 189–218.
- Dieck, Margret: Sicherung älterer Menschen gegen Pflegebedürftigkeit und chronische Krankheit in 18 Ländern. Berlin: Deutsches Zentrum für Altersfragen 1983.
- Elias, Norbert: Über den Prozeß der Zivilisation. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977.
- Hareven, Tamara: Die Familie in historischer Perspektive. Laufende Arbeiten in England und den Vereinigten Staaten: Geschichte und Gesellschaft, 1, 1975.
- Hörl, Josef; Rosenmayr, Leopold: La famille en mutation. In: Gérontologie et société Nr. 48, 1989, 85–95.
- Laslett, Peter und Wall, R. (Hrsg.): Household and Family in Past Time. Cambridge: Cambridge University Press 1972.
- Lehr, Ursula: Psychologie des Alterns. (3. Aufl.) Heidelberg: Quelle & Meyer 1977.
- Mause, Lloyd de (Hrsg.): Hört ihr die Kinder weinen? Frankfurt/M.: Suhrkamp 1977.
- Mitterauer, Michael: Familiengröße – Familientypen – Familienzyklus. Geschichte und Gesellschaft, 1, 1975, 235ff.
- Radebold, Hartmut: Die psychosomatische Sicht alternder Menschen. In: Thure von Uexküll (Hrsg.): Psychosomatische Medizin. (3. Aufl.) Wien – Baltimore: Urban & Schwarzenberg 1986, 1079–1108.
- Rosenbaum, Heidi: Formen der Familie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982.
- Rosenmayr, Leopold: Familiäre und außerfamiliäre Betreuung älterer Menschen – Alternative oder Ergänzung. In: Karl Fellinger (Hrsg.): Altenhilfe – ein kooperatives Problem. Wien: Brüder Hollinek 1975, 25–36.
- Rosenmayr, Leopold: Die späte Freiheit. Das Alter – ein Stück bewußten Lebens. Berlin: Severin & Siedler 1983 b.
- Rosenmayr, Leopold: Wege zum Ich vor bedrohter Zukunft. In: Soziale Welt, 3, 1985 b, 274–298.
- Rosenmayr, Leopold: Die Kräfte des Alters. Wien: Edition Atelier 1990, 161–189.
- Schulz, Wolfgang: Von der Institution „Familie“ zu den Teilbeziehungen zwischen Mann, Frau und Kind. In: Soziale Welt, 1983, 401 ff.
- Stierlin, Helm: Delegation und Familie. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1981.
- Strotzka, Hans (zusammen mit Leitner, Ingomar u.a.): Kleinburg. Eine sozialpsychische Feldstudie. Wien: Österreichischer Bundesverlag 1969.
- Tews, Hans Peter: Die Alten und die Politik. In: Deutsches Zentrum für Altersfragen (Hrsg.): Die ergraute Gesellschaft. Berlin. Deutsches Zentrum für Altersfragen 1987 b, 141–188.
- Weber, Max: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Tübingen: Mohr 1981.

V. Die Kunst des Altwerdens

Martha Krause-Lang

Die hier angestellte Reflexion über Altwerden und Altsein geht vom eigenen Lebensschicksal aus, stellt also eine Preisgabe sehr persönlicher Erfahrungen dar.

Ich bin mir sehr bewußt, daß jedes Lebensschicksal anders aussieht, so daß meine Darstellung *keinesfalls die Gültigkeit eines „Modells für alle“* beanspruchen kann. Meine eigene privilegierte Situation kann ich niemals aus dem Auge lassen. Meine eigene familiäre Herkunft, mein Bildungsweg, der Beruf mit mehr als 30 Jahren ständigen Umgangs mit anderen Menschen – vorwiegend jungen –, meine Familie, meine relativ gesunde Verfassung, die momentane Sicherheit meiner materiellen Daseinsversorgung: Das alles sind Vorzüge. Die *„kumulative Benachteiligung“* vieler anderer älterer Frauen, welche den Sozialwissenschaften und der Sozialarbeit bestens bekannt sind, stellt eine ungleich schlechtere Situation vor.

Ich möchte in *elf Thesen* das mir gestellte Thema wenigstens umrißhaft aufbereiten.

1. Meinen eigenen Altersprozeß empfand ich von Anfang an als ein großes Abenteuer.

Eine Reihe von Veränderungen kamen auf mich zu, die es mir nicht erlaubten, mein Leben ganz nach altvertrautem Muster weiterzuführen. Die Vorschau auf den Ruhestand hat mich zunächst mit dem Gefühl einer unerhörten Freiheit erfüllt und war beinahe einer Euphorie gleichzusetzen. Das damalige Bewußtsein, über sich und seine Zeit fortan großartig verfügen zu können, mäßigte sich zwar im Lauf der Jahre. Dennoch fand ich eine neue Freiheit: Der Druck, jederzeit der Umwelt sich *„beweisen“* zu müssen, darf jetzt entfallen. Ich stehe außerhalb der Konkurrenz mit andern. Selbstbestätigungszwang darf der Freiheit weichen, viel mehr als früher nach Bedürfnis und persönlicher Entscheidung auszuwählen, was ich als richtig erachte. Ich kann beispielsweise Tageslauf und Lebenszuschnitt in vielem vereinfachen. Die Bedeutung, die ich früher bestimmten Gegenständen zumaß, verändert sich. Der mir auferlegte Umzug der letzten Jahre verführte mich zu einer gewissen Leichtherzigkeit, mit der ich angesammelten alten Krempel los wurde. Auch gewisse repräsentative Ereignisse, die vordem mit feierlichem Ernst daherkamen, brauchte ich nicht mehr so wichtig zu nehmen. Der Maßstab, mit dem ich vor der Pensio-

nierung von andern bemessen wurde, bekommt eine andere Gültigkeit. Wer merkt, daß er nicht mehr zum „Mitmischen“ herausgefordert wird, kann – nach anfänglichem Verwundern – bald dankbar die Entlastung verspüren, die mit dem Loslassen solcher Positionen verbunden ist. Alte „Machtgefühle“ werden umgebogen, friedlichere Empfindungen können sich jetzt einstellen.

2. Die familialen Rollen ändern sich.

Die Beziehungen zu den eigenen Kindern werden endgültig die von Erwachsenen zu anderen Erwachsenen. Alterwerden scheint für Vater und Mutter der entscheidende Test zu sein, ob wir wirklich mit Herz und Verstand einsehen, daß unsere Verantwortung den selbständig gewordenen Kindern gegenüber aufhört. Diese können jetzt eine neue Art von befreiender, sie wohlwollend begleitender Haltung erwarten, ohne unsern Anspruch auf ständige Dankesbezeugungen. Aber ihnen gegenüber will ich mich selbst auch offen und ehrlich verhalten, wenn ich Hilfe nötig habe. (Davon soll später noch die Rede sein.) Enkelkinder sind – insbesondere wohl für Großmütter! – die schönste Kompensation für das Altwerden. Bei ihnen erleben sie so viel staunende Freude in der Beobachtung des Mensch-Werdens, daß die praktischen Hilfeleistungen gegenüber einer jungen Familie mit Enkeln gar nicht mehr ins Gewicht fallen müssen. Wenn sie es bei mir einmal in stärkerem Maß tun, erinnere ich mich an meinen Vorsatz, im Alter „gut zu mir selbst“ zu sein. Um nicht zu einer unerquicklichen Hausgenossin zu werden, nehme ich ab und zu ein paar Tage Urlaub! Über die besondere Position der Großeltern im heutigen Familiengefüge ausführlich zu reden, ist hier nicht der Ort. Wohl aber scheint die Erfahrung allgemein, daß großelterliches Wohnen in räumlicher Nähe zur Familie, aber in eigenem Hausstand, das Erlebnis der berühmten Formel „Intimität auf Abstand“ als hilfreich für die gute Beziehung zwischen den Generationen zu sein scheint.

3. Ich begegne gern neuen Menschen und brauche doch alte Freunde.

In den letzten Jahren bin ich infolge meines Umzugs in eine fremde Stadt Menschen begegnet, die ich in der früheren Umgebung kaum angetroffen hätte. In dem Dorf, in dem ich heute lebe, gehört es zu den Selbstverständlichkeiten, daß ein zuziehender Fremder erst gewisse „Aufnahmeprüfungen“ bestanden haben muß, ehe er angenommen wird. Eine davon ist, daß der Neuling bestehenden Vereinen beitreten und einige gesellige Veranstaltungen mitmachen sollte; natürlich gehört auch der nachbarliche

Schwatz dazu. Jedenfalls darf nicht so ohne weiters erwartet werden, daß jemand auf den Zugezogenen zukommt. Da muß dieser schon den ersten Schritt tun. Die geschlossene Welt des Vorhandenen scheint unser nicht zu bedürfen, solange wir uns nicht damit vertraut gemacht haben. Ein anderer Test war, ob ich mich an gewissen ehrenamtlichen sozialen Aufgaben – freiwillig übernommen, versteht sich – beteiligen würde. Besonders reizvoll war für mich dieses Unterfangen, weil ich jetzt „an der Basis“ mitmache, keine führende Position beanspruche und mich der Leitung anderer Caritasleute überlassen kann. Das gibt ganz neue Perspektiven.

Anders ergeht es mir mit alten Freunden. Sie haben sich seit jungen Jahren vielfach bewährt. Sie kennen mich schon lange, mit meinen Vorzügen und Fähigkeiten, mit meinen Schwächen und Ungereimtheiten. Mit zunehmendem Alter bedarf ich der Gespräche mit ihnen immer mehr. Es geht mir dabei nicht nur um die – meist stark verklärenden – Erinnerungen an die Jugend. Es ist nicht immer bloß das „Veteranenbewußtsein“ gemeinsam erlittener Kämpfe und Schwierigkeiten. Es geht um das schweesterlich-brüderliche Gespräch mit jemandem, dem ich vertrauen kann, der mir Freundschaft entgegenbringt, und ich ihm. Mich im Lauf der Zeit ehrlicher anzunehmen, inklusive meiner mannigfachen Selbsttäuschungen, verdanke ich oft den behutsamen Hinweisen meiner wirklichen Freunde. Die Pflege solcher Beziehungen bleibt mir ein Daueranliegen.

4. Eine Aufgabe haben

Das kann viele Formen annehmen. Wir sind ein Zeitalter der ruhelosen alten Leute geworden. Die meistgehörten Ratschläge anderer heißen für unsere Generation ja: „*Beschäftigt euch, seid aktiv – werdet aktiv!*“ Wir wissen alle, was an dieser sog. Aktivitätstheorie richtig ist: Prävention und Therapie von leiblicher und seelischer Verkümmern im Alter können mit richtig verstandener Aktivität angegangen werden. Und entsprechende Angebote im „Freizeitbereich“ sind nicht nur zahlreich, sondern werden von Institutionen und Konsumenten auch tatsächlich ernst genommen.

Oft scheint da geradezu ein Konkurrenzrummel um die Aktivitätenbeschaffung alter Menschen in Gang gesetzt worden zu sein. Die Parole „*Nicht nur müßig sein!*“ (noch schlimmer: „*Nur nicht für müßig gelten!*“) hetzt viele von uns gutmütigen Ruheständlern nicht nur zur Weihnachtszeit von einer „*besinnlichen Stunde*“ zur andern! Bis unsereinem aufgeht, inwieweit ein solch forciertes Streben nach weiterer „*Leistung*“ und entsprechender Anerkennung dieses Tätigseins uns den gleichen Gesetzmäßigkeiten unterwirft, denen wir meinten, glücklich entronnen zu sein. Langsam scheint aber auch bei vielen von uns das Nachdenken über die Ver-

schiedenartigkeit von Bedürfnissen einzusetzen, die nicht nur mit den einzelnen Alterungsphasen, sondern auch mit den früher schon gepflegten Interessen etwas zu tun haben. Zwischen den Bedürfnissen der Jung-Alten und der Alt-Alten kann es beispielsweise größte Unterschiede geben. Ebenso hat auch die Aktivität des älteren Menschen viele Facetten. Wichtig ist, daß jeder *seine Aufgabe* findet.

5. Sich die eigenen Fähigkeiten bewußt machen und nutzen

Ältere Menschen haben im Lauf ihres Arbeitslebens, gleich welcher Art dieses war, meist eine beachtliche Berufskompetenz erworben. Jene, die nicht erwerbstätig waren, bringen ihre Lebenserfahrung in die neue Phase ein. Solche Erfahrung beschränkt sich nicht nur auf wichtige Lebensereignisse aus der eigenen Vergangenheit, sondern schließt auch die Auseinandersetzung damit ein. Lebenserfahrung kann sowohl mit unserer kollektiven deutschen Geschichte zusammenhängen; sie kann auch aus der Verarbeitung gesellschaftlicher Veränderungen im Weltmaßstab entstammen (Ökologie, Technologie, religiöser und kultureller Wandel). Lebenserfahrung schlägt sich aber natürlich im persönlichen Bereich besonders nachhaltig nieder. Krankheit oder Gesundheit, Leben in oder außerhalb einer eigenen Familie, Erfolge und Mißerfolge, Freude und Enttäuschung gehören zur persönlichen Lebenserfahrung, die schließlich in die Frage münden kann: „*Was mache ich daraus? Was habe ich gelernt? Wem diene ich damit?*“ Dieses Kapital an Berufs- und Lebenserfahrung darf nicht brachliegen.

6. Ehrenamtliche Tätigkeit

Das eigene Potential weiterhin sinnvoll einzusetzen, war von jeher Menschen im Ruhestand nichts Fremdes. Zu allen Zeiten gab es in Vereinigungen, Institutionen und Aktionen mit einer sozialcaritativen, kulturellen oder politischen Zielsetzung ältere Menschen als Mitarbeiter, die freiwillig, ohne Arbeitsvertrag und meist unentgeltlich ihre Dienste anboten. Trotz steigender Arbeitslosenzahl sind sie aus den verschiedensten Gründen heute so bedeutsam wie eh und je. Nicht zuletzt verlangt die fachlich gut vorgebildete Berufskraft selbst nach der Ergänzung durch den (oder die) Ehrenamtlichen. Sie bringen ihre charakteristischen Stärken mit ein und brauchen sich nicht zu verstecken. Am wenigsten in unseren Pfarrgemeinden, wo keine Altersgruppe so stark anwächst wie die der älteren Frauen, auf deren oft unscheinbare, aber unentbehrliche Dienste die Gemeinden sich häufig höchst selbstverständlich verlassen.

Der Spielraum für die *verschiedenen Begabungen beider Geschlechter* und deren mögliche *Einsatzgebiete*, vor allem in der Caritasarbeit, ist viel weiter, als gewöhnlich angenommen wird. Die in den letzten Jahren sich explosionsartig entwickelnde Kath. Krankenhaushilfe oder die Kath. Altenheimhilfe mit spezifischen Aufgaben sei hier nur als Beispiel erwähnt, ebenso der Expertenservice für Entwicklungshilfe durch Senioren und eine Vielzahl von Selbsthilfegruppen für Behinderungen und Krankheiten. Uns Älteren verschafft eine solche Mitwirkung nicht nur soziale Kontakte, sie hilft auch die Woche strukturieren; sie verschafft Spannung, Erwartungsfreude, größere Selbstsicherheit, innere Befriedigung. Sie gibt Sinn.

7. Das Annehmen von Hilfe muß gelernt werden.

Die früher so selbstverständliche Verantwortung dem eigenen Nachwuchs gegenüber hat sich im Laufe des Lebens, wie schon erwähnt, verändert – natürlich ist sie nicht „*abgeschafft*“ worden. Herangewachsene Kinder reagieren heute gelegentlich mit Belustigung, wenn nicht mit Befremdung, auf Bekundungen elterlicher Sorge, die ihnen nach dem Verlassen der Familie, bei Gründung eines eigenen Haushalts, beim Eingehen einer Lebensgemeinschaft und auch bei der Erziehung ihrer eigenen Kinder von den „*Alten*“ entgegengebracht werden. Denn diese jüngere Generation ist vom Trend zur Selbständigkeit, vom Zwang zu frühen Entscheidungen geprägt worden. Die Nachkriegsjahre, in denen Vorstellungen von Fortschritt durch mehr Wissen und Können, mehr Produktion, mehr Absatz sich durchsetzten, haben eine solche Haltung befestigt. Diese Generation lernte früh von ihrem Recht auf den eigenen Weg Gebrauch machen, zumal das Mündigkeitsalter auf 18 Jahre herabgesetzt wurde. Veränderungen dieser und anderer Art machen es verständlich, warum wir Älteren uns unbehaglicher fühlen als in früheren Zeiten. Angst kommt auf. Manche von uns sprechen sie auch deutlich aus. Sie wollen sich für ihren Lebensabend in einem Altenheim zum Wohnen anmelden. Die Sorge, daß die eigene Familie uns als Last empfinden könnte und durch uns räumlich und psychisch beengt würde, bewegt viele, besonders für den Fall einer späteren Pflegebedürftigkeit. Sie empfinden den Gedanken als schrecklich, abhängig zu werden, von den Kindern Hilfe annehmen zu müssen – wo doch wir selbst bisher die Gebenden waren.

Wir wollen einander nichts „*ver-danken*“. Wir nehmen lieber von Fremden unsere Versorgung an als von den eigenen Leuten; wir wollen nicht „*von Gnaden anderer*“ leben müssen.

Warum uns das Danken wie das Entgegennehmen von Dank unter bestimmten Umständen allesamt schwer zu fallen scheint, bedürfte einer eigenen Reflexion.

Ich selbst habe keine Schwierigkeiten, eine vorübergehende Versorgung bei Krankheit von meiner Familie entgegenzunehmen, obwohl ich in der Nähe einer guten Sozialstation wohne. Ich weiß aber trotzdem nicht genau, ob ich eines Tages im Ernstfall meiner Familie zumuten kann, eine Dauerpflege zu übernehmen. Die Umstände können für sie dann zu hart werden. Aber ich denke nicht daran, meiner Familie einen Vorwurf zu machen und eine „Abschiebung“ zu befürchten. Ich kann mich ohne Scheu mit der Bitte um eine gelegentliche Hilfe an die Kinder wenden, wenn eigene Kräfte nicht mehr auslangen. Es geschieht in der Gewißheit, daß auch sie in Krisenzeiten auf mich rechnen konnten. Solidarität hat mit gegenseitigem Austausch zu tun und muß immer neu definiert werden.

8. Sich mit dem Tod vertraut machen

Es ist heute wissenschaftlich nachgewiesen, daß ältere Menschen durchaus vom Tod wissen wollen und die Verdrängung des Todes zumindest bei ihrer Altersgruppe nicht allgemein ist. Richtig mag freilich sein, daß wir Älteren von uns aus selten vom Sterben reden. Vorstellungen darüber sind ja auch müßig, weil die Art unseres Todes nicht vorhersehbar ist. Ich kann zu meinem eigenen Sterben nur Wünsche äußern und Hoffnungen: etwa die, daß mir in meiner letzten Stunde vertraute Menschen beistehen mögen. Ich möchte nicht, daß sie durch einen medizinisch-bürokratischen Systemzwang von mir ferngehalten werden. Das gerade jetzt abgeschlossene Patiententestament soll verhindern, daß mein Sterben verlängert wird, wenn alle Anzeichen gegen eine solche Verlängerung sprechen. Die Vorenthaltung der Wahrheit über den möglicherweise tödlichen Ausgang einer Krankheit habe ich überall, wo ich solches bei Bekannten und Freunden antraf, zutiefst als Angriff gegen die menschliche Person empfunden. Man nimmt mir die Chance, mich mit Leben und Tod noch auseinanderzusetzen. Es wird mir nicht mehr zugetraut, diese letzte und für mich bedeutungsvollste Aufgabe in Angriff zu nehmen und zu beenden. – *Versöhnt zu sterben, wäre mein innerstes Anliegen.* Daran erinnert mich ja auch die Krankensalbung der Kirche. Daß sie jetzt rechtzeitig die Vorbereitung auf mein Sterben ermöglicht, ist schön. *Es heißt für mich: Gott sorgt sich um mich.*

9. Ich beklage das gedankenlose „Betreuen“ des alten Menschen.

Gewiß kommen wir beim Älterwerden leichter an unsere Grenzen: Ermüdung, ja Erschöpfung, besonders Beeinträchtigung unserer Fähigkeiten bei jeder Art von Streß, häufen sich im Lauf der Jahre. Minderung unserer

Sinnesorgane kann dazukommen. Aber daraus schon den Verlust unserer persönlichen Autonomie zu folgern und daher sich zum Vormund aller über 60jährigen zu erklären, das wäre zuviel des Guten! Und dennoch treffen wir das Defizitmodell vom alten Menschen noch überall an. Leider auch in unserer Kirche. Es ist richtig, daß sich unsere Alternachmittage und Begegnungsstätten großer Beliebtheit erfreuen und entsprechend als Erfolgserlebnisse für die Mitarbeiter gebraucht werden. Gleichwohl sollte nicht übersehen werden, daß der Anteil der kritischen „*jüngeren Alten*“ wächst, die den Betreuungsaktionen fernbleiben, weil sie nicht auch noch von der Kirche abgestempelt werden wollen als Objekte der Betreuung. Was viele von diesen Frühpensionisten ablehnen, ist die so oft angetroffene Vorstellung, daß „*der*“ alte Mensch zu eigener Aktivität unfähig sei. Manche herablassende Haltung ist in solch unterschwelligem Vorstellungen begründet. Aber das Defizitmodell vom Alter – das dürfte sich inzwischen herumgesprochen haben – ist überholt. Alte Menschen sind weder Kindern noch geistig und körperlich Behinderten von vornherein gleichzusetzen.

Auffallend ist bei vielen neueren Daten zur gesellschaftlichen Lage alter Menschen in unserem Land, daß sich die Altenfrage zusehends als *Frauenfrage* herausstellt. Die vor 30 Jahren begonnene Bildungsexplosion, die auch das Land erfaßte, zeigt bereits bei Seniorinnen ihre Wirkung in einem gestiegenen Selbstbewußtsein und Zugang zu vielen Berufen, die noch nach dem letzten Weltkrieg fast ausschließlich Männern vorbehalten waren. Insgesamt wächst von Jahrzehnt zu Jahrzehnt der Anteil jener älteren Frauen, die eine Berufsausbildung und eine erfolgreiche berufliche Tätigkeit hinter sich gebracht haben. Die Erwachsenenbildung nimmt in ihren Programmen allmählich zur Kenntnis, daß auch ältere Menschen nicht auf Seniorengghettos mit veralteten Themen verwiesen werden wollen, sondern anspruchsvolle Erwartungen haben.

10. Da und dort beginnen neue Begegnungen zwischen den Generationen.

Wenn weiterhin beharrlich festgestellt wird, daß ältere Menschen in der Pfarrgemeinde unvermögend seien, ihre eigenen Bedürfnisse zu artikulieren, wird sich kaum etwas an der bestehenden Praxis in Altenhilfe und -seelsorge ändern können. Daher scheint um so erstrebenswerter, kleine Schritte im Hinblick auf eine stärkere Einbeziehung älterer Menschen in das Leben der Gemeinde zu vollziehen. Das könnte etwa bedeuten, *mehr Veranstaltungen* in der Absicht einzurichten, daß *Alt und Jung zusammenfinden*. Gegenseitiges Kennenlernen, der Austausch von Meinungen, aber auch von Hoffnungen oder Befürchtungen, vielleicht sogar eine gemein-

sam durchgeführte Aktion vermag nicht nur Verständnis für einander in der jeweils anderen Lebensphase zu wecken, sondern kann auch gemeinsame Interessen entdecken helfen. Junge Leute bleiben ewig „Kinder“, wenn sie nicht durch die Gegenwart und das Wachrufen von Geschichte aus dem Mund der Älteren mitbekommen, daß sie auf den Schultern früherer Generationen stehen. Wir Älteren aber erstarren viel zu leicht in Rechtfertigungen der eigenen Geschichte, wenn wir die Herausforderungen durch die Jungen nicht annehmen lernen und uns ihnen – so gut wir es eben vermögen – auch stellen.

11. Diese unsere Welt ist eine gemeinsame.

Sie muß von allen Generationen gemeinsam verantwortet werden. Es ginge sonderbar zu, wenn ausgerechnet Fragen des Überlebens – beim Betrachten unserer extremen technologischen Entwicklungen – ältere Menschen nichts mehr angehen sollten. Wenn der Friede auf der Welt und die Zerstörung unserer Umwelt in ihnen keinen Widerhall mehr wecken würde. Ein Student sagte mir einmal bei einer Schweigedemonstration für den Frieden vor einer Kirche: *„Wir Jüngere möchten mehr weißhaarige Menschen wie Sie bei solchen Anlässen sehen. Vielleicht würde das in der Politik doch mehr Eindruck machen!“* Mir schien, er habe recht. Gerade die öffentliche Teilnahme einer Generation, die zwei Weltkriege am eigenen Leib erlitten hat und damit die Sinnlosigkeit kriegerischer Konfliktlösung erfuhr, ist ein lebendiges Menetekel. Sie kann Zeugnis geben für das, was Schuld bewirkt hat und noch immer bewirkt. Wer von uns Älteren noch glaubt, daß politisches Handeln mit der Abgabe eines Stimmzettels vor der Wahl sein Bewenden habe, der unterschätzt seine eigene Bedeutung. Wenn wir solidarisch denken, werden wir wie andere Bürger auch versuchen, unser Anliegen selbst zu vertreten, aber auch gemeinsame Anliegen zu unterstützen. Der Pfarrgemeinderat und auch kommunale Selbstvertretungskörperschaften (Seniorenbeiräte) könnten dafür herhalten. Zitat aus dem Bericht der Bundesregierung 1984 zur Lebenssituation und Zukunftsperspektiven der älteren Generation:

„Auch die älteren Menschen, die aus dem Berufsleben ausgeschieden sind, haben einen Anspruch auf Mitwirkung in der Entwicklung der Gesellschaft, und die Gesellschaft ihrerseits wird davon profitieren, wenn sie ihre Erfahrungen in die Diskussion mit einbringen.“

Schlußbemerkung:

Während ich diese Erfahrungen des Alterns zusammenfüge, wird mir wieder einmal sehr deutlich, daß es sich um ein auffälliges Muster von Gegensätzlichem handelt, das ich zu vereinen versuche.

Ich nehme die Grenzen meiner Selbststeuerung wahr – erkenne aber auch die großen Chancen dieses Lebensabschnittes.

Ich erlebe Verluste und Risiken – aber auch eine große Bereicherung durch bisher ungelebte Formen meines Daseins.

Ich empfinde mich manchmal als abhängig – gleichzeitig aber von vielen widrigen Umständen unabhängig.

Ich kann mich jetzt intensiv Wenigem widmen – und dabei vieles einfach auf sich beruhen lassen.

Ich ziehe mich mit Genuß in ein privates Dasein zurück – und nehme doch mit brennender Anteilnahme das Weltchicksal wahr.

Ich kann manchmal ganz einfach „*nichts tun*“ – und doch leben wie jemand, der keine Zeit zu verlieren hat.

Ich sage Ja zu meinem Leben – und habe doch noch eine Menge Fragen an mich und an andere.

Ich möchte bis zu meinem Ende die Spannung dieser Gegensätzlichkeiten aushalten lernen und damit zur „*Integration des Alters*“ kommen, wie der Fachjargon es nennt.

Vielleicht besteht der eigentliche Sinn dieses Lebensabschnittes darin, daß ich „*offen*“ bleibe – offen für jene Wirklichkeit, die mein Ich ständig übersteigt, und die größer ist als alle Erwartungen beim Altwerden.

VI. Gesunderhaltung im Alter

Gertrud Krüskemper

Alt werden – was bedeutet das? Vom Moment der Geburt an werden wir älter – altern wir. Wann das, was wir das Alter nennen, beginnt, läßt sich mit einem bestimmten Lebensjahr nicht bezeichnen. Es ist abhängig von mehreren Faktoren:

- vom geistigen Gesundheitszustand,
- vom körperlichen Gesundheitszustand,
- vom subjektiv empfundenen Gefühl des Alt-Seins,
- vom Umfeld, das sich ein Bild vom Alt-Sein macht und
- von der allgemeinen Altersstruktur der Bevölkerung.

1. Alter ein Gewinn oder ein Verlust?

1.1 Lebendig sein und am Leben teilhaben

Achtzig Jahre kann bedeuten: Lebendig sein und am Leben teilhaben mit allen zur Verfügung stehenden Kräften, Fertigkeiten, Fähigkeiten und Möglichkeiten. Es kann aber auch bedeuten: Verlust der Teilnahme am Leben der anderen, hingegeben dem Gefühl nutzlos, hilflos und verbraucht zu sein. Neben den historischen und schicksalhaften Vorgegebenheiten spielen dabei die persönlichen Einstellungen und Vorkehrungen eine wichtige Rolle. Das Gesundheitswesen, die medizinische Theorie und Praxis, hat sich in der Gegenwart erheblich verändert. Es werden der Eigeninitiative große Chancen geboten. Die Entwicklung der Medizin ist so schnell, daß wir Schwierigkeiten haben, einen ethisch-moralischen Konsens zu bilden, um die Angebote, die uns gemacht werden, in den Kodex unserer Kultur einzugliedern. Dies betrifft viele Bereiche, so am Beginn unseres Lebens, aber auch an seinem Ende.

Wie sollen die zur Verfügung stehenden Mittel aufgeteilt werden? Wieviel wollen wir für die Gerontologie und Geriatrie ausgeben? Was muß anderen Gesundheitsbereichen zugestanden werden? Wie werden die sonstigen volkswirtschaftlichen Ausgaben organisiert, und was dürfen wir von den Weltmärkten abschöpfen, ohne riesige Wanderungsbewegungen auszulösen?

In diesen Fragenkatalog sind die Initiativen des einzelnen für seine Gesunderhaltung im Alter eingebettet.

Alte Menschen werden in unterschiedlichem Ausmaß von Verlusten getroffen: Verlust an Gesundheit, Verlust an Freunden und Verwandten, Ver-

lust an finanziellen Mitteln und beruflichen Aufgaben. Die persönliche Verarbeitung ist sehr unterschiedlich. Von der Schaffung und Erhaltung der notwendigen Voraussetzungen, die das Alter zum Gewinn werden lassen, soll heute die Rede sein. Es geht um die realistischen Möglichkeiten zur Schaffung dieser Voraussetzungen, damit der einzelne Rahmenbedingungen hat, in denen er seine eigenen Kräfte einsetzen kann, zur Schaffung eines guten dritten Lebensabschnittes.

1.2 Altern und Alter – früher und heute

Die Altersstruktur der Bevölkerung unseres Kulturkreises – also der industrialisierten Länder – hat sich wie sie wissen in diesem Jahrhundert verändert. Es gibt immer mehr alte Menschen, und die Zahl der jungen Menschen verringert sich vor allem im Prozentsatz zu den alten Menschen. Diese Entwicklung wird sich hier in Europa fortsetzen. Die Gründe dafür sind bekannt: Die Haupttodesarten für Kinder und junge Menschen, die Infektionskrankheiten, sind – mit Ausnahme von Aids – gebannt und die durchschnittliche Lebenserwartung hat sich in diesem Jahrhundert um Jahrzehnte nach oben verlagert. Es ist also nicht falsch so zu planen, als würde man 75 oder 85 Jahre leben. Dies gilt natürlich nicht für die Weltbevölkerung. Die Weltbevölkerung besteht aus vielen jungen Menschen, Kindern und Jugendlichen in den Entwicklungsländern.

Unsere Vorstellungen über das Alter in früheren Epochen hat sich besonders aus unseren Kenntnissen über die Lebensverhältnisse berühmter Persönlichkeiten gebildet, die in hohem Alter noch große Werke schafften, die gemalt wurden mit aller Pracht. Nach der Art wie Geschichtsforschung betrieben wurde, wurde das Leben einfacher Menschen weniger beachtet. Jene, von denen uns am meisten überliefert ist, waren geachtete und verehrte Persönlichkeiten, denen es an nichts mangelte. Sie waren mit materiellen und ideellen Gütern gesegnet. Aber dabei handelt es sich um die Ausnahmen. So wie diese Menschen im Alter gestellt waren, so möchten auch wir unser Alter verbringen: Wir hätten das Lebensnotwendige und darüber hinaus noch einen gewissen Luxus. Wir hätten Menschen um uns, die uns achten, ehren und lieben und die sich nach unserem Rat richten würden.

Betrachtet man aber die Bilder der flämischen und holländischen Schule etwa eines Pieter Breughel, so sieht man, daß es damals nicht überall so war. Auch heute ist es nicht so. Das Alter in früheren Jahrhunderten war für die meisten Menschen eine Zeit der Not und des Elends. Hungersnöte trieben im 19. Jahrhundert junge Europäer nach Amerika. Die Alten blieben im Elend zurück. Die industrielle Revolution schaffte eine zeitweilige

Vermehrung der Verelendung, unter der vor allem die Alten zu leiden hatten. Mißernten, Tierseuchen und Krankheiten sorgten für individuelles Leid. Glücklicherweise konnte sich der alte Mensch, der ohne medizinische Versorgung gesund blieb. Die meisten alten Menschen verhungerten.

Von jenen schrecklichen Verhältnissen für große Gruppen der alten Bevölkerung sind wir heute in der sogenannten ersten Welt weit entfernt. Die Länder des Ostens und des Südens erleben sie noch. In Meldungen aus Rußland kann man das Leben der russischen Pensionisten erleben. Wir können täglich deren Hunger, die Kälte und die Dankbarkeit für ein Paket sehen. Auch in den östlichen Ländern der Bundesrepublik ist die Situation schwieriger als in den alten Bundesländern. In der großen Angst, die die alten Menschen dort in den letzten Jahren befallen hat, finden sich neben realistischen Befürchtungen auch Erinnerungen an die Schwierigkeiten alter Menschen, wie sie in der Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts nachzulesen sind. Was uns in den Industrienationen beschäftigt, ist die *seelische* Not alter Menschen, die Einsamkeit, die geringe Achtung, die sie genießen, die chronischen Krankheiten und die Unangepaßtheit der Umwelt an die Bedürfnisse der Alten.

1.3 Gesundheit ist nicht alles, aber ohne Gesundheit ist alles nichts

Früher waren die negativen Seiten des Lebens im Alter viel stärker von *äußeren* Bedingungen geprägt, denen man nicht ausweichen konnte: vom Schicksal. Heute können und müssen wir unser Alter stärker selbstverantwortlich gestalten, um zufrieden oder vielleicht sogar glücklich zu sein. Es ist unsere Aufgabe geworden, die vorhandenen Möglichkeiten auszuschöpfen, zu gestalten und zu erweitern. In den Industrienationen sind wir im Vergleich zu früheren Generationen viel mehr in der Lage, uns zur Verfügung Stehendes richtig zu nutzen. Das betrifft nicht nur unsere finanzielle Altersversorgung, deren Einnahmen- und Ausgabenseite sorgfältig geplant werden müssen, sondern auch immaterielle Werte. In Zusammenarbeit mit dem Gesundheitswesen und durch richtige Lebensführung müssen und können wir unsere Gesundheit mitgestalten. „Zwar ist Gesundheit nicht alles, aber ohne Gesundheit ist alles nichts.“ Wir müssen unsere Geisteskräfte wachhalten und pflegen, und es liegt auch an uns, wie gerne uns unsere Kinder haben und wie groß und gut unser Bekannten- und Freundeskreis ist. Diese immateriellen Güter stellen sich nicht von selbst ein; sie erfordern Aufmerksamkeit, Planung, Lernen und Arbeit. Aus dieser Aufzählung erklärt sich auch, warum es nicht möglich ist, eine exakte Grenze zum Alter zu ziehen. Denn vieles ist eine Fortsetzung der Aufgaben, die wir schon vorher im Leben hatten.

1.4 Alterneinflüsse im Erwerbsleben, im familiären und sozialen Umfeld

In der vorindustriellen Zeit gab es in den handwerklichen und landwirtschaftlichen Betrieben fließende Grenzen zum Alter. Man arbeitete von Jahr zu Jahr etwas weniger. Die Spezialisierung und Teilung der Arbeit hatte einen geringen Grad erreicht, daher war jeder Teilnehmer am Produktionsprozeß in vielen Arbeiten angelernt und geübt. Entsprechend der Vielgestaltigkeit der körperlichen und geistigen Ausfälle war es leichter, eine Passung zwischen den Möglichkeiten des älter werdenden Menschen und der Arbeit zu finden, weshalb ein plötzliches Beenden des Arbeitslebens eher die Ausnahme bildete.

Heute sind es gerade im Berufsleben verstärkt äußere Umstände, die uns plötzlich zum Alten werden lassen, z. B. die Pensionierung. Die gesetzliche Altersgrenze nimmt keine Rücksicht auf die beim einzelnen vorhandene Leistungsfähigkeit. Durch die stärkere Mobilität der jungen Generation kann für Hausfrauen die Verkleinerung der Familie durch den Weggang der Kinder ein solches äußeres Ereignis sein. Die Teilnahme an den Aufgaben der Generationsfolge – die Großmutter- und Großvaterrolle – wird dadurch eingeschränkt. Die räumliche Nähe schuf Möglichkeiten der Aufgabenteilung, die familiär verträglich waren. Heute bedingt die räumliche Trennung innerhalb der Familien und zwischen den Generationen häufig eine Aufgabenteilung, die weder kindgerecht gestaltet werden kann, noch der älteren Generation genügend Unterstützung gibt, noch ihr entsprechende Leistungen abverlangen kann.

Auch chronische Erkrankungen und der Tod des Partners können erhebliche Veränderungen des sozialen Lebens nach sich führen. Der gesündere alte Mensch wird das besser meistern können. In der Krankheit des Partners werden oft körperlich und immer seelische Anforderungen gestellt, die eine zusätzliche Belastung zum eigenen Alter darstellen, wenn auch dieses gebraucht werden nicht selten eine neue Lebensaufgabe mit antidepressiver Wirkung darstellt. Nach dem Tode des Partners häufen sich dann die seelischen Probleme. Diese äußeren Umstände haben *in unserer Person selbst* keine Begründung, dennoch haben wir unter den Folgen zu leiden. Der Anpassungsdruck der Gesellschaft ist dann enorm. Wir sollen gezwungen werden uns in die neue Rolle des Pensionärs, der Witwe zu fügen. Es gibt viel zu wenig Möglichkeiten, sich diesem Druck zu widersetzen. Hier liegt eine ganz wesentliche Aufgabe für unsere Zukunft: Die Flexibilisierung unserer Altersgrenze, die Veränderungen der Rollenerwartungen und die Erweiterung unserer Möglichkeiten für die Lebensgestaltung im Alter. Starre, von außen gesetzte Grenzen müssen umgewandelt werden in ein durchlässiges Gefüge, das *sich dem Individuum anpaßt* und nicht den Einzelnen in eine Einbahnstraße zum Tode führt.

2. Aufgaben für ein somatisches, psychisch und sozial gesundes Altern

2.1 Gesellschaft und Staat sind herausgefordert

Vom Gesetzgeber, von der Regierung, von Ländern und Kommunen und von den großen gesellschaftlichen Gruppen müssen Teile dieser Aufgaben übernommen werden. Dieser Prozeß ist im Gange, er geht aber zu langsam. Zur Bewältigung der unausweichlich heranziehenden Probleme muß es schneller gehen. Wir dürfen die heute 50 bis 60-jährigen nicht erst 15 Jahre älter werden lassen, ehe sich die Institutionen auf Änderungen einigen können. Dann ist die Bürde, die die jungen Menschen mit den vielen Alten übernehmen, zu groß geworden. Wir – die Älteren – können und wollen dann schon veränderte Rahmenbedingungen vorfinden, in denen die Ergebnisse der vielen jetzt laufenden Modellversuche verarbeitet sind.

Diese Aufgaben, die in der Legislative grundgelegt werden müssen, umfassen die Sicherung der finanziellen Altersversorgung, die angemessene Integration der Älteren ins Alltagsleben, zum Beispiel durch städtebauliche Konzepte und vieles andere mehr. Notwendig ist auch die Schaffung *privater* Möglichkeiten für die Alten. Auch hier sind wir auf dem Wege und auch hier muß es schneller gehen. Es gibt Selbsthilfegruppen und Selbsthilfeorganisationen, sie sind lokal und überregional organisiert. In den Ballungsgebieten ist die Verfügbarkeit besser, das Angebot ist größer. Thematisch abgegrenzte Angebote werden entwickelt. Gerade beim Thema *Gesundheit für ältere Menschen* ist die Entwicklung in den letzten Jahren besonders bedeutsam gewesen. Hier läßt sich eine wachsende Akzeptanz wahrnehmen. Die alten Menschen, aber auch ihre Familien und ihr soziales Umfeld akzeptieren die Teilnahme an Gruppenaktivitäten immer mehr und unterstützen sie.

Auch auf anderen Gebieten muß sich das Angebot und die Akzeptanz einer Erweiterung der Lebensräume für die alten Menschen steigern. Hier sind zu nennen: Juristische Kenntnisse bezüglich des Rentenrechts etwa oder des Erbrechts, Wissen über Reisemöglichkeiten oder Fortbildung, Information über spezielle Fragen, die für Senioren von Bedeutung sind. Dies ist kein Ersatz für die Einbindung älterer Personen in das allgemeine Erwachsenenbildungswesen, sondern eine Ergänzung.

2.2 Die persönliche Initiative ist gefordert!

Darauf möchte ich ein besonderes Augenmerk richten, weil wir hier als Individuum etwas tun können. Die bereits vorhandenen Angebote wer-

den nicht genügend *genutzt*. Sicherlich kann man sagen, daß sie auf die eine oder andere Weise eben nicht genügend attraktiv sind für die Benutzer. Aber das ist nur eine Seite der Medaille. Dieser Aspekt soll nicht übersehen werden, und eine Prüfung der Notwendigkeit und der Kosten für die Benutzer, sowie die Rücksichtnahme auf Bedingungen, die für die alten Menschen nötig sind, ist erforderlich. Ich will einige Beispiele nennen:

- a) Die Angebote müssen erreichbar sein.
- b) Die Tageszeiten sind vor allem im Winter richtig zu legen.
- c) Die Kosten müssen den finanziellen Möglichkeiten angepaßt sein.

Die Teilnahme muß den alten Menschen leichtgemacht werden, und ihre Bemühungen müssen belohnt werden. Dies ist sowohl volkswirtschaftlich als auch psychologisch sinnvoll. Entscheidend für die Akzeptanz ist aber die Initiative des einzelnen, dabei müssen Informationen eingeholt und Hemmschwellen zu neuen Aktivitäten überwunden werden. Es ist mit guten Ratschlägen zur Änderung des Verhaltens nicht getan. Wir brauchen ein *„Studium Generale für Alte zur Orientierung für den neuen Lebensweg“* wie wir ein Studium Generale für die Berufsausbildung haben. Viele ältere Menschen haben innere oder äußere Schwierigkeiten, sich Informationen über diese Möglichkeiten zu beschaffen. Da sich herausgestellt hat, daß der Bekanntheitsgrad von Initiativen nicht gleichmäßig in der älteren Bevölkerung ist, muß es einen Faktor geben, der nicht in der Verantwortung des einzelnen liegt. Hier liegt die Informationsaufgabe eines *„Studium Generale“*. Aber auch wenn das Angebot bekannt ist, ist die Teilnahme, selbst wenn sie sinnvoll wäre, nicht gewährleistet. Hier müßte das *„Studium Generale“* Übungsmöglichkeiten schaffen zum Umdenken: Zur Erhöhung des Selbstbewußtseins, zum Ablegen von Schwellenängsten.

2.3 Übungsmöglichkeiten bedeuten mehr als Wissenserwerb

Wenn beispielsweise der Museumsbesuch für Gehbehinderte zu beschwerlich wird, so kann man auf die häufig zur Verfügung stehenden Rollstühle nur dann zurückgreifen, wenn man die Ängste, die mit einem vorübergehenden Gebrauch eines solchen Gerätes aufkommen, gedanklich und übend überwindet. Wer etwas gehbehindert ist, sollte von solchen Angeboten kurzfristigen Gebrauch machen. Dazu muß natürlich auch die Museumsleitung mitgeübt werden. Ähnliches kann man sich von sonstigen Veranstaltungen vorstellen, die aufgrund eines begrenzten Defizites unmöglich werden, obwohl das Defizit mit dem, was die Veranstaltung bietet, im Grunde nichts zu tun hat. Ich möchte Beispiele geben, wie psychologische Zäune gezogen werden, die modeabhängig sind: Schrebergärtner und Mitglieder von Kaninchenzüchter-Vereinen wurden früher

häufig verspottet. Heute ist der eigene Garten wieder etwas ganz Feines, und für Kinder werden Kleintierzoo's eingerichtet. Wenn man sagt: „Ich habe einen Streichelzoo für Kleinkinder“, so ist das etwas ganz anderes als wenn man sagt: „Ich bin im Kaninchenzüchterverein“. Selbstgezogenes Biogemüse steht hoch in der Achtung vor allem junger Menschen, während dem Schrebergärtner immer noch ein bißchen Verachtung für Kleinbürgerlichkeit anhängt. Da es sich aber weitgehend um den gleichen Tatbestand handelt, ist die modische Wortwahl für die Wertschätzung von Bedeutung. Es lohnt sich, sich der *Terminologie der Trendsetter* zu bedienen, weil hierdurch die künstlichen Barrieren besonders leicht abzubauen sind. Damit ist eine Änderung der Einstellung verbunden, die wiederum zu einer Änderung der Wertschätzungen führt. Ziel des Trainings älterer Menschen muß sein, durch Veränderungen der Kognitionen eine Beeinflussung des Verhaltens zu erreichen, wodurch die Veränderungen im Alter zu einem Gewinn werden können. Unsere Bedürfnisse als alte Menschen dürfen nicht von anderen definiert werden, da dadurch Glücksmöglichkeiten verlorengehen.

2.4 Aktiv bleiben im Alter – Lebenschancen nutzen

Die Grenze zwischen gesunder Selbstverwirklichung und übertriebenem Drang zur Jugendlichkeit ist fließend. Jeder, der eine neue Tätigkeit im Alter aufnimmt, versucht seine Wirkung nach außen und auf andere abzuschätzen und die erwarteten Reaktionen mit seinem eigenen Wertesystem in Einklang zu bringen. Dieses Wertesystem ist ein *psychischer* Tatbestand und durch Wahrnehmen, Denken und Handeln zu verändern. 75jährige im Schwimmbad waren früher ein Ding der Unmöglichkeit, heute ist ein Alterschwimmclub keine Seltenheit mehr. Es ist übrigens charakteristisch und auch gut, wenn man sich im Zweifelsfalle in den Schutz einer kleinen Gruppe begibt. Notwendig ist das allerdings nicht. Man kann auch als Individuum handeln, wenn man die nötige Resistenz gegen Spott hat. Hierzu fällt mir immer das Beispiel des Busses mit alten Frauen ein, die mit ihren verarbeiteten Händen und den ängstlich festgehaltenen Taschen zum Gespött werden. Diese Frauen tun genau das, was jeder Fachmann empfiehlt: Sie unternehmen etwas, schauen sich die Welt an, gehen unter Menschen in dem finanziellen Rahmen, der ihnen zur Verfügung steht. Von diesem Personenkreis wird ein hohes Maß von Toleranz gegenüber Verächtlichmachung gefordert. Vorurteile dieser Art können durch Vorbilder abgebaut werden. Wenn ein alter Bundespräsident wandert, so wertet das diese Tätigkeit auf. Wir brauchen also auch Vorbildfunktionen für alle Tätigkeiten, die die körperliche Gesundheit und die Leistungsfähigkeit möglichst lange erhalten, um den Lebensabend in all seinen Varianten genießen zu können.

Wir brauchen den Nachweis der Gesundheit und der Leistungsfähigkeit auf allen Gebieten, aber nicht als Legitimation gegenüber den Jüngeren. Der Lebensabend *entpflichtet* uns von Leistungen, er darf uns aber nicht *entrenchen*. Wer nach der Berufstätigkeit seine Zeit mit Liebhabereien verbringen will, denen er sich früher nicht widmen konnte, dem soll das unbenommen sein. Wer weiterarbeiten möchte, wer seinen Beruf braucht, für den muß es auch eine Erfüllung geben in einer Tätigkeit, die seinem Beruf verwandt ist. Auch hier gibt es schon viele gute Ansätze. Da sie aber zu wenig bekannt sind, schlage ich ein *Börsenbatt für Alterstätigkeiten* vor.

3. Bejahung des Alters als Teil des Lebensprozesses

3.1 Altern ist ein biologischer, psychischer und sozialer Prozeß.

Mit der Entwicklung der Psychologie als Wissenschaft im vergangenen Jahrhundert, den Anfängen der Gerontologie und der Ökonometrie versuchte man diesen Prozeß quantitativ zu erfassen. Am auffälligsten war der Verlust an Körperkraft beim alternden Menschen. Man bemerkte Defizite an Schnelligkeit und körperlicher Gewandtheit. Zunächst war dies in der Arbeitswelt eine relevante Beobachtung. Vor der Industrialisierung und der damit verbundenen Verbreitung der Berufstätigkeit in Institutionen war es den kleinen handwerklichen und landwirtschaftlichen Betrieben möglich, die Aufgaben altersgemäß zu verteilen. Im großen Industriebetrieb sah man sich dazu nicht im Stande. Der Mensch wurde mit zunehmendem Alter unproduktiver. Die damalige Bevölkerungsstruktur erlaubte es, den unproduktiven Arbeiter auszusortieren und durch den körperlich leistungsfähigeren jungen Menschen zu ersetzen.

Die augenscheinlichen Defizite an Körperkraft wurden in ungerechtfertigter Weise verallgemeinert und als verminderte Gesundheit deklariert. Trotz der heroischen Arbeitsmoral aufgrund des wirtschaftlichen Drucks und wegen der unmenschlich langen Arbeitszeiten waren auch damals schon die Fehlzeiten bei älteren Arbeitnehmern länger. Die körperlichen Reserven im jüngeren Erwachsenenalter sind tatsächlich erheblich größer gegenüber denen im Kindesalter und jenen, die dem 6. Lebensjahrzehnt und späteren Jahrzehnten zur Verfügung stehen. Die Restitutionskräfte stellten die Arbeitsfähigkeit bei jüngeren Personen schneller wieder her.

3.2 Die Defizittheorie des Alters ist überholt!

Die Betonung der Defizite lag auch an den Instrumenten, die sich die Wissenschaft schuf. Soziale Aspekte wurden dabei vernachlässigt. Während

die Industrewissenschaften lernten, Produktivität und volkswirtschaftlichen Nutzen zu kalkulieren, begann die Psychologie mit der Intelligenzmessung. Auch da fand man Defizite beim älteren Menschen, vor allem bei Aufgaben, die Schnelligkeit und Ausdauer bei Leistung unter Zeitdruck erforderten. Dabei schnitt der ältere Mensch gegenüber den Jüngeren schlechter ab. Es wurde völlig übersehen, daß andere Faktoren für den Arbeitsprozeß wichtig waren, die sich nicht so leicht messen lassen. Gerade Eigenschaften wie Weisheit, Rücksichtnahme und Erfahrung, die beim älteren Menschen stärker vorhanden sind, lassen sich schlecht messen. Sie tragen aber dennoch zur Produktivität bei, besonders in einer Zeit, die wegen des Einsatzes von Maschinen auf Körperkraft weitgehend verzichten kann. Neuere betriebswirtschaftliche Überlegungen beziehen solche schwer meßbaren Konstrukte in ihr Kalkül mit ein. Das betriebliche Vorschlagswesen honoriert die praktische Erfahrung. Die Selbstbestimmung von Arbeits- und Freizeitrythmen in kleinen Arbeitsgruppen funktioniert nur mit Rücksichtnahme. Diese Sichtweise der Verhältnisse deckt die Mängel der Defizittheorie auf, die das Altern vorwiegend als einen Schrumpfungsprozeß an geistigen, körperlichen und sozialen Fähigkeiten und Fertigkeiten erscheinen läßt. Dies wird dann wiederum mit schrumpfender Gesundheit gleichgesetzt.

Die Defizittheorie in der Gerontologie ist wissenschaftlich überholt, aber in den Köpfen der Menschen findet sie sich immer noch. Durch Information und Erziehung müssen die Grundlagen für neue Erfahrungen bei jüngeren Menschen gelegt werden, daß körperliche Kraft und Schnelligkeit nicht die einzigen Determinanten von Gesundheit sind. Auch Leidenschaft ist Kraft, die mit dem Alter wahrscheinlich zunimmt und Gesundheit wieder herstellt. Die Gerontologie ist von der Beschreibung der Defizite abgekommen und auf der Suche nach solchen *Werten*, die sich im Alternsprozeß entwickeln.

3.3 Altern und Alter aus medizinischer Sicht

Im ärztlichen Handeln stellt sich die Situation anders dar als in der psychologischen Forschung. Die Medizin verfügt über eine im Vergleich zur Psychologie große Praxis-Akzeptanz. Sie hat ein hochorganisiertes Netzwerk praktischer Tätigkeit. Der praktizierende Arzt, den wir im Gegensatz zum praktizierenden Gerontologen gesellschaftlich integriert und institutionalisiert haben, wird in seinem täglichen Handeln immer mit den sich verändernden individuellen Gesundheitsproblemen konfrontiert. Er behandelt die chronischen Krankheiten des Bewegungsapparates, der Atemwege, des Magen-Darm-Kanals, der Sinnesorgane und des Gehirns. Krankheiten können zwar für einen Menschen eine Herausforderung sein,

an der er wächst und seine seelische Größe entfaltet, dem Arzt aber ist es auferlegt, sich um die Behandlung eines defizitären Zustandes zu kümmern. Auch dies hat bei den Disziplinen zu unterschiedlichen Schwerpunkten geführt. In der Medizin wird immer stärker die Wichtigkeit der Vorsorge und Früherkennung betont, um Defizite zu minimalisieren oder auszugleichen. Damit sollen die Voraussetzungen geschaffen werden, die Jahre des dritten Lebensabschnittes zur Zufriedenheit zu gestalten.

3.4 Sexualität im Alter

Die Sexualität im Alter ist ein Beispiel für Kooperationsmöglichkeiten der Medizin und der Psychologie. Der Doktor hat zu diesem Thema Mitspracherecht bezüglich Kontraindikationen. Wenn aber seine Unbedenklichkeitserklärung für die Gesundheit dieses Menschenpaares vorliegt, dann bestimmen die persönlichen Lebensumstände das Ausmaß und die Intensität der Sexualität des jungen wie des alten Menschen. Für den älteren Mann spielt die Potenz eine große Rolle, für die ältere Frau die Frage, ob ein Partner da ist. Eine Altersgrenze für Sexualität ist nicht auszumachen. Unter Sexualität soll hier aber nicht nur der vollzogene Geschlechtsverkehr verstanden werden, sondern auch die intime körperliche Zärtlichkeit.

Im 19. Jahrhundert breitete sich eine Einstellung zur Sexualität aus, die wir viktorianisch nennen. Sie schuf vor allem für das sexuelle Empfinden der Frauen eine Moral, deren Folgen bis zur Mitte dieses Jahrhunderts spürbar waren. Sie schränkte die Freude der Frau an sexuellen Betätigungen drastisch ein und beruhte auf den Regeln einer doppelten Moral. Ältere Menschen, die jetzt leben, wurden noch in diesem Sinne erzogen, und da über Sexualität auch nicht gesprochen und geschrieben werden sollte, blieben die Vorurteile so lange bestehen. Zwar weiß man um die Einstellungsänderung bei den jungen Menschen, die in den letzten Jahrzehnten stattgefunden hat, aber eingeschliffene Moralvorstellungen, auch falsche, sind schwer auszumerzen. Das gilt besonders, wenn aus den Einstellungen partnerschaftliche Verhaltensweisen erwachsen sind. Eigene Gewohnheiten zu ändern, ist schon schwer, aber partnerschaftliche können durch die Hemmungen zweier Menschen behindert werden. Andererseits hat ein Paar die Chance, da immer einer der beiden der Mutigere ist, unnötige Fesseln abzuwerfen. Dazu kann nur geraten werden. Die persönlichen Ansprüche sind mit dem Partner verbal oder nonverbal neu zu organisieren. Hier ist das liebevolle Experiment angezeigt. Potenzschwierigkeiten beim älteren Mann sind gelegentlich mit Testosterongabe zu beheben. Wichtig sind Durchblutungsstörungen. Antihypertonika können sich negativ auf die Potenz auswirken. Der Bluthochdruck, wie alle schwe-

ren chronischen Erkrankungen, ist nicht ohne Einfluß auf die Sexualität. Eine gut eingestellte Therapie beim älteren Menschen mit seinen geringeren Reserven ist daher besonders wichtig.

Frauen kann in der Menopause durch die Gabe von Östrogenen geholfen werden, wobei gleichzeitig ein Schutz vor Herz-Kreislauf-Erkrankungen, Blasen-schwäche und vor Knochenschwund (Osteoporose) nachgewiesen wurde. Ein guter gesundheitlicher Zustand ist allerdings nur ein begünstigender Faktor für ein gutes Sexualeben im Alter. Ohne seelische Harmonie geht es schlecht.

Die Psychologie hat sich darüber hinaus die Aufgabe gestellt, im sozialen Umfeld älterer Menschen für eine Bedingungs-optimierung zu sorgen. Beide Wissenschaften ergänzen sich. Eine übergreifende Theorie des Alterns haben wir aber noch nicht.

4. Vorbereitungen auf das Alter

4.1 Neigungen, Begabungen, Aktivitäten, Hobbies

Damit das Alter als Gewinn und nicht nur als Verlust erlebt werden kann, bedarf es auch beim einzelnen umfangreicher Vorbereitungen. Sie sind ein wichtiges Fundament für das Gelingen. Wer die äußeren Gegebenheiten für die Gestaltung nicht kennt, seine Finanzen überschätzt, Wartezeiten nicht einkalkuliert, nicht vor der Pensionierung erprobt und erkundet, dem läuft die Zeit davon, und der riskiert unnötige Verluste. Ich möchte das mit ein paar Hinweisen erläutern:

Wer nach der Berufstätigkeit ein Hobby ausüben will, sollte erprobt haben, ob dieses Hobby auch seinen Erwartungen entspricht. Wer endlich einen Garten bebauen möchte, muß sich vielleicht jahrelang nach einer solchen Möglichkeit umsehen. Wer ein Studium anfangen will, wozu er in der Jugend aus vielerlei Gründen nicht gekommen ist, muß unter Umständen einen Ortswechsel planen. Wer in die alte Heimat zurückziehen will, aus der ihn der Beruf, das Schicksal oder die Familie weggeführt hat, der sollte erproben, ob es da auch noch so ist wie früher.

Genereller sind folgende Fragen zu stellen:

- Welche Wunschvorstellungen habe ich und wie kann ich sie verwirklichen unter Berücksichtigung meiner familiären, finanziellen und psychischen Möglichkeiten?
- Was wird sich in den nächsten Jahren oder Jahrzehnten in meinem Leben wahrscheinlich oder sicher grundsätzlich verändern und wie reagiere ich darauf am besten?

- Mit welcher Art von Menschen möchte ich zusammen leben, zusammen meine Freizeit gestalten und was muß ich dazu tun?

Solche Überlegungen müssen *frühzeitig* beginnen, um zum Erfolg zu führen. In vielen Fällen wird dazu Hilfestellung erforderlich sein. Das Problem muß in viele Einzelaspekte aufgeteilt werden, die man sich alleine oder häufiger noch mit anderen Menschen gemeinsam erarbeiten muß.

4.2 Alter erleben, nicht erleiden

In früheren Zeiten war das Leben alter Menschen viel stärker fremdbestimmt. Daher waren solche Planungen weniger sinnvoll. Die Personen aber, deren Alterswerk wir bewundern, die mit 80 Jahren noch ein Leben voller Sinn gelebt haben, die haben dieses Alter auch geplant. Wenn Alter gut gelebt werden soll, so müssen wir mit den Pfunden, die wir haben, wuchern. Was wir an Freiheit der Gestaltung des Lebens im Alter in materieller, ökonomischer und psychologischer Hinsicht haben, können wir durch das rechte Herangehen vervielfältigen. Die ältere Generation, der es gelingt, den dritten Lebensabschnitt *zu erleben und nicht zu erleiden*, setzt auch für jüngere Menschen einen Prozeß in Gang, der das Ansehen des Alters steigert. Dies wiederum erweitert den Gestaltungshorizont für die Älteren.

Es soll nicht Aktivismus oder Nachahmung der Jugend sein. Es sind jetzt die äußeren Möglichkeiten vorhanden, *ein ganz eigenes Weltbild zu schaffen*, das von der Vielfalt von Aktion und Beschaulichkeit, von Erleben und Bedenken, von Geben und Nehmen lebt. Wir können durch die Befreiung vom Geldverdienen mit viel mehr Ruhe, Muße und Bedacht einen viel größeren Fächer von Möglichkeiten entfalten in den Grenzen, die uns unser älter werdender Körper und unsere geringer werdenden Finanzen gestatten. Wir werden *andere* Dinge tun können als die Jungen, aber es werden nicht *weniger* sein, wenn wir die künstlichen Behinderungen aus unseren Köpfen bekommen. Es warten auf die *jungen Alten* viele soziale Aufgaben, die uns das Gefühl des Gebrauchtwerdens und der Daseinsberechtigung geben, das von vielen alten Menschen so sehr vermißt wird.

VII. Altern und Alter – über die durchgehende Sinnfrage

Franz-Georg Friemel

Der Psychotherapeut Viktor Frankl sprach im Zuchthaus St. Quentin in Kalifornien zu Gefangenen über sein Lebensthema „Die Suche nach Sinn“. Der Vortrag wurde auch zu den Gefangenen in die Zellen übertragen, die nicht zu dem Vortrag kommen durften. Man sagte dem Professor.: *„Wir haben dort oben Aaron Mitchell, der wird morgen in der Gaskammer exekutiert. Können Sie ihm nicht durchs Mikrophon ein paar Worte sagen?“*

Viktor Frankl hat in dieser Situation folgendes ins Mikrophon gesprochen: *„Mr. Mitchell, ich kann irgendwie Ihre Lage verstehen, schließlich lebte ich selbst ein paar Jahre im Schatten der Gaskammer. Aber glauben Sie mir, auch damals habe ich keinen Augenblick am bedingungslosen Sinn des Lebens gezweifelt. Denn entweder hat dieses Leben einen Sinn, dann behält es ihn auch, wenn wir nur relativ kurze Zeit leben, oder es hat keinen Sinn, dann würde, auch wenn wir unendlich lange lebten, kein Sinn in unser Leben hineingebracht werden können. Selbst ein Leben, das verfehlt war und in der Vergangenheit sinnlos erscheint, kann im letzten Augenblick doch rückwirkend mit Sinn erfüllt werden durch die Art und Weise, wie wir zu uns selbst Stellung nehmen.“*

Dieses Erlebnis, das Viktor Frankl in einer seiner Vorlesungen erzählte, hat mich beeindruckt. Aber die kurze Rede an den zum Tode Verurteilten ist ein Bedingungssatz: *„Wenn Leben Sinn hat, ...“* Frankl selbst ist davon überzeugt. Wie aber kommen wir vom Bedingungssatz *„Wenn das Leben Sinn hat...“* zuerst zu dem Erlebnis und dann zu der Aussage: Mein Leben hat Sinn?

1. Bedingungen menschlicher Existenz und die Sinnfrage

Wenn jemand von Sinnlosigkeit spricht oder Sinnverlust beklagt, ja schon wenn ein Mensch nur anfängt, nach dem Sinn des Lebens zu fragen, muß er eine Vorstellung von Sinnhaftigkeit und Sinn haben. Sie ist vielleicht vage und undeutlich, aber es muß sie geben. Woher aber weiß er, wonach er fragt? Wie könnte er behaupten, *„es ist alles sinnlos“*, wenn er nicht eine Vorstellung von Sinn hätte. Vielleicht darf man sogar so weit gehen, daß man sagt: Wer das Leben als sinnvoll erfährt, fragt gar nicht nach Sinn. Woher also haben wir ein wenigstens anfängliches Wissen von dem, was wir mit der Aussage sinnvolles Leben bezeichnen?

1.1 Erste Sinnerfahrung: Kindheit

Wir bekommen das Gefühl, daß leben oder daß das Leben – klein oder groß geschrieben – sinnvoll ist, in der Kindheit geschenkt. Vater und Mutter sind nicht nur in Zeugung und Empfängnis Begründer der Existenz eines Kindes, sie ermöglichen nicht nur vorgeburtlich und nach der Geburt den Fortgang des Lebens; das ist freilich wichtig, weil das kleine Menschenkind gänzlich hilflos in die Welt kommt. Vor allem die Mutter ist für das Kind lebenserhaltend, nicht nur in dem Sinn, daß sie das kindliche Leben nährt, schützt, bewahrt und besorgt, daß sie lebensdienliche Verhältnisse schafft. Die Eltern – wiederum am Anfang die Mutter – legen den Grund zur Menschwerdung in einem kulturellen Sinn, zur Entfaltung, Entwicklung und Erziehung. Die mütterliche Liebe ist für das kleine Kind täglich und stündlich notwendig, eine Wende in seiner Not. Das Kind macht tausendmal die Erfahrung, die ich so in die Worte fasse: *Immer wenn ich Hunger habe oder wenn ich trinken will oder schmutzig bin oder mich allein fühle, wenn ich Schmerzen habe, ist die Mutter zur Stelle. Ich kann mich auf sie verlassen.* Ein wenig abstrakt ausgedrückt: *Das Dasein ist verlässlich.*

In dieser Urerfahrung von Liebe, die ein Mensch am Anfang seines Lebens macht, wird nicht nur gesagt, da du nun einmal da bist, sollst du auch am Leben bleiben, darüber hinaus gibt es – wenn es mit rechten und glücklichen Dingen zugeht – noch einen zweiten Aspekt. Es reicht offenbar nicht, daß jemand mit seinem Leben toleriert wird oder daß das bloße Existieren hingenommen wird. Die Existenz muß als gut erlebt, muß sozusagen gelobt werden. In Worte gefaßt lautet dann diese Erfahrung etwa so: *Es ist gut zu leben. Es ist gut, ein kleiner Junge oder ein kleines Mädchen zu sein. Es ist gut, daß es mich gibt.* Der Psychologe Erich Fromm hat die beiden Aspekte der *Erhaltung der Existenz* und des *Lobes der Existenz* mit dem biblischen Bild vom Land, in dem Milch und Honig fließen, beschrieben. *Milch* ist da Symbol für die Sorge für das Leben. *Honig* symbolisiert die Süße des Lebens, die Freude und das Glück des Daseins. Und er meint, die meisten Mütter seien in der Lage, Milch in diesem Sinn zu geben, kindliches Dasein zu schützen und zu erhalten. Er fragt aber auch, wie ist es mit der Fähigkeit bestellt, Honig zu geben. Es gibt eine ansteckende mütterliche Lebenszuversicht, wie es auch eine ansteckende mütterliche Angst gibt. Manchmal kann man einem Menschen ansehen, ob er in seiner Kindheit nur Milch (in diesem Sinn) oder auch Honig bekommen hat.

Mensch wird der Mensch, indem andere Menschen, vor allem die Mutter, sich um ihn sorgen, ihn bejahen, sein Dasein sozusagen rechtfertigen. Lieben ist etwas viel Späteres, zuerst muß man geliebt werden. Das Lächeln des kleinen Kindes ist die erste Antwort auf diese Erfahrung. Diese Erfahrung ist aber eine Erfahrung der Sinnhaftigkeit des Daseins. Sie liegt vor

späteren Erfahrungen der Sinnlosigkeit. Sinnlosigkeit könnte man überhaupt nicht erfahren ohne die vorangegangene Erfahrung von Sinnhaftigkeit.

1.2 Die Kindheit geht mit, auch beim Verlust von Geborgenheit

Wenn die Kindheit vorbei ist, *öffnet* sich das Feld der menschlichen Beziehungen. Neue Menschen und Verhältnisse werden entweder in die Ausgangsposition von Sinnerlebnissen hineingenommen oder sie werden als fremd, schwierig, anders als die gewohnte Selbstverständlichkeit erlebt.

Oft wird dieser Übergang als Auszug, als Verlust der Geborgenheit, als Sinnkrise erfahren. Er wird in Verbindung gebracht mit dem Leben in der Öffentlichkeit. Die damit verbundene Raumvorstellung geht von innen nach außen. „Der Mann muß hinaus ins feindliche Leben“. Das gilt natürlich nicht nur für den Mann. Für das Kind fängt diese neue, ungeborgene Situation der Öffentlichkeit etwa beim Schuleintritt an.

Es wäre unreal und ist unmöglich, die anfängliche sozusagen naive Sinnhaftigkeit des Daseins einfach bewahren zu wollen, sie mit zusammengebissenen Zähnen ein Leben lang durchzuhalten. Diese Geborgenheit *muß* vermutlich verloren gehen. Die Sinnsicherheit, die wir in der Kindheit erleben, ist aber ein Geschmack, der die Straßen des Lebens mitgeht, vielleicht ein Instinkt, eine Marschzahl. Es handelt sich noch nicht um den ganzen Sinn des Lebens, er erspart noch nicht die Suche, aber er hilft beim Suchen.

1.3 Wenn „Sinn“ fraglich wird

Was bin ich? Was kann ich wissen? Was darf ich hoffen? Warum muß ich sterben? Warum gibt es überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts?

Fragen, die die Existenz betreffen, sind richtig und wichtig. Sie gehören zum Menschen, den man als Lebewesen definiert hat, das Fragen stellt, oder mit Gottfried Benn als „rastloses Ursachentier“. Es gehört zu seinen Möglichkeiten, daß er sich entfremdet fühlt und das Gefühl hat, sich von seinem Wesen weit entfernt zu haben. Es ist nicht ungewöhnlich, daß er manchmal der ist, der traurig den grüßt, der er sein könnte. Das gehört zu einem Wesen, das unterwegs ist und noch nicht am Ziel. Es entspricht seinem Pilgersein, wie es das Mittelalter formulierte. Vor allem: Es gehört zu dem mit Freiheit und Geist ausgestatteten, aber auch fehlbaren und den Versuchungen ausgesetzten Menschen, daß er sich bei der Suche nach Sinn

täuschen kann, sich vergreift, unter sein Niveau geht, Nutzen zu Sinn hochstilisiert, dritt- und viertrangige Güter an erste Stelle setzt.

1.4 Auf der Suche nach Sinn

Es erscheint geradezu zur Bestimmung des erwachsenen Menschen zu gehören, sich bewußt auf die Suche zu machen, nachdem er Sinn als Kind geschenkt erleben durfte. Er muß Sinn durch Sinnlosigkeitserlebnisse durchhalten oder nach dem Verlust von Sinn ihn neu suchen. Das gehört zum Risiko des Lebens, vermutlich ist es der Kern des ethischen Abenteuers, in dem der Mensch versucht, gut zu sein. Es ist jedenfalls seine Aufgabe, auf einer Stufe zunehmender Klarheit und größerer Reife das Leben in den Zusammenhang von Werten, Beziehungen und in den Dienst von Gegebenheiten zu stellen, die größer, dauernder, wichtiger erscheinen als ein Menschenleben (Familie, Vaterland, Wissenschaft, Befreiung, Heilung usw.). Darin stellt sich der Mensch dem, was ihn „unbedingt angeht“. Das Paradies der Sinnhaftigkeit befindet sich zwar am Anfang des Lebens und wird dem noch nicht über sich nachdenkenden Menschenkind geschenkt. Aber es ist nicht nur dort. Das Paradies des sinnvollen Lebens kann aber immer wieder, besonders am Ende, aufleuchten.

2. Die Sinnfrage und die Antwort des Glaubens

Das waren nun bisher alles sehr formale Faktoren, müßten nicht aber auch inhaltliche Faktoren genannt werden, die Leben sinnvoll machen? So sollen im zweiten Teil Wege angedeutet und dabei Einsichten genommen werden, die aus dem Glauben kommen.

2.1 Die Sinnfrage wachhalten

Vor allen näheren Bestimmungen steht die Empfehlung, die Frage: *Hat mein Leben Sinn?* als Frage zuzulassen. Es gibt philosophische Richtungen, die nicht nur sagen, schon die Frage ist unzulässig, weil unbeantwortbar, sondern auch von vornherein eine negative Antwort geben: „*Es ist absurd, daß wir geboren werden, es ist absurd, daß wir sterben*“, sagt J. P. Sartre, und er ist der Meinung, wenn es so etwas wie Sinn geben soll, so müssen wir ihn selber machen. Oder Sinn sei: die Sinnlosigkeit aushalten.

Es ist keine Hilfe für einen Kranken, der plötzlich das Gefühl hat, sein Leben sei sinnlos geworden, wenn ihm der Arzt erklärt, nichts sei anders geworden, sein Leben habe auch vorher keinen Sinn gehabt. Leben habe nun einmal keinen Sinn.

Wir werden uns dazu Mut machen müssen, Sinn zu suchen, auf Sinn zu warten, uns für Sinn bereit zu halten, auch wenn es lange dauert, auch wenn jemand lange in einer Krise lebt. Die Entscheidung, an Sinn zu zweifeln und nicht alle Sinnangebote anzunehmen, darf nicht dazu führen, zu erklären, daß Leben nichts ist. Sinnsuche ist sinnvoll.

2.2 Selbsttranszendenz

Sinn hat mit Beziehungen zu tun, mit Überschreitung des Bereichs auf den anderen Menschen oder einen Wert hin, der des Menschen würdig ist – nur mehr *haben* wollen als Sehnsucht, in der alles zusammengefaßt ist, wäre des Menschen nicht würdig. Deshalb ist der Mensch auf dem Wege der Sinnfindung, deshalb lebt der Mensch sinnvoller, der die eigene Existenz weiter überschreiten kann. Wer nicht pausenlos um sich selbst kreist, ist auf der Suche nach Sinn weiter. Der geöffnete, dialogische, mitleidende, auch der zur Hilfe bereite Mensch wird seltener in die Versuchung kommen zu sagen, es sei etwas sinnlos. Vielleicht ist der Verunglückte, dem er geholfen, für den er die Autositze bei der Fahrt ins Krankenhaus blutig gemacht hat, am Ende doch gestorben. Die Hilfe war dann *erfolglos*, aber nicht sinnlos. Der Flieger Saint-Exupéry erzählt von einem gefährlichen Flug mit dem Postflugzeug über die Anden. Als der Pilot gelandet war und die Post verteilt wurde, zeigte sich, daß offenbar keine wichtige, schnell zu bestellende Post dabei war. Daraufhin angesprochen antwortete der Pilot, es *hätte* aber wichtige Post dabei sein können. Ein solcher Flug war vielleicht *unnötig*, aber nicht *sinnlos*.

2.3 Das Gefühl, gebraucht zu werden

Eng verbunden mit dem Sinn eines Lebens, das sich selbst transzendiert, ist die Erfahrung, daß man gebraucht wird. Die erste Erfahrung von Sinn in der Kindheit ist ja nicht nur, daß das kleine Kind die Mutter braucht; auch die Mutter erlebt die Tatsache, daß das Kind auf sie angewiesen ist, daß sie gebraucht wird, als sinnvoll. Allerdings ist bei einer Verbindung von Gebrauchtwerden und Sinn darauf zu achten, daß Gebrauchtwerden normalerweise das Ziel hat, auf *solche* Weise zu helfen, daß der Helfer sich überflüssig macht und nicht mehr gebraucht wird, also Abhängigkeit auf die Dauer überwunden wird. Nur am Rand sei bemerkt, daß es auch ein verkehrtes Sinnerlebnis aufgrund von Gebrauchtwerden gibt, wenn man es braucht, gebraucht zu werden.

Ältere Menschen erleben mit Freude, daß sie gebraucht werden. Großeltern sorgen sich um Enkelkinder und entlasten die berufstätigen Eltern. Großeltern stehen in den Ferien zur Verfügung. Die Pfarrgemeinde kommt auf ältere Menschen mit ihren Bitten zu. Sehr rüstige ältere Men-

schen helfen denen, die weniger rüstig sind. Die Nachbarschaft bringt ihre Verpflichtungen mit sich. Aber irgendwann kommt manchmal für den alten Menschen der Zeitpunkt, wo er in materieller und handgreiflicher Weise nicht mehr helfen kann. Er kann sich auf diese Weise nicht mehr „einsetzen“ oder „gebrauchen“ lassen. Es gibt aber nicht nur das materielle Gebrauchtwerten, es kann sein, daß der alte Mensch auf neue Weise gebraucht wird, als Zuhörer, als jemand, der Sorgen und Anliegen fürbittend mitträgt. Alte Leute sind oftmals Beispiel für Hoffnung und Zuversicht. Es gibt, auch wenn wenig darüber geredet wird, das Tragen eines schweren Schicksales für andere, „Sühne“. Sinn und Gebrauchtwerten sind aber *nicht unzertrennlich* miteinander verbunden. Ein Menschenleben ist auch dann noch sinnvoll, wenn es nicht mehr im oben beschriebenen Sinn gebraucht werden kann. Es gehört zum Begriff der Menschenwürde, daß der Sinn eines Menschen nicht im Nutzen für die Gemeinschaft aufgeht. Sonst hätten Hitler und Stalin recht.

2.4 In der Liebe beantwortet sich die Sinnfrage

Sinn hat – wie wir aus der Beschreibung der ersten Sinnerfahrung aus der Kindheit wissen – mit Liebe zu tun. Wo Liebe erlebt wird, hört die bohrende Frage, ob etwas Sinn hat, auf. Liebe hat ihren Sinn gewissermaßen *in sich*. (Es gibt auch einige andere Akte, die in ähnlicher Weise in sich sinnvoll erscheinen, z. B. spielen, sich um Erkenntnis mühen, künstlerisch etwas gestalten, auch Anbetung. Alle diese Akte sind „nutzlos“ und „zwecklos“, aber in sich sinnvoll.)

Wenn es nun eine Liebe gäbe, die dem Menschen sagt, *„mit ewiger Liebe habe ich dich geliebt“*, und wenn der Mensch mit seinem ganzen Wesen darauf reagieren würde – glaubend, hoffend und liebend – und wenn die Todesgrenze angesichts einer solchen Liebe keine Rolle spielen würde, dann würde die Frage nach dem Sinn sich nicht mehr stellen, weil aller Sinn erfüllt ist. Dann wäre der Weg zurückgelegt von der ersten Witterung für ein sinnvolles Leben, die jemand in seiner glücklichen Kindheit bekommt und deren Spuren er immer weiter verfolgt, suchend, sehnsüchtig, leidend, immer wieder verlierend und neu findend, zurückgelegt zu einem zweiten erfüllteren Paradies, das nicht nur Andeutung ist, sondern Erfüllung.

Wer glaubt, weiß, daß es sich *nicht* um einen Bedingungssatz handelt, um einen Satz von der Bauform *„wenn... dann...“*, sondern um eine schlichte Aussage. Gott sieht uns mit einem Blick der Liebe. Wir sind unbedingt erwünscht. Es wartet deshalb eine Überfülle von Sinn auf uns. Dann gilt nicht mehr die Maxime von Jean Paul Sartre, *es ist absurd, daß wir geboren werden, es ist absurd, daß wir sterben*, sondern der Satz, den Johannes XXIII.

sich in sein Tagebuch notierte: *„Jeder Tag ist ein guter Tag geboren zu werden, jeder Tag ein guter Tag zu sterben.“* Dann ist es nicht nur ein letztes Wort vor dem Sterben, wenn Theresia von Lisieux sagt, *„ich habe es nie bereut, mich für die Liebe entschieden zu haben.“* Dann ist diese Erfahrung zugleich ein neuer Anfang.

2.5 In christlicher Hoffnung leben

Die Suche nach Sinn geht jedes Menschenalter an. Wir könnten aber fragen, ob es eine besondere Sinnproblematik für den älteren Menschen gibt.

Es gibt sie in dem Sinn, daß das Alter und die damit natürliche Nähe des Todes die Frage nach dem Sinn ernster, dringender, existentieller macht. Der junge Mensch hat noch Zeit – so denkt er wenigstens (obwohl das oft ein Irrtum ist); der ältere Mensch – das beginnt schon mit der Lebenswende – kann nicht darüber hinwegsehen, daß er viel Vergangenheit und nicht mehr viel Zukunft hat.

Unser Problem besteht darin, wie wir unseren Glauben so leben, daß er uns in der Ernstfallsituation der Todesnähe und des Sterbens hilft, am Sinn festzuhalten oder Sinnerfahrung zu vertiefen oder auch Sinn wiederzufinden. Altmodisch würde man sagen: *„Wie können wir getrost sterben?“*

In dieser Lage kommt es darauf an, die Hoffnungsdimension des Glaubens zu beleben. Unser Glaube schenkt uns (erstens) eine neue Dimension der Wirklichkeit. Er macht Gott und seine Welt zugänglich. Er öffnet sozusagen eine neue Dimension – wie wenn zur Fläche der Raum hinzutritt. Der Glaube verbindet uns (zweitens) mit der Welt Gottes, mit dem Angebot unseres Heils. Er stellt uns in eine gnadenhafte Beziehung, macht uns zu Bürgern jenes Reiches, von dem Jesus spricht, er macht uns aus Knechten zu Freunden. Er gibt Anteil etwa durch die Sakramente. Glauben hat die Qualität des Verbindens, der Zugehörigkeit, eine Dimension, die mit Liebe zu tun hat. Endlich (drittens) hat der Glaube eine Hoffnungsstruktur. Hoffnung gehört zum Leben, auch zu unserem irdischen, von Tag zu Tag kürzer werdenden Leben. Solange ein Mensch lebt, hofft er. Solange wir im aktiven Leben stehen, ist es nicht so deutlich, aus welcher Quelle wir hoffen, aus der Vitalität unseres Lebens und unserer noch ziemlich ungebrochenen Kraft – und weil wir noch soviel Zukunft haben – oder aufgrund der Verheißungen Gottes. Im Alter haben wir von unserer biologischen Uhr her nicht mehr viel Zukunft. Wenn wir freilich Gottes Angebot ernst nehmen – Leben haben, Leben in Fülle haben, *„wer von diesem Brot isst, wird leben, auch wenn er gestorben ist“, „ich habe Dich bei Deinem Namen gerufen, und Du bist mein“, „wenn Vater und Mutter dich vergessen, ich vergesse dich nicht“* und andere Worte aus dem AT und NT – , wenn

wir das wirklich realisieren, steht eine absolute Zukunft vor uns. Dann haben wir das Beste nicht hinter uns, sondern vor uns. Wer jung ist, hat Zukunft. Wer können den Satz umkehren und sagen, wer Zukunft hat, ist jung. Wenn wir an die von Gott uns zugedachte Zukunft denken, sind wir die Jüngsten von allen. Hoffnung ist nur dann eine Tugend, wenn sie eine theologische ist, d. h. wenn Gott mit ins Spiel kommt. Sonst ist Hoffnung natürlich etwas Wunderbares, aber keine Tugend. Wir dürfen gespannt sein auf das, was Gott uns bereitet – die Lebensjahre des Alters können geradezu geprägt sein von der Spannung zwischen dem langsam erlöschenden Lebenslicht und dem stärker aufscheinenden Licht der Hoffnung auf das ewige Leben. Dazu gehört vielleicht der Vorsatz, etwas mehr zu beten als früher und sich daran zu erinnern, daß Gott uns in Liebe sieht. Überall wird das Thema Tod verdrängt. Die Kirche allein winkt nicht ab, wenn ein Mensch sagt, ich werde sterben. Sie nimmt das Thema Tod auf, denn sie hat auch das Heilmittel gegen den Tod zu verkünden. Sie muß keine Angst haben. An dieser Gelassenheit dürfen wir teilnehmen. Pater Delp sprach vor seiner Hinrichtung mit dem Gefängnispfarrer. Als es dann soweit war, sagte er: „Gleich weiß ich mehr als Sie.“ Das ist gelebte Hoffnung. Sie kann auch dadurch realisiert werden, daß wir ganz bewußt das Ave Maria beten. Wir denken dabei an die Verkündigung des Retters, wir wenden uns an den Menschen, der ihm am nächsten steht und tiefer als wir selbst ins Heilsgeschehen als Mitspielerin hineingezogen worden ist. Wir denken daran, daß wir Sünder sind, und bitten um Fürsprache gerade in den beiden Augenblicken, auf die es einzig und allein ankommt, nämlich „jetzt“ und in der „Stunde unseres Todes“.

Von Martinus von Biberach gibt es einen nachdenklich machenden Dreizeiler, der etwas von der Kraft der natürlichen Hoffnung mitteilt:

*„Ich komm, – weiß nit woher.
Ich geh, – weiß nit wohin.
Mich wundert, daß ich fröhlich bin.“*

Mit der christlichen Hoffnung hat eine Umdichtung zu tun, die Martin Luther mit diesem Vers vorgenommen hat:

*„Ich komm, – weiß wohl, woher.
Ich geh, – weiß wohl, wohin.
Mich wundert, daß ich traurig bin.“*

VIII. Der ältere Mensch als Zeuge und Botschafter des Glaubens

Anton Schütz

Alle sind wir Zeitzeugen einer Meinung, die in dem Slogan formuliert worden ist: „Trau keinem über 30“. Tatsächlich zeigen demoskopische Erhebungen, daß eine Kluft entstanden ist zwischen den Lebensauffassungen und Wertevorstellungen der älteren und jüngeren Generation.

In einer vertraulichen Umfrage des Instituts für Demoskopie in Allensbach zur Weitergabe des Glaubens, in der die Einflüsse auf die Tradierungschancen des Glaubens in der Familie untersucht werden, wird eingangs festgestellt: *„Die Weitergabe religiöser Überzeugungen von einer Generation zur nächsten gelingt heute nur unbefriedigend. Bei allen Untersuchungen zu religiösem Interesse, Glaubensintensität und Glaubensinhalten und kirchlichen Bindungen zeigt sich eine auffallende Distanz zwischen Älteren und Jüngeren, die sich in diesem Ausmaß weder in der Bundesrepublik der 50er und 60er Jahre abzeichnete noch in anderen europäischen Ländern existiert. Auch in anderen Einstellungsbereichen ist eine Kluft zwischen den Generationen festzustellen, aber nirgends – weder bei den politischen noch bei moralischen oder materiellen Werten – derart ausgeprägt wie gerade in den religiösen Anschauungen. Die Chancen für die Tradierung religiöser Werte haben sich verringert, stärker verringert als die Chance für die Weitergabe anderer Erfahrungen und Anschauungen. Die Bevölkerung selbst, besonders die Älteren, registrieren diese Distanz zwischen den Generationen und bewerten sie als Mangel, der die Lebensqualität der Gesellschaft mindert.“*

Die Befragung erbrachte auch das interessante Ergebnis: *„Familien, die den Glauben erfolgreich weitergegeben haben, und Familien, die sich ebenfalls darum bemühten, aber scheiterten, unterscheiden sich in vieler Hinsicht, nicht jedoch in der Glaubensintensität der Eltern“*. Vielmehr ist das Binnenklima in diesen Familien deutlich verschieden: *„Eltern wie Kinder aus Familien, in denen die Weitergabe des Glaubens gelungen ist, identifizieren sich deutlich stärker mit der Familie, und die emotionale Bindung der Familienmitglieder untereinander ist wesentlich höher.“* Die Ergebnisse lassen den Schluß zu, daß eine starke Identifikation mit der Familie die Tradierungschance beträchtlich erhöht.

Weiter zeigte sich: *„Bei der Bedeutung von Vorbildern, die Eltern noch am ehesten bewußt sind, zeigen sich signifikante Unterschiede zwischen in der Tradierung erfolgreichen und erfolglosen Familien. Familien, in denen die Weitergabe religiöser Überzeugungen nicht gelungen ist, neigen generell weniger dazu, sich*

an anderen zu orientieren, andere als Vorbild anzuerkennen. Während die Mehrheit der Eltern wie der Kinder aus Familien mit intaktem Wertetransfer im Verwandten- und Bekanntenkreis mindestens eine Person, häufiger sogar mehrere als Vorbilder anerkennt, ist das bei nur einer Minderheit der Eltern aus Familien mit gestörtem Wertetransfer der Fall. Vor allem die eigenen Eltern, aber auch Großeltern, andere Verwandte und Freunde fungieren selbst als Vorbild.“

Gewiß, diese Zahlen und Fakten erfassen nur einen Ausschnitt, aber sie zeigen doch die Bedeutung einer dichten Beziehung zwischen den Generationen und des Zeugnisses der älteren Generation für die Weitergabe des Glaubens.

1. Zur Situation der älteren Generation heute in Gesellschaft und Kirche

1.1 Die ältere Generation umfaßt ein breites Altersspektrum von den „sehr jungen“ Alten aus Berufen, die früh aus dem Erwerbsleben ausscheiden, bis hin zu Gebrechlichen und Pflegebedürftigen.

1.2 Innerhalb der älteren Generation gibt es große Unterschiede hinsichtlich des Bildungsstandes, der gesellschaftlichen Stellung, der Vermögensverhältnisse etc. Ihre beachtliche Lebensgeschichte ist von unterschiedlichen religiösen und kirchlichen Erfahrungen und auch Enttäuschungen sowie einer religiös-kirchlichen Sozialisation oder auch Dissozialisation geprägt.

1.3 Der größere Teil ist vital und in der Lage, im gesellschaftlichen, politischen, sozial-caritativen und kirchlichen Leben mitzuwirken und Verantwortung zu übernehmen.

1.4 Der alternde Mensch wird heute jedoch mit dem Ausscheiden aus dem beruflichen Leben weithin an den Rand gestellt. Frühere Generationen haben dagegen dem alten Menschen, dem Greis, eine besondere Rolle zuerkannt. Er wurde respektiert, er hatte einen Ehrensitz, er hatte den Vortritt. Hohe Ämter waren an ein bestimmtes Alter gebunden. Die Alten hatten oft die Kontrollaufsicht über die aktive Generation. Heute dagegen sind sie aus dem gesellschaftlichen und politischen Geschehen oft schnell abgedrängt. Es gibt Altershöchstgrenzen für bestimmte Aufgaben; das gilt selbst für die katholische Kirche.

1.5 Eine eigene Problematik vieler älterer Menschen ist eine konsum- und erlebnishungrige Mentalität. Es scheint, als ob sie nach den als Verlust erfahrenen Jahren, in denen sie sich nicht viel leisten konnten, möglichst das

Versäumte nachholen wollen. *„Ich will die Jahre des Alters genießen, solange mir noch die Möglichkeiten gegeben sind.“* So sehr der Wunsch nach Teilhabe an den Persönlichkeitsrechten laut artikuliert wird, so gering ist oftmals die Bereitschaft, auch Verantwortung und Mitarbeit bei sozialen und gesellschaftlichen Aufgaben zu praktizieren.

1.6 Viele alte Menschen sind jedoch auch pflegebedürftig und werden zu einem erheblichen Teil von Familienangehörigen umsorgt und versorgt. Wenn für die Weitergabe des Glaubens die emotionale Bindung der Familienmitglieder untereinander bedeutsam ist, eröffnet gerade diese Tatsache große Chancen für eine vertiefte menschliche und christliche Kultur in den Familien, die mit all den Familienmitgliedern leben, sie versorgen, mit ihnen die Lasten teilen und sie bis in den Tod begleiten.

Wo Liebe und Barmherzigkeit geübt werden, dort wird die Besinnung und die Bereitschaft zur gleichen Lebensweise grundgelegt. Voraussetzung dafür scheint jedoch zu sein: die freiwillige Bereitschaft zum Dienst bei dem, der pflegt, und auf der anderen Seite die Annahme der Pflege von seiten dessen, der sie empfängt. Eine junge Helferin im Altenheim sagte mir einmal: *„Hier habe ich gelernt, was es bedeutet, einen Dienst in Dankbarkeit und Demut anzunehmen.“*

Die scheinbare Ausweglosigkeit des wachsenden Alters kann zur bohrenden Frage über Lebenssinn und die Wertmaßstäbe für das Leben beim jungen Menschen werden, der sich dem Dienst am alten Menschen stellt. In einer Gruppe von Studenten, die im Altenheim mitarbeiteten, wurde als Erfahrung zum Ausdruck gebracht: *„Ohne die Erfahrung von Leid, Schmerz und Sterben hätten wir nicht die richtigen Wertmaßstäbe für uns gefunden. Hier habe ich gelernt, was Güte für mein Leben bedeutet.“*

2. Aussagen der Hl. Schrift zum alten Menschen

2.1 Das Leben und auch das Alter werden grundsätzlich positiv bewertet. Zum Leben selbst gehören Glück, Erfolg, Würde und Ansehen. *„Der Gerechte gedeiht wie eine Palme, er wächst wie die Zedern des Libanon. Gepflanzt im Hause des Herrn, gedeihen sie in den Vorhöfen unseres Gottes. Sie tragen Frucht noch im Alter und bleiben voll Saft und Frische“* (Ps 92,13f). Man kann fast sagen, die Grundeinstellung der alttestamentlichen Schriften hat etwas von dem im Blick, was sich heute mit dem Begriff „Lebensqualität“ umschreiben läßt.

2.2 Dabei bleibt die Schrift realistisch; sie sagt sehr deutlich, daß Alter auch Krankheit und Verfall der Kräfte bringen kann. Die Gebrechlichkeit

wird als eine unabänderliche Lebenswirklichkeit akzeptiert. Der Mensch bittet um Hilfe von Gott: *„Auch wenn ich alt und grau bin, oh Gott, verlaß mich nicht, damit ich von deinem machtvollen Arm der Nachwelt künde, den kommenden Geschlechtern von deiner Stärke und von deiner Gerechtigkeit, Gott, die größer ist als alles“* (Ps 71,18).

2.3 Glückendes Leben entspringt aus der Gottesbeziehung. Deshalb lebt der Gottesfürchtige aus der Gemeinschaft mit Gott, gemäß dem Wort: *„Suchet mich, dann werdet ihr leben“* (Amos 5,4). Voraussetzung für das Leben ist die Annahme der Gebote Gottes und das Leben danach. *„Hiermit lege ich dir heute das Leben und das Glück, den Tod und das Unglück vor. Wenn du auf die Gebote des Herrn, deines Gottes hörst ... dann wirst du leben ... und der Herr, dein Gott, wird dich segnen“* (Dtn 30,15).

2.4 Die HI. Schrift verbindet Alter mit Weisheit, Gottesfurcht und Zuvorsicht. *„Wie gut steht Hochbetagten rechtes Urteil an und den Alten, Rat zu wissen? Wie gut steht Hochbetagten Weisheit an, würdigen Männern Überlegung und Rat? Ein Ehrenkranz der Alten ist reiche Erfahrung, ihr Ruhm ist die Gottesfurcht“* (Sir 25,4-6).

2.5 Entsprechend ist der Umgang der jüngeren Generation mit der älteren unter die Forderung nach Ehrfurcht vor dem Alter gestellt. *„Du sollst vor grauem Haar aufstehen, das Ansehen eines Greises ehren und deinen Gott fürchten. Ich bin der Herr“* (Lev 19,32).

Die Ehrfurcht vor der älteren Generation ist hineingewoben in die Ehrfurchtsforderung der Menschen insgesamt gegenüber Gott. So wie das Hören auf Gott Leben ermöglicht, so ist auch das Hören auf die Älteren und die Eltern Lebensvoraussetzung. *„Ehre Vater und Mutter, damit du lange lebst und es dir gut geht in dem Land, das der Herr, dein Gott, dir gibt“* (Ex 20,12).

Die Eltern partizipieren an der Autorität Gottes, wer auf sie hört, wird leben. Alle Generationen gemeinsam stehen in Ehrfurcht und Lob vor Gott: *„Ihr jungen Männer und auch ihr Mädchen, ihr Alten mit den Jungen. Loben sollen sie den Namen des Herrn, denn sein Name allein ist erhaben. Seine Hoheit strahlt über Himmel und Erde“* (Ps 148, 12 f).

3. Wege zum Leben und Glauben

3.1 Gott ist Handelnder: Er ermöglicht das Leben. Die Deutung des menschlichen Lebens, des Menschen selbst, der Schöpfung und die Lebenswege des Menschen, beginnen im Buch Genesis mit dem Satz: *„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde...“* (Gen 1,1). So geht der Bericht weiter. Das ist in der Tat das Entscheidende: Gott ist der Schöpfer der Welt, des Menschen. Er ist der Handelnde.

In den Aussagen, wo Gott in einer neuen Weise zum Menschen in Beziehung tritt, stehen die Sätze: *„Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine Götter haben“* (Ex 20,1f). Es folgt die Verkündigung des Dekalogs, der Zehn Gebote. Alles Hören und Handeln in Gemeinschaft und im Dienst Gottes steht unter der Voraussetzung: Gott ist der Ersthandelnde, nicht der Mensch. Gott gibt die Richtung an, er hat die Grundlage geschaffen durch die Erschaffung der Welt aufgrund seines Schöpfungswortes, die Erschaffung des Menschen nach seinem Bild und Gleichnis, die Herausführung aus dem „Sklavenhaus“ Ägypten und durch die Wiederherstellung in der Menschwerdung Jesu Christi, seines Sohnes, damit wir in Gemeinschaft mit ihm seine Brüder und Schwestern, Söhne und Töchter des himmlischen Vaters sein können.

3.2 Gott ist ein Liebender: Er steht in sich in Beziehung zu liebenden Personen, der Heiligen Dreifaltigkeit, und er steht in lebendiger Beziehung zum Menschen. Ein Ausdruck dafür, daß Gott in Beziehung steht, ist sein Wort an uns, sein Gespräch mit uns, er will den Dialog. Theologisch umschreiben wir diese Wirklichkeit mit dem Wort: *„Gott ist Liebe.“* Er führt aus dem „Sklavenhaus“ Ägyptens. Er sorgt für die Israeliten in der Wüste. Er rettet vor Feinden(vgl. Ex 15). Die Propheten schildern die Liebe Gottes zum Menschen mit Bildern aus der Erfahrung im menschlichen Bereich. *„Kann denn eine Frau ihr Kindlein vergessen, eine Mutter ihren leiblichen Sohn? Und selbst wenn sie ihr Kind vergessen würde: Ich vergesse dich nicht“* (Jes 49,15).

Das gleiche vollzieht sich im Leben Jesu. Er offenbart Gott als seinen Vater und unseren Vater: *„Der Vater selbst liebt euch“* (Joh 16,27). In Jesus Christus ist die *„Güte und Menschenliebe Gottes, unseres Retters“* (Tit 3,4) erschienen. Jesus bezeugt Gott als den liebenden, gerade durch sein Leiden und Sterben hindurch: *„Gott hat die Welt so sehr geliebt, daß er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verlorenght, sondern das ewige Leben hat“* (Joh 3,16). Noch deutlicher zeigt sich Gottes Liebe, indem er die Liebe des Menschen zu anderen als Zeichen seiner Liebe nimmt: *„Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt*

ihr mir getan“ (Mt 25,40). Wir dürfen den Satz wagen: „Wer die Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe tut, der bezeugt Gott und ist ein Botschafter Gottes. Die Gerechtigkeit schafft Frieden. Ein untrügliches Zeichen für die Nähe Gottes.“

3.3 Glauben und Vertrauen wachsen unter den tausend Formen des Lebens und der Begegnung. Eine wesentliche Grundvoraussetzung für den Menschen ist die Fähigkeit zu sprechen und die tägliche Möglichkeit des Gesprächs. Dem Menschen, dem ich ein Wort, einen Gruß gönne und der mir ein Wort oder einen Gruß gönnt, dem kann ich ein Stück vertrauen. Wem ich vertraue, dem überlasse ich mich auch ein gutes Stück. Nicht ohne Grund sagen sich Liebende: *„Ich vertraue mich dir an.“* Saint-Exupéry sagt das Wort: *Ich trage Verantwortung für den, den ich mir vertraut gemacht habe.* Das Wort, die Zuwendung, der Gruß, die Verlässlichkeit begründen Akzeptation und Wertschätzung, die immer wieder ins Wort gebracht werden muß.

Was ich erlebe und erfahre an Liebe und Begegnung, das muß neu gesagt werden im Wort oder im Zeichen. Berühmt ist die Episode von Rainer Maria Rilke in Begleitung einer jungen Französin, die einer Bettlerin täglich ein kleine Gabe gibt. Die Bettlerin reagiert emotional überhaupt nicht. Eines Tages gibt ihr Rilke eine Rose. Die Bettlerin blickt auf, erhebt sich, tastet nach der Hand des fremden Mannes, küßt diese und geht mit der Rose davon. Erst acht Tage später steht sie wieder an der gleichen Stelle. Die Frage der jungen Französin: *„Von was hat die Bettlerin gelebt?“* Die Antwort Rilkes: *„Von der Rose.“*

3.4 Es gibt keine Wahrheit, es sei denn, du tust sie. Adolph Kolping hat in seiner sehr plastischen Weise gesagt: *„Wer Menschen gewinnen/retten will, muß sein Herz zum Pfande geben.“* Wer zutiefst mit einem anderen Menschen verbunden ist, der kann sein eigenes Leben nicht von dem anderen distanzieren.

Der frühere Bischof von Mainz, Kardinal Hermann Volk, hat es einmal so ausgedrückt: *„Der Mensch muß etwas haben, auf das hin sich sein voller, un- eingeschränkter Einsatz lohnt. Wenn man nur Bezüge hat, die man lassen oder beliebig gegen andere austauschen kann, kommt der Mensch nicht zu sich selbst, wird in der Tiefe krank. Der Mensch muß etwas haben, das den totalen Einsatz lohnt. Die Person ist auf Ganzheit angelegt. Sich selbst immer in Reserve halten, um sich zu behalten, kann eine Form der Verzweiflung sein oder zur Verzweiflung führen.“* Es ist so, daß die Halbheiten uns fertigmachen. Wir Menschen leben davon, daß wir das Entscheidende ganz tun, auch wissend um die Grenzen, um die Schatten, um die Schuld. Wir Menschen benötigen die menschliche Wärme in den vielfältigen Formen. Angefangen von der Zärtlichkeit des Hinhörens auf Gottes Wort – dem hören-

den Herzen -, bis hin zu der Zärtlichkeit des Umgangs miteinander, des Verstehens, des Verzeihens, des den anderen In-die-Arme-Nehmens.

3.5 Das Bemühen um Erkenntnis hört nicht auf. Von Gott sagen wir zu Recht, er ist allwissend und allmächtig. Das ist in der Fülle seines Geistes begründet. Zum Menschen als Gottes Ebenbild gehören Geist, Fülle des Geistes, Wissen, Erkenntniskraft. Der heilige Thomas nennt die Unwissenheit Sünde. Dem Menschen angemessen ist deshalb dauerndes Bemühen um Wissen, Weisheit und Erkenntnis. Das bedeutet ein lebenslanges Lernen, zu dem Menschen in allen Lebensaltern fähig sind, wie neuere Forschung zeigt und Lebenserfahrung lehrt. Verständlicherweise wird mit wachsendem Alter die Frage nach dem Sinn des eigenen Lebens dringlicher gestellt. Der ältere Mensch ist oft mehr bereit, sich anfragen zu lassen, um neue Möglichkeiten des Glaubens zu entdecken.

3.6 Der Glaube und das religiöse Gespräch sind Weg und Hilfe zur gläubigen Lebensgestaltung für sich und andere. Der alternde Mensch hat dem jungen voraus, daß er Höhen und Tiefen, Glück und Leid, Enttäuschung und neue Hoffnung, Erfolg, Mißerfolg und Schuld erlebt hat. Er wirkt glaubhaft in dem Maße, in dem er zu seinem eigenen Leben, zu den Höhen und Tiefen steht. Es geht nicht um ein plapperndes, selbstgefälliges Offenbaren. Aber es geht darum, die Wahrheit des eigenen Lebens in mir zu tragen und dort, wo ich darauf zu Recht angesprochen werde, Antwort zu geben: *„Seid stets bereit, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die euch erfüllt“* (1 Petr 3,15). Es könnte die Frage gestellt werden, ob die Menschen das tun. Sie tun es, die Jungen und die Alten, oft wortlos, durch ihr Vertrauen, oft in Worten, wenn auch nicht in theologischer Formsprache. In gleicher Weise erfolgt die Antwort; durch menschliche Verlässlichkeit oder durch das bezeugende Wort.

Zu einer Lebensfrage für Menschen wird es im Alter werden, ob er sein Leben als „Geschichte mit Gott“ erfahren und deuten kann. Es geht darum, das Erfahrene und Erlebte ins Wort zu bringen vor sich, vor Gott und mit Menschen, zumal mit jungen Menschen, die fragen: Wie hast du gelebt, und was ist das Ergebnis für dein Leben? Vertiefte Erkenntnis und Einsicht kann dann in Redlichkeit das zurückliegende Leben annehmen in seiner Güte und in seinem Versagen, kann zu der Lebensentscheidung in Freiheit auch tatsächlich stehen, selbst dort, wo sie aus der heutigen Erkenntnis Vergebung erbitten muß. Zur Weisheit des Alters kann auch die Reue gehören. Reue ist wiederum das Gegenteil von Schönfärberei oder Lüge. Reue ist die Voraussetzung für Versöhnung, für wirkliche Vergangenheitsbewältigung. Sie ist Annahme des eigenen Lebens. Auf diese Weise ist glückliche Schuld möglich, wie sie in der Osternacht im Exsultet im Blick auf Adam von der Kirche besungen wird. Der alte Mensch, der so

mit sich, mit der Welt und mit Gott versöhnt ist, muß die Vergangenheit des Lebens nicht beschönigen, und er braucht nichts von dem Geschehenen unter den Teppich zu kehren, weil er wissen darf, alles ist in Gott aufgehoben zum Leben.

3.7 Vollendeter Zeuge und Botschafter von Gottes Wirklichkeit und seiner Zuneigung zum Menschen wird der Mensch, der alte Mensch, dort, wo er aus der genannten Grundhaltung in der Anbetung, in der Hingabe zu Gott sprechen kann: In deine Hände befehle ich meinen Leib und meinen Geist. Nüchtern und hoffnungsvoll und fast humorvoll kann ein solcher Mensch mit dem verstorbenen Bischof Hugo Aufderbeck aus Erfurt beten: „*Ich bete das Miserere, spreche das Amen und erwarte das Halleluja...*“ Wer aus solcher Gesinnung lebt, in der Kirche steht und als Betender, Lobpreisender, Anbetender und Bittender seinen Weg geht, der bleibt im Umgang mit den Menschen geradlinig, gütig und verständlich; wer dem Armen und Alleinstehenden Hilfe gewährt; wer nach Recht und Gerechtigkeit urteilt, der wird bei aller täglichen Erfahrung der eigenen Unzulänglichkeit und des immer wieder neu Schuldig-Werdens vor Gott und den Menschen dennoch Zeuge und Botschafter von Gottes Wirklichkeit und seiner Zuwendung zu uns Menschen sein.

IX. Das Ende menschlichen Lebens – Die Zukunft des Lebens

1. Das Ende des menschlichen Lebens

1.1 Von der Würde des Sterbenden

Christliches Sterben ist gewiß kein angstloses, aber ein angst-bestehendes, angst-überwindendes Sterben, ein Sterben im Frieden, in dem der Sterbende mit seiner Lebensgeschichte und mit seinen Angehörigen ins Reine kommt. Christen wünschen und wollen, daß es ein Sterben sei, das der Betroffene als die letzte Phase seines Lebens selbst lebt, nicht umgeht und nicht ausläßt. Aber da jeder den Umständen des Sterbens immer auch ausgeliefert ist, ist würdig zu sterben Gnade und eigenes Werk zugleich.

Von den anderen ist jeder Sterbende als der zu achten, der sein Sterben selbst lebt. Deshalb kann auch beim Sterben eines Menschen alle Hilfe nur Lebenshilfe sein. Die Hilfe im Sterben, derer der Betroffene angesichts der Einsamkeit des Todes bedarf, besteht folglich in intensiver Zuwendung und in bestmöglicher ärztlicher Versorgung und Pflege. Sie will ihm darin beistehen, daß er sein körperliches Leiden ertragen und den bevorstehenden Tod selbst annehmen kann. Darin wird sie die Würde des Sterbenden, seine letzte, ihm als Person angehörende Unantastbarkeit, wahren und achten. Auch ein unheilbar Kranker, der für andere nur noch eine Belastung ist, hat das ungeschmälerte Recht auf Leben. Kein Arzt darf ihn, solange er lebt, als einen sogenannten „hoffnungslosen Fall“ aufgeben und ihm nicht mehr die ärztliche Grundversorgung zuteil werden lassen.

Jeder Umgang mit einem Sterbenden hat in diesem fundamentalen Respekt vor ihm zu geschehen. Alle medizinischen und pflegerischen Maßnahmen sind in dieser Achtung vor seiner Würde vorzunehmen. Es darf nicht verhindert werden, daß der Sterbende auch am Ende seines Lebens selbst über sich bestimmt. Das schließt ein, daß man des anderen Weise, sterben zu wollen, selbst dann achtet, wenn man an sich sein Vorgehen nicht billigt. Wenn ein Sterbenskranker äußerungsfähig ist und bewußt weitere medizinische Maßnahmen ablehnt, so ist ihm zu folgen. Und wenn er nicht mehr äußerungsfähig ist, dann soll der Arzt wie ein guter Anwalt im wohlverstandenen Interesse des Sterbenden und zu dessen individuellem Wohl handeln. Dieser Grundsatz kann im Einzelfall sehr wohl das Un-

terlassen oder Einstellung von (weiteren) medizinischen Eingriffen zur Folge haben, wenn diese – statt das Leben dieses Menschen zu verlängern – nur dessen Sterben verlängern. Nicht jedoch folgt daraus, daß jegliches Ansinnen eines Sterbenden an andere, etwa an einen Arzt, von diesen zu befolgen wäre.

1.2 Die Unverfügbarkeit des anderen

Die Unverfügbarkeit des anderen, seine Unantastbarkeit als Person, bedeutet die Einräumung eines unbedingten Lebensrechts des anderen und die prinzipielle Respektierung seines Eigenrechts, seines Selbstbestimmungsrechts. Der Mensch darf den anderen Menschen nicht absichtlich so zum bloßen verfügbaren Objekt machen, daß dieser nicht mehr zugleich Subjekt eigener Entscheidung sein kann, sich nicht mehr zu dem verhalten kann, was ihm da geschieht. Sein Leben selbst und das Eintreten seines Todes stehen nicht in der Verfügung anderer. Ohne solche prinzipielle Grenze für alle Eingriffe wäre die Würde des Menschen preisgegeben. Dies auch gegenüber verwirrten alten Menschen festzuhalten und durchzuhalten, wird in der voraussehbaren Zukunft eine Aufgabe von zunehmendem Gewicht sein.

Keiner hat über den Wert oder Unwert eines anderen menschlichen Lebens zu befinden – selbst nicht über das eigene. Dies entzieht sich auch schlicht unserer Kenntnis: Denn jeder ist ungleich mehr und anderes, als er von sich weiß. Keiner lebt nur für sich; und was einer für andere bedeutet, das wird er nie genau wissen. Im Glauben daran, daß Gott das Leben jedes Menschen will, ist jeder mit seinem Leben, wie immer es beschaffen ist, unentbehrlich.

Ohne solche Anerkennung der Würde des anderen und ohne diese prinzipielle Einräumung seines Lebensrechts ist überhaupt kein Zusammenleben von Menschen möglich, wäre überhaupt kein Recht und keine Liebe. Daraus folgt: Das Töten eines anderen Menschen kann unter keinen Umständen eine Tat der Liebe, des Mitleids mit dem anderen, sein, denn es vernichtet die Basis der Liebe.

1.3 Die Selbsttötung

In der Selbsttötung verneint ein Mensch sich selbst. Vieles kann zu einem solchen letzten Schritt führen. Doch welche Gründe es auch sein mögen – keinem Menschen steht darüber von außen ein Urteil zu. Die Beweggründe und die Entscheidungsmöglichkeiten eines anderen bleiben ebenso wie eventuelle Auswirkungen einer Krankheit im letzten unbekannt. Für den Christen bedeutet die Selbsttötung eines anderen Menschen ei-

ne enorme Herausforderung: Er kann diese Tat im letzten nicht verstehen und nicht billigen – und kann dem, der so handelt, seinen Respekt doch nicht versagen. Eine Toleranz gegenüber dem anderen noch über das Verstehen seiner Tat hinaus ist dabei gefordert. Doch die Selbsttötung billigen und gutheißen kann der Mensch nicht, der begriffen hat, daß er nicht nur für sich lebt. Jeder Selbsttötungsversuch kann für ihn nur ein „Unfall“ und ein Hilfeschrei sein.

1.4 Leidensverminderung mit dem Risiko der Lebensverkürzung

Mit den pharmakologischen und operativen Mitteln der modernen Medizin ist, wenn der Patient das will, eine weitgehende Schmerzlinderung möglich. Dabei kann der Fall eintreten, daß solche Leidensverminderung mit dem Risiko der Lebensverkürzung behaftet ist. Wenn das Eintreten des Todes nicht beabsichtigt ist, Zweck des Handelns vielmehr ist, das noch verbliebene Leben eines Sterbenden erträglich zu machen, so kann das tödliche Risiko als Nebenwirkung hingenommen werden. Auch in diesem Fall gilt, daß bei einem nicht mehr äußerungsfähigen Patienten der Arzt aufgrund seines ärztlichen Wissens überzeugt sein muß, sein Tun sei unter den gegebenen Umständen zum Besten des Patienten.

1.5 „Tötung auf Verlangen“ bei einem Todkranken

Das Problem kann sich nur stellen bei einem bewußten, äußerungsfähigen Kranken, dessen Tod nach ärztlichem Wissen absehbar und unaufhaltsam bevorsteht. Eine beabsichtigte Tötung eines Kranken gegen dessen Willen kann niemand ernsthaft erwägen.

Beim sogenannten „Todeswunsch“ eines Kranken ist zu unterscheiden:

- ob er sich nach dem Tode sehnt, sterben will; oder
- ob er seinen Lebenswillen aufgibt, sich dem Weiterleben verweigert; oder
- ob er sich aktiv selbst das Leben nehmen will; oder
- ob er an einen anderen, an den Arzt oder einen Angehörigen, das Ansinnen stellt, er solle ihn töten, also die letzte Verantwortung übernehmen.

Der Unterschied zwischen der Bereitschaft oder der Sehnsucht zu sterben und dem an einen anderen gerichteten Verlangen zu töten ist unübersehbar. Nur von diesem letzteren ist hier die Rede.

Es kann die Situation eintreten, daß ein Mensch sein Leben nicht mehr annehmen und führen möchte, daß ihm der Tod „besser“ zu sein scheint als sein schreckliches Leben. Ist er zudem in einer hilflosen Lage, so kann es

auch dazu kommen, daß er an einen anderen jenes Verlangen, ihn zu töten, stellt. Doch müßte ihm dann nicht – schonend, aber klar – gesagt werden, warum dies sein Verlangen von einem anderen nicht übernehmbar ist? Ein Verzweifelter braucht intensive Zuwendung, um die Wahrheit zu erfahren, daß auch sein Leben nicht sinnlos ist.

Käme ein Arzt solchem Verlangen nach, so zöge er sich einen zerreißen- den Konflikt zu zwischen seiner ärztlichen Berufspflicht, Anwalt des Lebens zu sein, und der ganz anderen Rolle, einen Menschen zu töten. Täte er es auch aus Mitleid – ließe sich dann vermeiden, daß man ihm auch noch andere Motive zu unterstellen beginnt? Das wäre das Ende jedes Vertrauensverhältnisses zwischen Arzt und Patient. Zuweilen ist es für einen Angehörigen sehr bedrückend, mitansehen zu müssen, wie schwer und qualvoll ein Mensch stirbt. Er prüfe sich selbst, ob es nicht seine Erschöpfung und seine ratlose Ohnmacht sind, die ihn zu dem Wunsch verleiten, dies sei nicht mehr auszuhalten, man möge das Leben des Sterbenden beenden, also ihn töten, um – wie man dann sich rechtfertigend sagt – ihm Leiden zu ersparen.

1.6 Sterbebegleitung

Begleitung des sterbenden Menschen wurde und wird durch ganz elementare Handreichungen wie durch tröstenden Zuspruch in vielen Familien praktiziert. Heute stellt sich die Aufgabe, diese Form der Sterbehilfe wieder stärker einzuüben und ihr auch in den Bereichen der professionellen Krankenbetreuung, also in den Krankenhäusern, den Pflegeheimen und der ambulanten Krankenversorgung, mehr Raum zu schaffen. In dieser Hinsicht hat die „Hospiz“-Bewegung wichtige Impulse und Anregungen gegeben.

1.7 Mutmachen zum Leben

Alle Teilnahme an der Krankheit und am Leiden eines Sterbenden wird darauf zielen, gemeinsam mit ihm herauszufinden, was sein Leben auch unter den Einschränkungen, die ihm auferlegt sind, in der ihm noch verbliebenen Spanne Zeit lebenswert und sinnvoll macht. Alles Bestreben und Gutzureden wird ihm nahebringen wollen, daß sein Leben wie das jedes Menschen, und sei es noch so behindert, für andere bedeutsam und wichtig ist. In der Stunde des Todeseintritts geht solche Teilnahme über in die Bitte, der Sterbende möge mit dem Bewußtsein in den Tod gehen, daß sein Leben nicht vergeblich, sondern von Gott gewollt und gesegnet war.

2. Die Zukunft des Lebens

Das Leben hat Zukunft, weil Gott die Quelle des Lebens ist.

Die christliche Hoffnung für das Leben gründet sich auf die Auferstehung Jesu Christi von den Toten. Dieser Sieg des Lebens über den Tod ist der Vorschein einer neuen Welt, an der alle teilhaben werden, die mit Jesus Christus verbunden sind: Gott „wird in ihrer Mitte wohnen, und sie werden ein Volk sein; und er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird alle Tränen von ihren Augen abwischen: Der Tod wird nicht mehr sein, keine Trauer, keine Klage, keine Mühsal. Denn was früher war, ist vergangen. Er, der auf dem Thron saß, sprach: Seht, ich mache alles neu... Wer durstig ist, den werde ich umsonst aus der Quelle trinken lassen, aus der das Wasser des Lebens strömt“ (Offb 21,3-6).

Die neue Welt Gottes wird in den biblischen Schriften mit wechselnden Namen bezeichnet und in unterschiedlichen Bildern beschrieben. Anderes ist auch gar nicht zu erwarten; denn die 'alte' Sprache der Menschen reicht nicht hin, das Reich Gottes, den 'neuen' Himmel und die 'neue' Erde angemessen zu erfassen. Aufgrund der Auferstehung Jesu Christi ist den biblischen Zeugen aber dies gewiß, daß die andere Welt kommen wird, in der die dunklen Seiten dieser Welt, die zerstörerische Macht der Sünde und der Tod überwunden sind. Diese Perspektive schenkt Hoffnung und darum Gelassenheit: Was Menschen in der Welt, die vor Augen liegt, erfahren, ist erst das Vorletzte. Behinderung und qualvolles Sterben, die Bedrohung der natürlichen Grundlagen des Lebens und das Ächzen und Stöhnen der Kreatur bleiben schmerzliche Zeichen für die Gebrochenheit der Welt vor Augen, aber auch noch über ihr leuchtet in Jesus Christus der „Morgenglanz der Ewigkeit“. Nichts anderes bezeugt die Kirche im Glaubensbekenntnis: Ich glaube an das ewige Leben.

Aus der Hoffnung auf das Letzte Gelassenheit im Blick auf das Vorletzte zu schöpfen, bedeutet freilich nicht, daß das Vorletzte bleiben kann und bleiben soll, wie es ist. Kirche und Christen verfehlten ihren Auftrag, wenn sie den Minderungen und Bedrohungen des irdischen Lebens lediglich eine Jenseitshoffnung entgegenstellten. In Jesus Christus, seinem Leben, Sterben und Auferstehen, ist die neue Welt Gottes den Menschen nahegekommen, ja sie ist mitten unter ihnen (Mk 1,15; Lk 4,16-21; 17,20). Weil Jesus Christus „alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,20) gegenwärtig bleibt, darum können Christen den Mut und die Zuversicht gewinnen, auch heute in der Welt, in der sie leben, vorläufige und fragmentarische, aber verheißungsvolle Zeichen des Reiches Gottes, das im Kommen ist, aufzurichten.

Dies ist der Auftrag Jesu Christi an seine Gemeinde als ganze und an alle ihre einzelnen Glieder. Dazu will er sie durch sein Wort und Sakrament und durch die Gemeinschaft mit den Geschwistern im Glauben stets neu befähigen. Die Gemeinde Jesu Christi soll der Ort sein, an dem Menschen aus Illusionen und Depressionen zu dem Dienst gerufen und gestärkt werden, den sie im Alltag für das Leben tun sollen und können. Kein Eintreten für das Leben, wie viele dafür auch gewonnen werden und wie tatkräftig ihr Wirken auch ist, wird in der Lage sein, die Störungen und Zerstörungen des Lebens in der vorfindlichen Welt ganz zu beseitigen. Diese Welt bleibt das Vorletzte, gezeichnet von der zerstörerischen Macht der Sünde. Aus dieser Einsicht kommt auch die Nüchternheit, das Nötige und Menschenmögliche zur Bewahrung des Lebens und des Lebensraums Erde zu tun. Diese Welt vergeht. Solange Gott sie jedoch erhält, sind uns der Raum und die Zeit geschenkt, an der Seite Gottes, des Freundes des Lebens, anderes menschliches Leben, unser eigenes Leben und das Leben der nicht-menschlichen Kreatur mit allen unseren Kräften zu schützen.

(aus: Gott ist ein Freund des Lebens.

Gemeinsame Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz und des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland)

X. Bildung im Alter – Hilfe im Leben

Franz Pöggeler

In der Weiterbildungsforschung ist die Gerontagogik als Wissenschaft von der Bildung für das Alter und im Alter erst seit der Mitte der 60er Jahre in Gang gekommen und nach wie vor Neuland. Mit dem Jahre 1965 datiert auch der Beginn des „Pillenknicks“, und der Anteil älterer Menschen an der Gesamtpopulation nimmt seitdem ständig zu, natürlich nicht nur auf Grund der Möglichkeit einer exakteren Regulierung der Kinderzahl. Auch auf Grund medizinischer Fortschritte lebt man heute länger als früher, und in zunehmendem Maße bestimmen Menschen über 50 Jahre das Bild der Öffentlichkeit.

1. Bildung im Alter – Neue Begrifflichkeit

Immer stärker etablieren sich im Rahmen der Weiterbildungsforschung neben der Andragogik als der allgemeinen Wissenschaft von der Erwachsenenbildung die *Gerontagogik* als Wissenschaft von der Weiterbildung alternder und alter Menschen. Natürlich könnte diese Thematik auch im Rahmen der Andragogik behandelt werden, aber diese hat erstaunlicherweise bislang nur wenig über die besonderen Probleme der Weiterbildung in der zweiten Lebenshälfte nachgedacht.¹

Natürlich tut die neue Gerontagogik gut daran, nicht nur ständigen Kontakt mit der *Pädagogik* und *Andragogik* aufrecht zu erhalten, sondern sich auch zugleich als *Teil der Gerontologie* (Wissenschaft von der Erforschung des Alters) aufzufassen. Diese läßt sich heute wohl nur inter fakultativ praktizieren. Während die Gerontagogik Kompetenz für die Weiterbildung im Alter sowie als Hilfe beim Älterwerden beansprucht, untersucht die *gerontologische Psychologie* die Veränderung des Verhaltens beim Älterwerden sowie die Entwicklung in der zweiten Lebenshälfte. Die *Alterssoziologie* interessiert sich für die gesellschaftliche Funktion und Einschätzung des Alters, während sich die *Geriatric* der Erforschung von alterstypischen Krankheiten widmet. Sofern dabei Prophylaxe und Prävention wichtig werden, wird die *Kooperation der Geriatric mit der Gerontagogik* notwendig: Gesunderhaltung und Heilung hängen nicht nur von medizinischen Interventionen und von der psychologischen Konditionierung älterer Menschen ab, sondern auch von einer spezifischen Gesundheitsbildung. Deren Bedeutung wird besonders in der medizinischen Rehabilitation erkannt: Weiterbildung kann ein Mittel sein, das den alternden und alten Menschen zur Heilung motivieren kann.

Inzwischen ist den Experten der Weiterbildungsforschung bewußt geworden, daß *alte Menschen eine Großgruppe unserer Gesellschaft* geworden sind und zur Weiterbildung schon deshalb günstig motiviert werden können, weil ihnen viel Zeit zur Verfügung steht. Statt nun aber alte Menschen (etwa ab 60 Jahren) als Zielgruppe isoliert anzusprechen und ihnen eine „Seniorenbildung“ (Altenbildung) als Weiterbildung der bereits alten Mitbürger anzubieten, spricht in der Bildungswerbung vieles dafür, einfach von „*Weiterbildung in der zweiten Lebenshälfte*“ zu sprechen und diese mit der Lebenswende, d.h. dem Beginn der Alterung einsetzen zu lassen. Diesen Zeitpunkt datiert der medizinische Anthropologe August Vetter um die Mitte der 40er Jahre.²

Neue Begriffe mögen sachlich noch so sehr gerechtfertigt sein und dennoch auf Abneigung bei denen stoßen, auf die sie sich beziehen. So ist heute oft festzustellen, daß viele Menschen zwischen 50 und 60 noch nicht als Adressaten der Alten- oder Seniorenbildung angesprochen werden wollen, weil sie sich noch nicht als Alte oder Senioren fühlen.

Sie betonen, daß man nicht von heute auf morgen alt ist, sondern es allmählich wird, der eine früher, der andere später. In der Erwachsenenbildung sollte man das *Älterwerden als Prozeß* auffassen, den der Mensch mitsteuern und mitgestalten kann. Als Zustand sollte man das Alter deshalb nicht interpretieren, weil es heute eine früher unbekannte Dynamik erreicht hat und weil der Mensch sich auch im Prozeß des Älterwerdens noch entwickelt. So ist heute nur schwer zu erklären, weshalb manche Vertreter der Entwicklungspsychologie noch in diesem Jahrhundert ihr Augenmerk lediglich auf Kindheit und Jugend richteten. Das war u.a. darauf zurückzuführen, daß man früher den Erwachsenen als einen „fertigen“ Menschen einschätzte, der sich nicht oder nur wenig veränderte. Da unsere Gesellschaft – was sicher ist – in Zukunft stärker als bisher von den Lebensinteressen der Menschen über 50 Jahre bestimmt wird, deren Anzahl langfristig zunimmt, wird sich auch der Begriff und der *Stil der Weiterbildung* wandeln: Weiterbildung wird nicht nur durch Anstrengung, sondern auch durch Muße zustande kommen, nicht nur am Beruf, sondern auch an der Freizeit orientiert sein, nicht nur als Leistung, sondern auch als Unterhaltung motiviert werden. Bei älteren Menschen zielt Weiterbildung nicht auf beruflichen Aufstieg, sondern gilt als ein *Weg, das Leben sinnvoll zu erfüllen und zu vollenden*. Auch wird in der Weiterbildung in der zweiten Lebenshälfte ein hohes Maß an geistiger Aktivität entfaltet werden, ist doch zu fragen, ob man hier von „Bildungsarbeit“ sprechen soll, weil dieser Begriff stark mit Leistung und Anstrengung assoziiert wird.

Für die Praxis ist nicht entscheidend, ob der Zentralbegriff „*Seniorenbildung*“ in absehbarer Zeit bei den Adressaten populär wird oder nicht.

Wichtig ist, daß diese Art von Bildung in Zukunft stärker als bisher angeboten und praktiziert wird. In dem Maße, in dem ältere Menschen sich ihres Alters stärker bewußt werden und stolz darauf sind, ein ansehnliches Alter erreicht zu haben, werden sie sich auch nicht scheuen, sich als Senioren oder als Alte bezeichnen zu lassen und daher auch den Begriff „Seniorenbildung“ zu akzeptieren. Natürlich müssen die Initiatoren dieser Art von Bildung beachten, daß man sich heute ungleich später als früher alt fühlt. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurden 60jährige als Greise tituliert, was heute als Beleidigung empfunden würde. Auf jeden Fall ist der Begriff „Seniorenbildung“ als Orientierungsbegriff zur internen Verständigung der Fachleute verwendbar.

2. Altern und Alter als Problem und als Aufgabe der Weiterbildung

Viele Mitbürger nehmen das Altsein (etwa ab 60-65 Jahren) realistischer und verständiger an als die ersten Erfahrungen des Alterns zur Zeit der Lebenswende. Für diese ist charakteristisch, daß der Mensch jetzt deutlicher als zuvor erfährt: Es bleibt eine endgültige *Kluft zwischen Plan und Erfüllung des Lebens, zwischen Wunsch und Wirklichkeit, zwischen Gewolltem und Erreichtem*. Die Erfahrung von Grenzen des individuell Möglichen erhält von nun an manche neue Facetten. Nicht nur die unmittelbare Lebenswende als das Übersteigen des Zenits der körperlichen und biologischen Kraft läßt den Menschen die Grenzen physischer Leistungsfähigkeit spüren, auch der ganze Lebensabschnitt von der Mitte der 40er bis zum Ende der 50er Jahre ruft diese Erfahrung hervor.³

Die Alterung ruft neue Nervosität und Spannung, aber auch neue Dynamik hervor. Aufschlußreich ist der Hinweis des Mediziners August Vetter: Nach seiner Meinung überschneiden sich um die Mitte der 40er Jahre *zwei Lebensbögen*; der somatisch-biologische hat seinen Höhepunkt erreicht und tendiert nach unten, während er zugleich vom pneumatisch-geistigen Lebensbogen überschritten wird, der noch bis in die 50er Jahre hinein ansteigt.

Biologisch-somatische und geistig-psychische Vitalität laufen also nicht absolut parallel.

Natürlich gibt es verschiedene Wege des Reagierens auf die begonnene Alterung:

- Forcierte „*Verjüngung*“ und damit Verleugnung der Alterung („zweite Pubertät“),

- *Resignation* und Entsagung dem Leben gegenüber, verbunden mit einem Verzicht auf Weiterbildung,
- *Neubesinnung*, neue Suche nach dem Sinn der zweiten Lebenshälfte, Notwendigkeit des neuen Lernens und damit auch der neuen Weiterbildung.

All zu euphemistisch ist sicherlich ein Slogan wie der: „Das Leben beginnt mit 50“. Aber es gibt auch viele Anzeichen dafür, daß jetzt ein anderes Leben mit anderen Problemen und Verhaltensweisen beginnt. In diesem kann die Weiterbildung eine Hilfe bei der geistigen Bewältigung des Alterns werden. Insofern haben wir es hier mit einer ganz neuen Art von Bildung zu tun. Nicht wenige *Menschen um 50* spüren, daß das sie bisher leitende Wertesystem hinfällig wird, so daß ein neues erarbeitet werden muß. Dadurch werden zwar *Unsicherheit, Sorge und Risikohaftigkeit* erzeugt, doch gibt es *auch große Chancen* zum Beginn eines neuen Lernens.

In mancher Hinsicht ist es organisatorisch und psychologisch einfacher, Weiterbildung für die bereits alten Menschen zu organisieren, als Menschen im Übergangsalter zwischen Vollkraft des Lebens und der allmählichen Alterung zur Weiterbildung zu stimulieren, eben Angehörigen des Lebensabschnitts von der Mitte der 40er bis zum Ende der 50er Jahre. Zwar mag diese Altersgruppe psychologisch als Zielgruppe nur schwer zu definieren sein; zugleich wohl aber sind Menschen dieses Alters mit so *fundamentaler Existenzveränderung* konfrontiert, daß für sie *Weiterbildung* zu einer *konkreten Lebenshilfe* werden ann. Die organisierte Weiterbildung hat sich in der Vergangenheit um diese Altersgruppe zu wenig gekümmert und sie weitgehend unversorgt gelassen. Dies ist einer von mehreren Gründen dafür, daß der Grad der Bildungsbeteiligung nach dem Beginn des Alters stark nachzulassen beginnt, wie hernach noch an statistischen Hinweisen zu zeigen sein wird. Es ist dann – nach Beginn einer Weiterbildungszäsur – schwierig, 15 oder 20 Jahre später die bereits altgewordenen Menschen erneut für die Weiterbildung zu gewinnen. Seniorenbildung ist um so günstiger zu leisten, je mehr der altgewordene Mensch gewohnt ist, kontinuierlich zu lernen, und je weniger lange Zeiten der Bildungsabstinenz seit Beginn der Alterung eingetreten sind. – Übrigens fühlen sich viele Menschen in der „*midlife crisis*“ auch pastoral allein gelassen – mehr als die Alten.

3. Zum neuen Erscheinungsbild und Verständnis des Alters

Noch vor 5 oder 6 Jahrzehnten waren in Theorie und Praxis der Erwachsenenbildung Begriffe wie „Seniorenbildung“ oder „Weiterbildung für die zweite Lebenshälfte“ völlig ungeläufig. Man sah kein Bedürfnis nach Wei-

terbildung alter Menschen und hielt diese auch kaum für bildungsfähig. Heute haben es Gesellschaft und Europäische Gemeinschaft mit einem *völlig veränderten Erscheinungsbild und Verhaltensmuster des Alters* zu tun, mit „jungen Alten“. Dazu ist folgendes zu bedenken: Die Alterung setzt heute später ein als in der Vergangenheit – die Lebenserwartung ist bis um die Mitte des 8. Lebensjahrzehnts gestiegen, und man lebt heute durchschnittlich 30 bis 40 Jahre länger als um 1900. Viele alternde und alte Menschen erreichen geistige und körperliche Leistungen, die früher nur jungen Erwachsenen möglich waren. Alternde und alte Menschen sehen heute jünger aus, als man es von der Vergangenheit her gewohnt war. Freilich greifen nicht wenige Menschen über 50 heute auch zu kosmetischen Techniken der Verjüngung, die über die Probleme des realen Alters hinwegtäuschen sollen – *ein Zeichen von Reifemangel und Selbstverlust*. Schließlich ist es auch eine Aufgabe der Weiterbildung, das je erreichte Alter zu verstehen, es zu bejahen, es zu nutzen und dessen Moleste klug zu meistern. Im Widerspruch zu einer tatsächlichen Verjüngung und Aktivierung des Alters steht heute die Tendenz, eher als früher aus der beruflichen Vollverantwortung auszuschneiden, nämlich bereits zwischen 50 und 60 Jahren statt zwischen 60 und 65. Dagegen empfehlen Gerontologen (besonders Ursula Lehr) mehr Flexibilität im Verhältnis *Beruf und Freizeit* – je nach individueller Alterskondition. Das bedeutet: Wer über das übliche Alter hinaus leistungsfähig bleibt, sollte die Chance haben, seine Berufstätigkeit so lange fortzusetzen, wie es ihm möglich ist; wer relativ früh – vor dem üblichen Renten- und Pensionsbeginn – den Beruf verlassen möchte, muß auch hierzu Gelegenheit haben; ein dritter Weg kann sich im graduellen Abbau der Arbeitszeit anbieten. Immerhin wird mit dem Ausscheiden aus dem Beruf von vielen älteren Erwachsenen das neue Plus an Freizeit als „die späte Freiheit“ erlebt,⁴ welche diverse Wege zur *Erfüllung aufgesparter Wünsche* öffnet. Das muß nicht nur das Reisen in die weite Welt bedeuten – es kann auch neue Weiterbildung gefragt sein, z.B. als Übung im kreativen, manuellen und visuellen Gestalten, im Kultivieren eines lange vernachlässigten Hobbys. – Freilich ist zur Alterstheorie Rosenmayrs zu bedenken, daß sich die Konsum- und Betätigungschancen bei manchen Menschen nach dem Ausscheiden aus dem Beruf eher verringern als erweitern, so daß es besser erscheint, bestimmte Wünsche nicht bis ins Alter aufzusparen, sondern sie im Laufe des aktiven Berufslebens zu erfüllen.

Vor der Entpflichtung aus dem Erwerbsleben kann *Bildung eine Hilfe zur Vorbereitung auf die neue Freizeit* sein. Tatsächlich sind viele Menschen beim Beginn ihrer nachberuflichen Freizeit auf diese psychologisch viel zu wenig eingestellt, und sie haben die Loslösung vom Beruf vor dem eigentlichen Ausscheiden nicht hinreichend geistig vollzogen. Bei ihnen besteht die Gefahr, daß die neue freie Zeit zur großen Langeweile verkommt und ihren Lebensradius einengt.

Andererseits ist auch dies zu erwägen: Wenn Menschen von 50-70 Jahren heute bereits das Sozialklima des *Tourismus* beeinflussen, kann in 2 bis 3 Jahrzehnten der Altersschwerpunkt der Teilnehmerklientel der Erwachsenenbildung bei dieser Altersgruppe liegen, und dann wird es keiner besonderen Seniorenbildung mehr bedürfen. Dies ist eine keineswegs utopische Zukunftsperspektive.

Übrigens kann die *Weiterbildung* älterer Menschen auch deren *Solidarisierung fördern*: Sie erkennen, daß sie eine Großgruppe der Gesellschaft geworden sind, die in Zukunft auf politische Entscheidungen (Wahlen usw.) starken Einfluß ausüben kann. Politisch wirksam sind die älteren Mitbürger nur dann, wenn sie organisiert sind und als Großgruppe ein möglichst hohes Maß an politischer Einstimmung erzielen. Einstweilen gibt es nur wenige Vereinigungen von alten Menschen, aber deren Zahl und Wirksamkeit steigt. Natürlich ist die Solidarisierung der Senioren ein Weg zur Verminderung der Isolation und Einsamkeit, in die man im Alter – nach dem Ausscheiden aus dem Beruf sowie der Trennung von Kindern und Verwandten – leicht geraten kann. Auch dies gehört zum neuen Erscheinungsbild des Alters: einsame Menschen, die Kontakt suchen und unangenehmer als jüngere Menschen spüren, daß an vielen Stellen des gesellschaftlichen Lebens Kontaktpersonen fehlen, an die man früher gewohnt war – von der Kauffrau im Tante-Emma-Laden bis zum Revierpolizisten.

Die Mischung der Generationen, deren Zusammenleben im gleichen Haus und das gegenseitige Sich-Helfen – das sind Phänomene, die es heute kaum noch gibt. Infolge der Trennung alter Menschen von Kindern und Enkeln sind sowohl Ehe und Partnerschaft alter Menschen als auch das Seniorenheim wichtiger geworden, als sie es in der Vergangenheit waren. Die Tatsache, daß es heute nicht mehr wie früher eine typische Alterskleidung gibt und alte Menschen sich genau so anziehen wie Erwachsene der mittleren Generation, ist ein Indiz dafür, daß Senioren die sichtbaren Altersunterschiede so weit wie möglich nivellieren möchten, um von jüngeren Mitbürgern akzeptiert zu werden. Bekanntlich trugen alte Frauen früher eine dunkle Kleidung, und für eine 60jährige war es unschicklich, sich attraktiv anzuziehen oder für ein gepflegtes Make-up zu sorgen, was heute selbstverständlich ist.

4. Individuelles und kollektives Altern und Alter

Wer es riskiert, allgemeine Perspektiven menschlichen Alterns und Alters in einen großen Sachzusammenhang zu bringen, muß damit rechnen, mit der Meinung konfrontiert zu werden, Alterung und Alter seien doch immer an die Individualität des Menschen gebunden, und diese rufe so ver-

schiedene Erscheinungsweisen hervor, daß man wohl kaum von „dem“ Altern und Alter sprechen dürfe. Wie kann man diesem Einwand begegnen?

Sicherlich manifestieren sich *Alterung und Altsein von Mensch zu Mensch verschieden*, wenn das Bündel von Einflußfaktoren gemeint ist, das Altern und Alter des einzelnen Menschen beeinflußt. Aber die individuellen Besonderheiten können die Wirkung von Verhaltensweisen, die beim Altern und im Alter ähnlich oder gar gleich sind, nicht aufheben. Die übergreifenden Faktoren sind vor allem durch das Leben in einer Gesellschaft prädestiniert, die für ein hohes Maß an Angleichung der individuellen Verhaltensweisen sorgt. Auch auf Altern und Alter wirken *vorgegebene gesellschaftliche Rollenbilder* ein, die man nur sehr beschränkt individuell variieren kann und zu deren Befolgung die gesellschaftlichen Instanzen bestimmte Sanktionen einsetzen können. Darüber kann man positiv oder negativ denken – Tatsachen bleiben diese Sanktionsmöglichkeiten dennoch. Natürlich bekundet der Bürger mit dem Maß seiner Identität mit der Gesellschaft auch seine Erwartung, von der Gesellschaft angemessen akzeptiert zu werden und nötigenfalls von ihr Hilfe zu erhalten. Selbstverständlich läßt sich darüber streiten, inwiefern Altern und Alter heute kollektive oder individuelle Züge tragen.

Auch wenn man erkennt, daß der eine Mensch früher, der andere später altert, der eine sein Alter als Bereicherung empfindet, der andere als Belastung, bleiben Alterung und Altsein als solche gegeben und produzieren für jeden Menschen, den sie betreffen, eine Art Regelkreis, der eine eigene psychische Gesetzmäßigkeit konstituiert und dem man nicht entweichen kann. Manche moderne Alterstheorien sehen die Crux des Alters gerade darin, daß der individuellen Ausprägung des Altseins enge Grenzen gesetzt sind und die größte Freiheit des Alters – wie Jean Amery meint – darin besteht, daß man das in seinen Möglichkeiten eingeschränkte Eigenwillentlich beenden kann.

Was sich (vielleicht negativ) als Kollektivverhalten im Alter darstellt, kann (positiv gesehen) die *Sicherung der Individualität durch die Solidarität mit Gleichaltrigen* sein. Vielleicht hat es noch nie zuvor ein Alter mit so vielen und neuen Lebenschancen gegeben wie heute.

5. Zeit, Krankheit und Tod

Daß das Alter gut für immer neue Überraschungen ist, wird vor allem am Auftauchen immer neuer und wechselnder Krankheiten und Gebrechen sichtbar.

Finger, Hände und Beine versagen von Zeit zu Zeit ihre Dienste, auch das Gedächtnis scheint vorübergehend abgeschaltet zu sein. Leicht ließe sich rational ein Modus finden, die Dinge so zu plazieren, daß man immer weiß, wo man sie finden kann; aber zu dieser Plazierung kommt es nicht. Überhaupt verändert sich der Bezug zu den Dingen, die das persönliche Milieu geformt haben und an das man sich in langen Jahren gewöhnt hat.

Eine wichtige Ursache von Krankheit ist die Einsamkeit, die im Alter eher zu- als abnimmt und die sich vor allem an Abenden spürbar macht.

Die Dunkelheit wird zum Signal des nahenden Lebensendes, und das Wort „bald“ kommt dem alternden Menschen immer häufiger in den Sinn. Die Einschätzung der noch verbleibenden Lebensspanne normiert das Verhältnis des Alterns zur Zeit.

Die landläufige Ansicht, im Alter habe der Mensch – nun nicht mehr an das Stakkato des beruflichen Stress gebunden – sehr viel Zeit zur freien Verfügung, gilt nur bedingt. Die noch verbleibende Zeit, deren Ausmaß man gerade im Alter nicht kennen kann, „beschleunigt“ sich.

Unter dem Aspekt des Todes, dem irdischen Endpunkt der Zeit, wird die Zeit irrational und unverfügbar, falls man den Tod zu unbekannter Zeit auf sich zukommen läßt.

Im Leben des alternden Menschen spielt der Tod als wichtiger Akteur mit, braucht nicht erst plötzlich und ungerufen herbeizukommen. Beim Suizid – heute für alternde Menschen leider keine Seltenheit – macht sich der Mensch zum Assistenten des Todes, der bereits in seiner Nachbarschaft ist.

Versteht man *Bildung für das Alter als Mithilfe beim ehrlichen Denken über die verbleibende Zeitspanne Leben*, so darf man sich nicht damit begnügen, den Zukunftsblick alter Menschen durch optimistische Bilder vom „goldenen Herbst“ aufzuhellen, sondern muß *die volle Wahrheit kenntlich machen*. Zu dieser gehört freilich nicht nur die Beschreibung und Erklärung der zunehmenden Beschwerden, sondern auch die Bestätigung erfüllten und gekonnten Lebens, mit dem man zufrieden und für das man dankbar sein kann. Es liegt am Grad und der Höhe der in der Jugend und im frühen Erwachsensein entfalteten Erwartungen, ob man meint, die Ziele erreicht zu haben oder nicht. Je höher die Ziele gesteckt waren, um so weniger hat man sie erreicht, und um so weniger kann sich Zufriedenheit einstellen. Glaubt man daran, daß in einer Demokratie dem Erwachsenen möglich ist, mündig zu handeln, so muß man ihn auch für fähig halten, seinem Leben einen Sinn zu geben, gleich aus welcher Quelle er ihn schöpft.

In dem Maß, in dem die Beziehungen zu anderen Menschen „blasser, distanzierter geworden“ sind und der Eindruck entstanden ist, „als habe sich ein Glas zwischen“ den alten Menschen und die anderen „geschoben“⁵, kommt es zu dem Versuch, die *Einsamkeit durch künstliche Hilfen zu kompensieren*, so z.B. durch einen Fernsehkonsum, der oft den der jüngeren Altersgruppen erheblich übersteigt.

Markierungspunkte erhält der Tagesablauf im Alter sowohl durch Versuche, die noch vorhandenen Kräfte zu betätigen, wie auch durch die diversen fast zum Ritual verfestigten Maßnahmen zur Erhaltung des Rests an Gesundheit und zur Bekämpfung der Gesundheitsdefizite. Ärzte haben als Kontaktpersonen und Richtweiser höhere Autorität als in früheren Lebensabschnitten, und Arzneien steigen in den Rang von magischen Kräften. Die Frage, was dann noch an Zeit und Kraft zum „eigentlichen“ Leben übrigbleibt, ist deshalb falsch gestellt, weil das Leben mit den Schwächungen das eigentliche geworden ist: Lebenserhaltung zum Lebenssinn.

Begreift man *Weiterbildung im Alter als einen Versuch, den Wandel von Welt und Leben zu beobachten und sein Verhalten entsprechend mitzuändern*, so kommen *Sinnprobleme* von achtenswerter Schwere auf. Älter-Werden kann nicht nur die Selbstentfremdung des Menschen steigern und den alternden Menschen sich selbst zu einem immer dunkleren Rätsel werden lassen – es kann auch dahin kommen, daß der alternde Mensch die Welt nicht mehr versteht. Das Warum der Veränderungen, die ja auch die Werte und Normen sowie die obersten Richtpunkte des Daseins umspannen, leuchtet dem alternden Menschen nicht mehr ein, sei es, daß er sich an jenen Orientierungspunkten festhält, die in der Epoche seiner eigenen geistigen Profilierung maßgebend waren, sei es auch, daß er gerade wegen des ständigen Wandels nicht mehr an Orientierungspunkte glaubt.

Das Neue kommt ihm als Irrung und Fehler vor, aber die Entwicklung scheint seine Position zu überrollen. Seine Existenz, fixiert an einer bestimmten Tradition, wird mehr und mehr zum Anachronismus – er fühlt sich überflüssig. Den naiven, unreflexiert lebenden Zeitgenossen mag dieser Altersdeutung Amerys nicht anfechten, und er fühlt sich zufrieden, weil er so viel Freizeit genießt, sein Dasein so führen zu können, wie er es wünscht. Den Mangel mag er interessant finden, aber er vollzieht ihn nur teilweise mit und wird in seinem von der Umwelt zugestandenen Eigenleben genügsam. Sein Alter ist sozusagen eine soziale Nische am Rande des Wandels, von diesem kaum berührbar. Glück im Alter, so sieht es hier aus, basiert auf Selbstdispens vom kritischen Reflektieren, Unglück oder zumindest Pessimismus und Resignation sind Früchte des Nachdenkens über den jeweiligen Zeitgeist. Dieser wechselt wie ein Chamäleon sein Aussehen von Zeit zu Zeit. Niemand ist als sein Verursacher dingfest zu machen.

6. Aspekte zu Themen der Weiterbildung für das Leben im Alter

Manchmal hört man die Meinung: Gibt es denn mit zunehmendem Alter überhaupt noch neue Themen, die die Menschen von jenseits 50 interessieren könnten? Wie die Erfahrung bestätigt, gibt es *zwei Gruppen von Themen*, die in der Weiterbildung älterer Mitbürger eine große Rolle spielen können:

a) Themen, die mit dem *Prozeß der Alterung* zu tun haben:

- * Krankheit und Gesundheit
- * Vernünftige Lebensführung
- * Neue Suche nach dem Sinn, Würde, Werte des Lebens und Zusammenlebens
- * Frau und Mann in einer „neuen“ Zweisamkeit im Alter
- * Suche nach neuen Beschäftigungen und ehrenamtlichem Engagement im Alter
- * Überwindung von Pensionsschock und Renten neurosen
- * Neue Erziehung – Wandel der Generationen etc.

b) *zentrale Themen des Lebens*, die in allen Lebensphasen mit je neuer Motivation zum Anlaß des Lernens werden können:

- * Gesellschaftspolitische Fragen – „Generationenvertrag“
- * Freizeitgestaltung
- * Wohnen, Wohnumfeld, Mobilität
- * ökonomische Fragen – Einkommenssicherung
- * Religion und Weltanschauung etc.

7. Der Grund der Beteiligung älterer Menschen an der Weiterbildung

Grundsätzlich läßt sich seit Jahren ein Ansteigen des Prozentsatzes älterer Menschen in der Weiterbildung feststellen. Empirisch wäre zu prüfen, ob diese Steigerung lediglich darauf zurückzuführen ist, daß der Anteil älterer Menschen an der Bevölkerung zunimmt, oder ob das Bildungsinteresse älterer Bürger gewachsen ist.

Gegenwärtig freilich sind Lernende bis zu 35 Jahren, also Jugendliche und junge Erwachsene, mit 56 % an der Gesamtzahl der Belegungen bei Volkshochschulen beteiligt.⁶

Im einzelnen ergibt sich für die *Beteiligung der Altersgruppen* in der Statistik 1985 des Deutschen Volkshochschul-Verbandes folgendes Bild:

Unter 18 Jahre:	7,0 %
18 – unter 25 Jahre:	20,6 %
25 – unter 35 Jahre:	28,4 %
35 bis unter 50 Jahre:	30,4 %
50 bis unter 65 Jahre:	10,0 %
65 Jahre und älter:	4,3 %.

Ab 50 Jahre ist ein starker Rückgang der Teilnahme zu verzeichnen, dessen Ursachen in Zukunft exakt untersucht werden müssen. Dies ist redlicher, als die Behauptung vom angeblichen geistigen Desinteresse älterer Menschen in Umlauf zu bringen. Wenn älteren Menschen altersspezifische Lernangebote gemacht werden, findet man Zuspruch – nur ist bis jetzt zu wenig unternommen worden, um die Lerninteressen älterer Mitbürger zu erkunden und adäquate Angebote zu entwickeln.

Ein differenzierteres Bild der Bildungsbeteiligung entsteht, wenn man ermittelt, für welche Themenbereiche sich ältere Menschen mehr, für welche sie sich weniger interessieren. In der DVV-Statistik für 1985 ist folgende *Rangfolge der Sachgebiete*, gemessen am Belegungsgrad, abzulesen.⁷

- 1) „Sonstiges“ (Sammelbegriff für sehr diverse Bereiche, die im üblichen Themenkatalog nur schwer zu ressortieren sind): 34,7 %
- 2) Länder- und Heimatkunde 15,2 %
- 3) Kunst 9,3 %
- 4) Gesellschaft/Politik: 7,8 %
- 5) Gesundheitspflege: 4,6 %
- 6) Manuelles u. visuelles Gestalten 4,3 %
- 7) Erziehung – Psychologie – Philosophie 3,8 %
- 8) Sprachen: 3,0 %
- 9) Mathematik – Naturwissenschaft – Technik: 1,9 %
- 10) Verwaltung, kaufmännische Praxis 0,3 %.

Zum *Sachgebiet „Länder- und Heimatkunde“*, das mit Abstand an der Spitze steht, gehören auch Studienfahrten, die bei Senioren besonders beliebt sind. Die am wenigsten von Senioren frequentierten Sachgebiete sind gerade jene, die mit beruflichem und gesellschaftlichem Aufstieg zu tun haben (Technik, Verwaltung, kaufmännische Praxis, Fremdsprachen).

In sorgfältiger Motivforschung muß demnächst der Frage nachgegangen werden, wie sich die dargestellte *Hierarchie der Sachbereiche* erklären läßt.

8. Hinweise zu Organisationsformen der Weiterbildung in der zweiten Lebenshälfte

Bis heute fehlt noch ein Organisationsgefüge, das der Bedeutung der Weiterbildung in der zweiten Lebenshälfte gerecht werden könnte. Befürchten die Einrichtungen und Verbände, die als Initiatoren und Träger der Weiterbildung für das Alter kompetent sind, zu viel Aufwand an Management? Oder haben sie Angst vor zu großer finanzieller Neubelastung?

Bei realistischer Überlegung zeigt sich, daß die Befürchtungen unbegründet sind, denn es ist durchaus möglich, die *Weiterbildung für das Alter als regulären Teil der Erwachsenenbildung zu etablieren* und dem Rechtsrahmen der Weiterbildungsgesetze anzupassen.

Einige Hinweise zu neuen Organisationsformen der Weiterbildungsarbeit für ältere Menschen:

- * Eigene kirchliche Einrichtungen der Seniorenbildung in Alten-Tagesstätten, Altenheimen, Seniorenzentren und Senioren-Bildungsstätten
- * Weiterbildung für ältere Menschen in bestehenden Einrichtungen der Weiterbildung (z.B. Erwachsenenbildungs- und Familienbildungsstätten)
- * Seniorenbildung an Universitäten, Hochschulen und Akademien
- * Verbände und Vereine als Initiativen der gerontagogischen Altenarbeit
- * Betriebe als Träger der Weiterbildung älterer Arbeitnehmer und Senioren

9. Schlußbemerkung

Die heute gängigen Normen für Vitalität und Leistung erscheinen vielen älter werdenden Menschen als zu hoch, weil sie sich nach der Leistungsfähigkeit junger Erwachsener richten. Das *Leben im Alter* soll nicht durch Defizittheorien erklärt und beschrieben werden, was den älter-, bzw. älter werdenden Menschen fehlt und nicht mehr leisten kann, sondern *ein Lebensraum zur (Wieder-) Entdeckung früherer ungeahnter, neuer Kräfte, Fähigkeiten, Fertigkeiten, Wünsche und Sehnsüchte* sein. Vielleicht entdeckt der ältere Mensch eine früher unvorstellbare Begabung im Malen oder Musizieren, im Sport oder im Schreiben, im Organisieren von sozialen Aktivitäten oder im karitativen Engagement.

Viele Alterskrankheiten und -behinderungen sind vermeidbar. Schon heute ist abzuschätzen, daß das Gros der im hohen Alter Pflegebedürftigen nicht in Altenheimen untergebracht werden kann, so daß eine Pflege in Familie und Nachbarschaft unumgänglich sein wird – schon aus finanziel-

len Gründen. Es wird dahin kommen, daß gesunde Alte kranke Alte pflegen; das müssen sie vorher jedoch lernen. Eine solche Aufgabe des Lernens im Alter ist bisher fast gar nicht bedacht worden.

Diese Perspektive sind für die ganze Gesellschaft und besonders für jüngere Menschen eine harte Herausforderung: Alle Altersgruppen müssen lernen, daß es in Zukunft mehr Alte geben wird, daß man sich selbst auf ein Leben vorzubereiten hat, das länger ist, als dies früher die Regel war.

„*Bildung im Alter – Hilfe im Leben*“ erhält so im Gesamt der Lebenszeit eine Ausdehnung, die man sich vor zwei oder drei Generationen noch nicht vorstellen konnte.

Den Sinn kann man nicht einfach von Gesellschaft, Staat und Kirche „übernehmen“ – man wird ihn sich mit viel Energie aneignen müssen – *durch lebenslanges Lernen*.

Anmerkungen:

- 1) Dies ist um so verwunderlicher, als bereits J.A. Comenius in seiner „*Pamoaedia*“ einen Prospekt für die Erziehung und Bildung in allen Lebensaltern, auch im späten, geboten hatte. Siehe: Klaus Schaller, Hrsg. Johann Amos Comenius, *Ausgewählte Werke I und II*, Olms, Hildesheim, New York, 1973
- 2) August Vetter: *Lebenswende als Reifungskrisis*, Osnabrück ³ 1991, S. 49 ff.
- 3) Franz Pöggeler: *Der Mensch in Mündigkeit und Reife*, ⁶ 1990, S. 85 ff.
- 4) Diese Auffassung vom Alter begründet Leopold Rosenmayr in seinen Büchern: *Die späte Freiheit*, Berlin 1983, und *Die Kräfte des Alters*, Wien 1990
- 5) Jean Amery: *Über das Alter – Revolte und Resignation*, Stuttgart ⁶ 1989, S. 44 f.
- 6) *Statistische Mitteilungen des Deutschen Volkshochschul-Verbandes, Arbeitsjahr 1985*, hrsg. v.d. Päd. Arbeitsstelle des DVV, Frankfurt 1985, S. 20 f.
- 7) *DVV-Statistik 1985*, S. 21

XI. Altenhilfe als Feld kirchlich-sozialer Altenarbeit

Ziele und Aufgaben der Altenarbeit des Caritasverbandes

Eva-Maria Dennebaum

1. Die Stellung des Caritasverbandes

Der Deutsche Caritasverband ist die von den Deutschen Bischöfen anerkannte institutionelle Zusammenfassung und Vertretung der katholischen Caritas in Deutschland (§ 1 Abs. 1 der DCV-Satzung). In dieser Funktion leistet der Caritasverband in seinen verschiedenen Gliederungen und Einrichtungen einen Beitrag zum Heildienst der Kirche, der Verkündigung, Liturgie und diakonische Dienste umfaßt. Der organisierte Liebedienst der Kirchen, der Caritasverband, steht damit als Grundfunktion der Kirche in der Einbindung des Evangeliums. Der DCV ist außerdem ein Verband der freien Wohlfahrtspflege und steht damit in einem Verbundsystem der Träger öffentlicher und freier Wohlfahrtspflege, das in einer pluralistischen Gesellschaft, die sich auf Werte wie Personalität, Freiheitlichkeit und Subsidiarität gründet, die Vielfalt sozialer Dienste und Einrichtungen sichert.

2. Zielvorstellungen für die soziale Altenarbeit

Wenn Sozialarbeit tätig wird oder tätig werden muß, sind Menschen in eine Belastungssituation geraten. Diese Belastungssituation ist dadurch gekennzeichnet, daß potentiell oder aktuell eine Diskrepanz droht oder schon eingetreten ist zwischen den Aufgaben, die das Leben ihnen in einer bestimmten Phase der Entwicklung stellt und den ihnen für die Bewältigung dieser Aufgaben zur Verfügung stehenden Verhaltensmustern sowie den physischen und psychischen Kraftquellen. Es gilt also, für den Betroffenen eine Situation herbeizuführen, in der es zu einem Gleichgewicht zwischen Anforderungen und Bewältigungsmöglichkeiten kommt.

Es ist erwiesen, daß die meisten Menschen bei der Auseinandersetzung mit ihren Lebensaufgaben unter Druck stehen, daß es aber den meisten gelingt, die nötigen Schritte zu tun, ohne übermäßig aus dem Gleichgewicht zu geraten. Es ist ferner erwiesen, daß andere dabei versagen, nicht aufgrund persönlicher Unzulänglichkeit, sondern aufgrund mangelnder Gelegenheiten, sich entsprechende Verhaltensweisen oder die erforderlichen sozialen Techniken anzueignen, d.h. sie hatten nicht die Lebenser-

fahrungen machen können, durch die sie darauf vorbereitet gewesen wären, die nötigen Schritte zu tun. Dies gilt auch für alte Menschen.

Dabei ist jedoch zu beachten, daß verschiedene soziale und ökonomische Bedingungen bei den heute älteren Menschen zu einer Kumulation von Benachteiligungen geführt haben. Sie haben im Laufe ihres Lebens wirtschaftliche Krisen und Kriegszeiten durchstehen müssen. Auch ihre Chancen für eine gute Schul- und Berufsbildung waren geringer als bei den heute Jüngeren. Das hat zur Folge: Wer weniger gelernt hat und wem es wirtschaftlich schlechter ergangen ist, hat es auch schwerer, mit den Problemen des Alters fertig zu werden. Sozial Schwächere sind im Alter noch mehr benachteiligt, weil sich einmal erworbene Benachteiligungen ein Leben lang mitschleppen und kumulieren. Die Aktivitäten der sozialen Arbeit sind ein helfender Prozeß und zielen letztlich immer auf Veränderung: Änderung einmal der äußeren Lebensumstände, von belastenden Strukturen oder Mängeln im Angebot materieller Hilfen, Änderungen aber auch von Daseinstechniken des Betroffenen selbst im Umgang mit seiner Situation.

Die soziale Altenarbeit muß deshalb darauf zielen, gesellschaftliche wie individuell verschiedene Beeinträchtigungen und Belastungssituationen zu vermeiden, aufzuarbeiten oder auszugleichen. Zu fördern und zu beachten sind dabei die Stärkung des Selbstwertgefühls, die eigene Selbständigkeit, ferner Aktivität und Integration in Familie, Gemeinde und Gesellschaft, wobei der Selbsthilfe eine große Bedeutung zukommt.

Für die Altenhilfe läßt sich das Leitziel aufstellen *„Erhalten und Ermöglichung einer menschlich befriedigenden Lebenssituation im Alter“*, das inhaltlich folgende Zielaspekte umfaßt:

- die wirtschaftlichen und gesundheitlichen Grundbedürfnisse befriedigen,
- die individuellen Lebensmöglichkeiten unter Wahrung der Lebenskontinuität verwirklichen,
- die soziale Rolle und die Integration in die Gesellschaft aufrechterhalten oder wiederherstellen,
- die Voraussetzungen für eine weitestgehende selbständige und unabhängige Lebensführung erhalten oder schaffen,
- die persönliche Entscheidungs- und Handlungsfähigkeit erhalten,
- altersbedingte physische und psychische Defizite durch bedürfnisgerechte Hilfen ausgleichen.

Zur Realisierung dieser Leitziele ist der Caritasverband in der Altenarbeit in unterschiedlicher Weise gefordert:

- a) Wenn es sich um allgemeine Bedürfnisse der älteren Generation handelt, die zu verwirklichen oder durchzusetzen sind, versteht er sich als Anwalt. Diese Anwaltsfunktion wird vor allem gegenüber dem Gesetzgeber wie den Behörden und der Öffentlichkeit wahrgenommen (z.B. für die finanzielle Neuregelung der Pflegekosten, für die Wahrung des Wahlrechtes des Hilfeempfängers als Grundprinzip der Sozialhilfe).
- b) Für alte Menschen, die sich in einer besonderen sozialen Situation befinden – Verlust des Partners, Ausscheiden aus dem Beruf, Erholungsbedürftigkeit usw. – und vorübergehend auf Hilfe angewiesen sind, wird der Caritasverband diese ergänzend anbieten (z.B. Beratung, soziale Gruppenarbeit).
- c) Für alte Menschen, die noch daheim leben, aber ständig oder über einen längeren Zeitraum hinweg auf Hilfe angewiesen sind, hat der Caritasverband Dienste anzubieten (z.B. ambulante pflegerische Dienste, Essen auf Rädern).
- d) Der Caritasverband wird und muß sich insbesondere um jene älteren Menschen bemühen, die kaum noch soziale Beziehungen haben und erfahrungsgemäß nicht von sich aus Dienste beanspruchen, sie aber häufig benötigen. Diese älteren Menschen können nur in enger Verbindung mit den Pfarrgemeinden und ihren Helfergruppen angesprochen werden, weil sie von der allgemeinen Öffentlichkeitsarbeit nicht erreicht werden.
- e) Wenn es in der eigenen Häuslichkeit gar nicht mehr geht – weil die Pflegebedürftigkeit die eigenen Kräfte oder die der Familienangehörigen übersteigt –, dann bleiben stationäre Einrichtungen (Alten- und Pflegeheime) weiterhin notwendig.

Das Bild in Zahlen: Der Caritasverband unterhält 81 ambulante und mobile Dienste für ältere Menschen, 54 Altenberatungsstellen, 405 Altentagesstätten und 2701 Altenclubs. Hinzu kommen 764 Sozialstationen, deren Leistungen sich in vielen Fällen bis zu 90% auf die Pflege alter Menschen in ihrer Häuslichkeit erstrecken. Im Bereich der stationären Altenarbeit stehen 86 Einrichtungen mit Altenwohnungen sowie 1.393 Altenwohnheime, Altenheime und Altenpflegeheime mit insgesamt 96.520 Plätzen und 41 Altenerholungsheime mit 1.427 Plätzen zur Verfügung (Stand 1. 1. 1990).

3. Aufgabenfelder sozialer Altenarbeit

Im folgenden soll an einigen Beispielen dargestellt werden, wie der Caritasverband als verbandlich organisierter diakonischer Dienst der Kirche versucht, alten Menschen Voraussetzungen zur besseren Bewältigung ihrer Situation zu schaffen. Diese Darstellung muß bruchstückhaft bleiben, da nicht die ganze Breite caritativer Altenhilfe und die Ziele, Werte und Methoden der Sozialarbeit beschrieben werden können.

3.1 Die wirtschaftlichen, sozialen und gesundheitlichen Grundbedürfnisse befriedigen

Die Daseinsvorsorge ist in unserem Staat, der sich nach dem Grundgesetz als sozialer Rechtsstaat versteht, vorrangig eine Aufgabe der Sozialpolitik. Wichtigste Aufgabe der Sozialpolitik ist es, durch die Sicherung der Renten der Verpflichtung gegenüber denjenigen nachzukommen, die unsere heutigen sozialen Errungenschaften miterarbeitet haben. Mit Nachdruck ist immer wieder darauf hinzuweisen, daß auch die Daseinsvorsorge unseres Sozialstaates schwerwiegende Lücken aufweist. So gilt es, die ungerechtfertigten Benachteiligungen z.B. für Frauen, die wegen der Sorge für ihre Familie keine oder keine ausreichenden eigenen Rentenansprüche erworben haben, abzubauen. Ebenso ist das angesichts der hohen Lebenserwartung allgemeine Lebensrisiko der Pflegebedürftigkeit nicht in einer sachgerechten Weise solidarisch in der Sozialversicherung abgedeckt. Pflegebedürftig zu werden, bedeutet heute in der Regel, daß der alte Mensch zum abhängigen Taschengeldempfänger durch die Sozialhilfe wird.

In Solidarität mit den älteren Mitbürgern versucht der Caritasverband, der als anerkannter Spitzenverband der freien Wohlfahrtspflege Partner der öffentlichen Wohlfahrtspflege ist, seinen Einfluß bei den Verantwortlichen in Staat und Gesellschaft für eine sachgerechte Altenpolitik geltend zu machen.

Die soziale Altenarbeit übernimmt in diesem Aufgabenbereich eine *Funktion als Anwalt*, also die Vertretung von Klienteninteressen in den politischen Raum. Diese *ordnungspolitische oder sozialreformerische Funktion*, für soziale Maßnahmen zur Verbesserung der sozialen Lebensbedingungen einzutreten, ist und bleibt eine wichtige Aufgabe, da sich die Gesichter der Not mit den gesellschaftlichen Veränderungen wandeln. So hat die Sozialarbeit immer neue Probleme zu entdecken, sie ins öffentliche Bewußtsein

zu bringen, an das öffentliche Gewissen zu appellieren, für die Betroffenen zu sprechen und sie gleichzeitig anzuregen und ihnen zu helfen, ihre Bedürfnisse selbst zu artikulieren und sich für Verbesserungs- und Abhilfemaßnahmen einzusetzen.

Die Anwaltsfunktion umfaßt aber nicht nur ordnungspolitische Aktivitäten, die für die gesamte Gruppe der älteren Menschen günstigere Bedingungen schaffen sollen, sie umfaßt *auch Aktivitäten*, die darauf gerichtet sind, *dem einzelnen alten Menschen zu helfen*, im Gestrüpp der Bürokratie zurechtzukommen, mit ihm Wege zu gehen, damit er eine Wohnung, Kontakte für die Freizeit, gesundheitliche Hilfen findet, aber auch, wo nötig, Ansprüche gegenüber Behörden, z.B. auf Sozialhilfe, durchzusetzen.

3.2 Die Integration in die Gesellschaft aufrecht zu erhalten, zu verstärken oder zu vermitteln

Eine Gesellschaft, die Altern gleichsetzt mit Verlust und Abbau, erwartet von älteren Menschen keine Aktivitäten mehr. Die Folge: viele ältere Menschen trauen sich nichts mehr zu, obwohl sie es könnten.

Soziale Altenarbeit muß deshalb zunächst durch gezielte Öffentlichkeitsarbeit –auch innerhalb der Kirche – zum Abbau dieser defizitären Vorstellungen und zu einer positiven Veränderung des Bildes vom alten Menschen beitragen, um so auch das Verständnis zwischen den Generationen zu verbessern.

Der alte Mensch verliert in unserer so mobil gewordenen Gesellschaft ständig Bekannte; Freunde sterben; neue Bekannte und Freunde findet er jedoch nicht mehr so schnell wie früher. Der sozialen Altenarbeit ist es aufgegeben, *alte Menschen untereinander und mit jungen Menschen zusammenzuführen*, *Altenbegegnungsstätten* anzubieten, *Altengruppen* zu bilden, *Erholungszeiten* durchzuführen, die Gemeinden zum Aufbau von *Besuchsdiensten* zu ermuntern und die ehrenamtlichen Mitarbeiter fachlich zu stützen und zu begleiten. Vieles in diesem Aufgabenfeld geschieht in direkter Beziehung zum alten Menschen und seiner Familie, mit dem Ziel, die Eigenkräfte des alten Menschen und der Menschen seiner nächsten Umgebung zu mobilisieren und zu stärken. Es geht darum, daß der alte Mensch Bewältigungsmuster entwickelt für die Anforderungen, die ihm gestellt sind. Dazu gehören je nach Lage des Falles Hilfe bei der Entwicklung von Einsicht, Abbau von Ängsten, Einübung von realitätsgerechtem Verhalten, Aufbau der Identität.

Diese Funktionen des *Stützens und Befähigens* setzen immer eine aktive Beteiligung der Betroffenen voraus und ein Handeln mit dem alten Menschen und nicht *für* ihn. Dabei kann sowohl mit *einzelnen* Menschen als auch mit kleinen Gruppen gearbeitet werden.

3.3 Die Selbständigkeit möglichst lange zu erhalten

Alte Menschen brauchen u. U. *Hilfe bei der Bewältigung des täglichen Lebens*, vor allem zur Führung ihres Haushaltes, brauchen Versorgung und Pflege. Wird eine solche Hilfe als Ausgleich des altersbedingten Lebensdefizites verstanden, ist zunächst ein bedarfsgerechtes, differenziertes Angebot an Diensten notwendig.

Hierzu gehört eine breite Palette von *ambulanten Pflege- und Hilfsdiensten*: Häusliche Krankenpflege, Körperpflagedienste, Fahr- und Begleitdienste, Wäschereidienste, Reparaturdienste, Mahlzeitendienste, Hilfen zur Haushaltsführung. Auch die Kur- und Erholungsangebote sind hier noch einmal zu nennen. Sie dienen – neben der Möglichkeit, sich zu entspannen und neue Kontakte zu knüpfen – auch der Erhaltung und Stabilisierung der Gesundheit als einer der wichtigsten Voraussetzungen für die Selbständigkeit im Alter.

Noch sind diese Dienste nicht überall in ausreichender Form vorhanden; diesen Nachholbedarf decken zu helfen, bleibt auch der Caritasverband aufgerufen. Es ist nötig, die Dienste so einzurichten, daß sie für alte Menschen überschaubar und erreichbar bleiben. In diesem Zusammenhang ist der caritativen Altenhilfe aufgegeben, die Kirchengemeinden an der Verantwortung zu beteiligen und die ehrenamtlichen Dienste der Gemeindecartitas nicht zu verdrängen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß ehrenamtliche Mitarbeiter den Dienst von Fachkräften der Hauspflege, der häuslichen Krankenpflege und Altenpflege ergänzen können, indem sie bei zeitlich begrenzten Notfällen die Familie oder Nachbarschaft entlasten.

Nicht in allen Fällen werden die ambulanten Dienste ausreichen, um das Verbleiben in der eigenen Häuslichkeit sicherzustellen. Es wird immer alte Menschen geben, die keinen eigenen Haushalt mehr führen wollen oder die einen Grad an Hilfebedürftigkeit erreicht haben, der durch eigene Versorgung oder durch die Pflege in der Familie nicht mehr bewältigt werden kann.

Das *Altenheim* sollte für diese Menschen nicht eine Bedrohung, sondern eine Hilfe bedeuten und einen Raum, in dem sinnvolles Leben ermöglicht wird. Das gelingt, wenn die Heime nicht zum Ghetto in unseren Gemein-

den werden und wenn der Heimbewohner selbst tun darf, was er noch selbst tun kann, wenn die Pflege immer und überall eine „aktivierende Pflege“ ist und wenn die persönlichen Entscheidungs- und Handlungsfähigkeiten auch für den schwerpflegebedürftigen alten Menschen erhalten und respektiert werden.

Im Zusammenhang mit diesem Aufgabenfeld übernimmt die soziale Altenarbeit häufig die Rolle des *Vermittlers*. Sie ist Anlauf- und Umschlagstelle für Information und Kontakte zwischen den alten Menschen und denen, die ihm Hilfe geben können. Sie setzt ihre Rechtskenntnisse und ihre Kenntnisse der Institutionen und deren Hilfsmöglichkeiten ein. Eine wichtige Aufgabe ist dabei in vielen Fällen der Abbau von Schwellenangst beim alten Menschen, die Aktivierung der Bereitschaft, wo nötig, sich z.B. medizinisch versorgen oder in einem Heim betreuen zu lassen.

3.4 Die persönlichen Entscheidungs- und Handlungsfähigkeiten zu erhalten

Unter dem oben aufgezeigten „Aufgaben-Bewältigungskonzept“ von Altenarbeit gewinnt die Beratung immer mehr an Bedeutung.

Beratung für ältere Menschen ist ein Bemühen, das sich von der Information und der Auskunft über die Vermittlung von Hilfen verschiedenster Art bis zur Lebensberatung (das heißt bis zum therapeutischen Gespräch, das zur Bewältigung der Lebenssituation hilft) spannt. Dabei müssen die Berater immer damit rechnen, daß ratsuchende alte Menschen ihre Unsicherheit in existentiellen persönlichen Fragen zunächst hinter vordergründigen Anliegen, etwa der Hilfe bei der Beantragung von Wohngeld oder der Vermittlung eines Erholungsaufenthaltes, verbergen. Sie warten darauf, daß der andere ihre Not spürt und auf sie zu sprechen kommt. Eine Beratung älterer Menschen muß ferner beachten, daß die unterschiedlichen Lebenssituationen in der Gruppe der älteren Menschen die Bewältigung sehr verschiedener Probleme erfordern.

Vor allem muß zwischen älteren Erwachsenen (im Alter von 50 bis 65 Jahren) und jenen alten Menschen, die aus dem Berufsleben ausgeschieden sind, unterschieden werden. Die erste Gruppe bedarf insbesondere der *Hilfe zur Vorbereitung auf das Alter* und bei der inneren Auseinandersetzung mit dem Prozeß des Alters, die sie an sich erfährt, sowie den Veränderungen der Familien- und Partnerbeziehung, die das Altern mit sich bringt. Die Situation der zweiten Gruppe ist vor allem durch das Erleiden von Verlusten geprägt: Der Verlust der Rolle, die der Beruf einem gegeben hat, der Tod von Familienangehörigen und Freunden, wirtschaftliche Einbußen, gesundheitli-

che Beeinträchtigungen. Daneben kommt es zu einer Auseinandersetzung mit dem abgelaufenen Leben, die unter Umständen die Suche nach einer neuen Sinnbedeutung des Lebens nötig macht und so, daß auch religiöse Fragen für den alten Menschen eine neue existentielle Bedeutung gewinnen.

Beratung alter Menschen, die die biologischen, psychologischen und sozialen Faktoren in ihr Konzept einbezieht, ist somit ein Glied in einem umfassenden Hilfssystem für alte Menschen und die Personen ihrer sozialen Umwelt. Sie stellt daher von ihrem Ansatz her ein therapeutisches Instrument dar, indem sie Konflikte deutlich macht, Lösungsmöglichkeiten aufzeigt und zur Selbsthilfe befähigt. Nur in Ausnahmefällen wird sie sich auf eine einzelne Unterredung über vordergründige Probleme beschränken lassen.

3.5 Altersbedingte physische und psychische Defizite – insbesondere bei Pflegebedürftigkeit – ausgleichen

Das Hauptproblem der Altenhilfe in den kommenden Jahren und Jahrzehnten besteht in der angemessenen Bewältigung der Hilfe- und Pflegeabhängigkeit, in die der Mensch mit steigendem Alter und sich verschlechterndem Gesundheitszustand geraten kann. Die anderen Probleme der sozialen Altenarbeit, wie Überwindung von Isolation und Einsamkeit, Erhaltung der sozialen Integration, Bestimmung neuer Rollen, sind zwar wichtig, aber kaum so elementar wie das Abhängigsein von fremder Hilfe bei den Verrichtungen des täglichen Lebens, bei chronischer Erkrankung oder psychischer Veränderung. Mit zunehmendem Alter erhöht sich das Risiko, hilfe- und pflegebedürftig zu werden, und damit zugleich die Wahrscheinlichkeit einer notwendig werdenden Heimübersiedlung. Der Anteil der Langzeit-Kranken und Schwerstpflegebedürftigen sowie der psychisch Kranken und Veränderten hat erheblich zugenommen und wird weiter steigen. Diese Problemgruppen erfordern verstärkte Bemühungen um geeignete Wohn- und Betreuungsangebote im stationären Bereich.

Angesichts dieser Situation wird in den Zielvorstellungen der Politiker der Ausbau ambulanter Dienste in einen ungerechtfertigten Gegensatz zum Ausbau und zur Qualifizierung von Heimplätzen gebracht. Dem steigenden Bedarf entsprechend, ist nämlich der Ausbau beider Bereiche erforderlich.

Die undifferenzierte Behauptung, ambulante Pflege sei kostengünstiger als stationäre, ist nicht haltbar und nach vorliegenden Untersuchungen auch falsch.

Das Vorschieben humaner Gesichtspunkte und vermeintlicher Wünsche alter Menschen ist ungeeignet und unrealistisch, aus finanziellen Gründen das Gesamtspektrum sozialer Hilfen einzuschränken.

Der Caritasverband wird sich auch weiterhin mit Nachdruck dafür einsetzen, daß das Wahlrecht der Betroffenen erhalten bleibt; denn psychisch-soziale sowie weltanschauliche bzw. religiöse Gründe müssen bei der Wahl der Form von Hilfeleistungen berücksichtigt werden.

Da die Generationen heute ihre Bemühungen überwiegend auf der Basis der „inneren Nähe bei räumlicher Distanz“ bzw. der „Intimität auf Abstand“ gestalten, gibt es auch eine nicht unbeträchtliche Zahl alter Menschen, die eine Versorgung und Pflege ohne die Angehörigen – falls überhaupt vorhanden – nicht wollen. Ihre Zahl dürfte künftig eher zu- als abnehmen. Ihr Recht auf Eigenverantwortlichkeit und Selbstbestimmung muß gewahrt werden.

4. Schlußbemerkung

Der Caritasverband widerspricht entschieden dem einseitigen Verzicht auf einen weiteren Ausbau und auf eine notwendige Qualifizierung der stationären Hilfen. Gerade die Schwerpflegebedürftigen dürfen wir nicht aufgeben, sondern müssen ihnen aktivierende Pflege zukommen lassen, um ihre Situation in den ihnen möglichen Grenzen zu optimieren. Sie stellen jetzt und in der Zukunft die größte Herausforderung an die Solidarität der Gesellschaft dar.

Wenn sich unsere Gesellschaft nicht dem Vorwurf aussetzen will, dem alten Menschen ein Leben zu verwehren, das der Würde des Menschen entspricht, muß die Situation des Hilfesuchenden im Einzelfall und sein Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit, nicht aber die jeweilige Finanz-Situation der öffentlichen Hand den Ausschlag für die Art der Hilfe geben.

XII. Altenpastoral im Lebenszusammenhang

Josef Müller

Über Konturen der Altenpastoral von morgen wird zwar heute entschieden, aber hinsichtlich voraussehbarer Entwicklungen kann momentan niemand verlässliche Angaben darüber machen, wie sich beispielsweise die Bevölkerungsentwicklung über das Jahr 2000 hinaus gestalten wird. Die politischen Aufbrüche in Osteuropa haben u.a. dazu geführt, daß statistische Hochrechnungen über die Bevölkerungsstruktur der Bundesrepublik schwieriger geworden sind: Die vor dem Herbst 1989 zugrundegelegten Zahlen stellen keine sichere Ausgangsposition mehr dar. Für mittel- und längerfristige soziale Planungen sind jedoch Entscheidungshilfen unverzichtbar. Für die Altenpastoral ist es daher um so wichtiger, nicht nur auf bereits eingetretene Entwicklungen zu reagieren; es sind „Kundschafter“ erforderlich, die Ausschau halten: Welche Entwicklungen kommen auf die Gesellschaft und die Kirchen zu?

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) hat den nicht unbestrittenen Vorschlag gemacht, die 60- bis 75jährigen als „ältere“ und erst die 75- bis 90jährigen als „alte“ Menschen zu bezeichnen. Selbst wenn man diese Sprachregelung aufgreift, eine homogene „Zielgruppe“ läßt sich in der Pfarrgemeinde im Bereich der sog. „Senioren“ bzw. „Alten“ nicht ausmachen. Der einzelne ältere und alte Mensch bleibt sich von seiner eigenen Lebenssituation und Lebensgeschichte her in bezug auf seine Identität gleich. „Man ist immer so alt, wie man sich fühlt“, sagt das Sprichwort. Insofern sind nicht wenige Menschen „jünger“ oder „älter“, als es die Angaben im Personalausweis „verraten“. Das Alter- und Altwerden läßt sich jedenfalls nicht an einem kalendarischen Datum festmachen (Ursula Lehr), es sei denn, solche Festlegungen sind aus Gründen der Sozialgesetzgebung (vgl. Rentenfixierung) notwendig. Gesetzlich wird das Ausscheiden aus dem aktiven Erwerbsleben festgelegt; damit werden manche mehr oder weniger formell und „künstlich“ zu „alten Menschen“ gestempelt. (Man spricht von der „Zurruhesetzung“.) Mit dem Erreichen dieser Altersgrenze ist eine gesellschaftliche Einstufung verbunden: „Du bist jetzt alt“, „nicht mehr aktiv“, „hast nicht mehr entsprechend mitzureden, mitzubestimmen“. Gelten solche Klischees auch in der Arbeit unserer Gemeinden?

Frühere Gesellschaften kannten einen solchen verordneten „Ruhestand“ in dieser Form nicht. In vielen Kulturen (auch in der Bibel) galt der Rat der Alten als weise: Alte hatten Ansehen, Einfluß, ja Macht.

1. Die gewonnenen Jahre – Segen oder Verhängnis?

Die natürliche Abnahme körperlicher und geistiger Kräfte und Fähigkeiten, sklerotische Veränderungen, das Nachlassen der eigenen Aktivitäten sind unübersehbare Zeichen für das Älter- und Altwerden. Andererseits gibt es bis heute den sog. „Pensionierungsschock“, den überraschenden Tod von Menschen, die das Herausgerissenwerden aus dem ihnen vertrauten Lebensrhythmus nicht verkraften. Solche Phänomene veranlassen nicht nur die Altersforschung, darüber nachzudenken, welche Auswirkungen die – u.a. gesellschaftlich legitimierte – Zuweisung der Altersrolle auf das individuelle Altern hat und haben kann.

Für die Altenpastoral in der Gemeinde gilt auf jeden Fall: Es gibt viele, die keine eigenen Initiativen (mehr) entwickeln (können), frühzeitig geprägt sind vom Zerfall geistiger und körperlicher Kräfte, immobil werden, passiv: Sie sind auf entsprechende Hilfe und „Betreuung“ angewiesen. Daneben jedoch gibt es die Gruppe der Aktiven, der länger Lebenden, der Mobilien, der geistig und körperlich Rührigen, die man in der Literatur gerne als die sog. „neuen Alten“ bezeichnet. Sie sind von ihrer Gesundheit her stabiler, sie sind bereit zum aktiven Mittun, zu einem Engagement im gesellschaftlichen Bereich, auf dem politischen Sektor – und natürlich auch im Bereich der Kirchengemeinden. Diese neuen Alten emanzipieren sich – auch politisch –, gehen gerne auf Reisen, bilden sich weiter, sie sind die typischen Abnehmer einer modernen „Freizeitindustrie“ mit besonderen Angeboten für „Senioren“. Den Ausdruck „alt“ vermeidet man in diesem Zusammenhang bewußt.

Im Zusammenhang der Bevölkerungsentwicklung wurde in jüngster Zeit – nicht zuletzt aufgrund wissenschaftlicher Untersuchungen – festgestellt, daß es immer die Gruppe derer geben wird, die auf der Schattenseite des Lebens stehen: die Benachteiligten, Kranken, Behinderten und materiell weniger Bemittelten, so gering die Gruppe der ausdrücklich Armen in der derzeitigen Bevölkerungsschichtung auch sein mag. Diese älteren und alten Menschen können nicht (mehr) so engagiert sein wie die sog. „neuen Alten“. Innerhalb der Generationen älterer und alter Menschen gibt es in unseren Gemeinden beide Gruppen.

2. Das eigene Alter verdrängen oder übersehen

Woher kommt das Phänomen, daß immer mehr alte Menschen es übersehen, ja verdrängen, daß sie älter werden? Einerseits mögen in unseren westeuropäischen Lebensverhältnissen grundsätzliche Einstellungen den einzelnen dazu zwingen, eher nach außen gerichtet zu leben, aktiv zu sein;

andererseits begünstigen Versorgung und Betreuung im Rahmen der Sozialgesetzgebung das Nicht-wahrnehmen-Müssen der eigenen lebensgeschichtlichen Entwicklung. Angebote der Freizeit-, Immobilien- und Tourismusindustrie täuschen ältere und alte Menschen über die persönliche Befindlichkeit, schlicht gesagt über das Altwerden, hinweg, indem ein Stück der Wirklichkeit ausgeblendet, wenn nicht ausdrücklich verschwiegen wird. Um so schlimmer ist es, wenn der alte Mensch plötzlich feststellt: Ich bin total auf andere angewiesen, bin selbst zu nichts mehr fähig. Aus dieser Erfahrung werden viele in unseren Pfarrgemeinden mit ihrer Einsamkeit nicht fertig. Sie reiben sich an den Maßstäben, nach denen unsere Gesellschaft die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit des Menschen einstuft. Unter den heutigen Erfolgsgenerationen kommen sich die Lebensuntüchtigen zu Recht als unnütz und unbrauchbar vor.

3. Religiosität, Frömmigkeit, Kirchlichkeit im Alter

Am verbreiteten Klischee, mit Zunahme des Alters werde der Mensch „innerlicher, religiöser, frömmere und kirchlicher“, fällt auf der einen Seite auf, daß zu wenig unterschieden wird zwischen dem Phänomen der Religiosität und der Lebensform des Eingebundenseins in die Gemeinschaft von anderen Glaubenden. Andererseits scheint sich dieses Vorurteil im momentanen Erscheinungsbild unserer Gemeinden zu bestätigen, überwiegen doch im Kreis der Gottesdienstteilnehmer momentan noch immer die älteren und alten Menschen.

Bei dieser Frage darf der volkscirchliche Zusammenhang und Hintergrund des Problems nicht übersehen werden: Es gibt die positive Bedeutung der Tradition, des „Herkömmlichen“. Aus der Lebenslauforschung wissen wir, Älter- und Altwerden ist nicht etwas völlig Neues und anderes; der einzelne wird geprägt von der Eigenart seines Hineinwachsens in Verbindlichkeiten: in die Familie, die ihn umgebende Umwelt, auch in Ausdrucksgestalten der Frömmigkeit. Solche Entwicklungen sind nicht umkehrbar. Das bedeutet aber auch, daß Menschen, die – aus welchen Gründen auch immer – Abschied genommen haben von der Kirche und sich im religiösen Verhalten anders entwickelt haben, den Zugang zum Glauben, zur Kirche, zu Gott nicht von allein finden. Keiner kann das ungeschehen machen, was sein Leben geprägt hat.

Für die Lebensentwicklung, die verschlungenen Linien der Lebensgeschichte, sind freilich nicht nur äußere Einflüsse maßgebend. Viele sind selbst nie so persönlich in das Christsein hineingewachsen, daß sie es als lebensbestimmende Wirklichkeit erfahren haben. Sie wurden zwar als Kinder getauft und haben andere Sakramente empfangen, aber damit wurde

keine Lebenspraxis im eigentlichen Sinn grundgelegt. Manches blieb äußerlich, bloßer Anstrich und Fassade. Das Ineinander von Lebens- und Glaubensgeschichte zeigt, man wird nicht gläubiger, nur weil man älter wird. Natürlich stellen sich einige Fragen – etwa die nach dem Sinn des Lebens – bedrängender und ernster. Bekannte aus der engeren Umgebung sterben, nicht wenige müssen die eigene Wohnung verlassen, um in einem Altenheim Aufnahme zu finden. Die Kinder kümmern sich nicht mehr um die alten Eltern. Andere Angehörige gibt es nicht, oder sie wohnen in weiter Entfernung. All das trägt dazu bei, daß sich Lebensfragen unausweichlicher stellen. Aber dadurch wird der alte Mensch nicht unbedingt frömmel.

Die heute 45- bis 55jährigen kirchlich Distanzierten bestimmen morgen das Erscheinungsbild der Gemeinden. Es sind Menschen, die – plakativ gesprochen – von den Kirchen wenig halten und keine Erwartungen mehr an sie haben. „Die Kirche gibt ständig Antworten auf Fragen, die niemand mehr stellt. In Fragen der Sexualität z.B. entscheiden sich die Menschen längst außerhalb der Richtlinien, die die Kirche vertritt“, meinte ein 55jähriger Religionslehrer, zugleich Pfarrgemeinderat. *„Oft habe ich den Eindruck, daß das, was wir in der Gemeinde tun, für die Menschen höchstens Freizeitwert besitzt. Wenn Menschen persönliche Fragen haben, stellen sie sie nicht mehr an uns. Sie sagen, die Meinungen der Amtskirche kennen wir längst. Diese helfen uns aber nicht weiter.“* Diese Äußerung stammt von einem 58jährigen Malermeister.

Die Gruppe der Suchenden bzw. Kirchenfremden wird über die traditionellen Wege der Pastoral nicht oder kaum (mehr) erreicht. Wenn es um Nähe oder Distanz zu Kirche und Gemeinde geht, sind im Hinblick auf die künftige Gestalt der Altenpastoral neue und andere Formen der Kontaktaufnahme und -bildung erforderlich.

4. Altenpastoral im Lebenszusammenhang

4.1 Antworten auf Lebensfragen

Es zeichnet sich immer deutlicher ab, daß viele ältere und alte Menschen in der Gemeinde die traditionellen Angebote der Seniorenarbeit mit der Begründung ablehnen: Was hier im Sinne einer reinen „*Betreuungspastoral*“ geschieht, interessiert uns nicht, geht an unseren wahren Bedürfnissen vorbei. Nichtsdestoweniger gibt es keine Lebensfragen, die alte Menschen nicht betreffen würden: wirtschaftliche Probleme, Fragen der Alterssicherung, Wohnungsprobleme, Schwierigkeiten mit Behinderungen verschiedenster Art, das von den Kirchen häufig tabuisierte Problem der Alterssexualität (nichteheliche Partnerschaften unter alten Menschen).

Dazu kommen die existentiellen Fragen der eigenen Krankheit, der Bewältigung von Trauer und Leid. Nicht zuletzt die bereits angesprochenen *Kirchenfremden* oder *„Suchenden“* unter den alten Menschen interessieren sich für die mit dem Alter verbundenen Lebensfragen. Die Angebote von Volkshochschulen, Akademien, örtlichen Bildungswerken beschränken sich auf eher medizinische, psychologische, juristische und lebenspraktische Fragen. In dieser Hinsicht sollte die Kirche eine *„Meinungsführerschaft“* übernehmen und Antworten zu geben versuchen auf die existentiellen Fragen, die sich im Alter mit größerer Dringlichkeit stellen. Hilfreich ist es, wenn die Pfarrgemeinden *„offene Räume“* für das Angehen lebensnaher Probleme zur Verfügung stellen.

4.2 Die Bedeutung der gewohnten Lebensräume

Alte Menschen legen Wert darauf, in den ihnen vertrauten Räumen bleiben zu dürfen. Hier erhält das Leben Sinn. Hier können sie nicht nur *„überleben“*, sondern ihr eigenes Leben menschlich erfüllend zu Ende bringen. Eine *„mobile Pastoral“* – einschließlich der verschiedenen *„mobilen Dienste“* der Sozialstationen – spielt deshalb eine große Rolle.

Eine Pastoral im Lebenszusammenhang versucht in drei großen Bereichen für die alten Menschen da zu sein, *„lebensnah“*, als Kirche mitten unter Menschen“. Im Mittelpunkt steht der *Bereich der Diakonie*, verstanden als *„Erst-Ort“* einer menschnahen Pastoral. Im Rahmen der Altenpastoral gibt es eine beachtliche Anzahl helfender und pflegerischer *„Angebote“* von seiten der Gemeinde – gerade für die Gruppe derer, die auf Hilfe angewiesen sind, auf therapeutische Maßnahmen verschiedenster Art. Die in dieser Hilfestellung und Hilfeleistung sichtbar werdende Grundhaltung ist Ausdruck der fürsorgenden Liebe Gottes und nicht etwas, das mit gönnerhafter Zuwendung oder *„Herablassung“* zu tun hat. Die liebende Hinwendung zum Nächsten ist die lebensnahe Verwirklichung des Grundauftrags der Diakonie.

Ähnlich verhält es sich im *Bereich der Bildung*, der katechetischen Pastoral. Viele ältere Menschen kommen mit ihren Lebensproblemen nicht zurecht und wenden sich in Fragen der Lebensdeutung an sog. *„Sinn-Agenturen“*; dazu zählen auch die Kirchen. Aber letztlich sehnen sie sich nach Begleitern und Weggefährten, die ihnen helfen, Unklarheiten des Alltags auszubuchstabieren und zu deuten. In diesem Zusammenhang spielt auch die katechetische Neuerschließung des Gottesdienstes und der Sakramente eine Rolle, deren Lebensbezug zur Sprache gebracht werden soll.

In vielgestaltigen Formen psycho-sozialer Not alter Menschen, die häufig alleinstehend sind, wird die Notwendigkeit einer begleitenden, partner-

schaftlichen Seelsorge neu gesehen. „*Seelsorge*“ – im weiteren und zugleich eigentlichen Sinn verstanden – geschieht überall dort, wo Leben geteilt wird; wo es etwa bei der gemeinsamen Aufarbeitung von Lebensgeschichten zu helfenden Begegnungen kommt. In der Lebensgeschichte spielen krankmachende Erlebnisse und Beziehungen eine wichtige Rolle. Um so bedeutsamer ist die heilende Begleitung als Ausdruck des Lebenszusammenhangs. Nur menschliche Nähe kann dem Gesprächspartner glaubhaft vermitteln, daß Gott ihn liebt.

4.3 Das unverwechselbare Profil der eigentlichen Altenpastoral

Aus der Sicht des Lebenszusammenhangs gehört die Altenpastoral genauso zur Seelsorge und Pastoral der Gemeinde wie beispielsweise die Jugendarbeit, die Ehevorbereitung, die Frauenseelsorge und viele andere Aktivitäten der Gemeinde. Es entspricht dem Wesen und dem Auftrag von Gemeinde, daß sie offen ist für alle: Hier haben die Kinder und die jüngeren Erwachsenen genauso Platz wie die Älteren und Hochbetagten. Im Miteinander des Gottesvolkes gibt es alle Schichten, Gruppen und Generationen. Insofern sehe ich zu einer *integrativen Altenpastoral*, die auch die spezifischen Angebote (Altennachmittage, -gottesdienste, -wallfahrten und Begegnungen) in das gesamte Leben der Gemeinde einbezieht, vor allem kurz- und mittelfristig momentan keine überzeugende Alternative. Dabei muß gerade in diesem Zusammenhang betont werden, daß es eine Reihe spezifischer Fragen der alten Menschen gibt, auf die sie auch spezifische Antworten erhalten sollen.

5. Die Gemeinde – eine richtige „Drehscheibe“ der Altenarbeit

Im Rahmen der Kooperation und Kommunikation verschiedener Gruppen in der Gesellschaft fällt auf, daß sich eine zunehmende Spezialisierung abzeichnet. In der Gemeinde gibt es verschiedene Möglichkeiten, auf spezielle Bedürfnisse einzugehen. In der Gemeinde können die verschiedensten Fäden zusammenlaufen. Nicht zuletzt in organisatorischer Hinsicht kann die Gemeinde dort einspringen, wo die einzelnen, wo z.B. auch Selbsthilfegruppen mit ihren Möglichkeiten am Ende sind. Die älteren und alten Menschen sind auf ihnen vertraute und gewohnte Strukturen – ein Pfarrbüro, eine Begegnungsstätte und das Pfarrhaus – angewiesen. In Helferkreisen können auf der Ebene der Gemeinde positive und negative Erfahrungen unter den ehrenamtlichen Mitarbeitern ausgetauscht werden, kann überlegt werden, wie alle einander helfen. Im Hinblick auf die Mitarbeiter, auch auf die Angehörigen der alten Menschen, mit denen zusam-

mengearbeitet werden soll, gilt: Menschen sind füreinander das beste „*pastorale Angebot*“. Theologisch geht es um das Mit- und Füreinander in der echten Stellvertretung. Solidarität, Subsidiarität, Mitverantwortung spielen eine wichtige Rolle.

6. Ein einladende Pastoral

Für die alten Menschen darf es in der Gemeinde kein Ghetto geben, *keine Sonderpastoral „nur für die Alten“*, sondern die Arbeit soll im echten Miteinander geschehen. Konkret bedeutet das: keine Ausgrenzung; es geht darum, die älteren und alten Menschen in ihrer eigenen Verantwortlichkeit ernstzunehmen und ihnen zu helfen, das Leben im Mit- und Füreinander zwischen den Generationen besser zu bewältigen. Dafür sind positiv prägende Begegnungen im Zusammen von jung und alt fruchtbar.

In der Altenarbeit ist das absichtslose Dabeisein und Anteilnehmen am Leben des Menschen wichtig. Für mich war folgende kleine Begebenheit entscheidend: Ein Geschwisterpaar steht in einem Geschäft vor der Ladentheke. Die ältere Schwester hat bereits eingekauft. Die Geschäftsfrau beugt sich über die Theke und fragt den kleinen Bruder: „*Was willst du?*“ Er antwortet: „*Ich will nichts; ich bin bloß mit!*“ Ein solches *unverzwecktes „Mitsein“* ist die Grundhaltung der Pastoral, auf die es ankommt. Es müßte uns gelingen, daß einer den anderen anspricht, einlädt und mitnimmt, dann hätten wir viel erreicht.

XIII. Im Alter Gemeinde leben

Leitorientierungen gemeindlicher Altenpastoral

Martina Blasberg-Kuhnke

1. „Die Würde des – alten – Menschen ist unantastbar“. Zur Subjektoption als fundamentale Orientierung der Altenpastoral

1.1 „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst...“ Altenpastoral als optionengeleitetes Handeln

Praktische Theologie und Pastoral können sich nicht neutral-distanziert der Frage nach der Situation alter Menschen in Gesellschaft und Kirche zuwenden. Sie stellen sie als praktische Frage, d.h., es geht ihnen von vornherein um die Lebensmöglichkeiten alter Menschen. Eine praktische Theologie des Alters läßt sich herausfordern von „*Freude und Hoffnung, Trauer und Angst*“ derjenigen, die hier und heute alt sind, in einer Zeit und Gesellschaft, die aus vielen Gründen das Alter nicht schätzt und alte Menschen ausgrenzt. Damit sucht sie auf ihrem Feld, dem Anspruch der Pastoral Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils „*Gaudium et Spes*“ nachzukommen. Für Form, Inhalt und Ziel einer sich so verstehenden praktischen Theologie des Alters und Altenpastoral sind daher die Erfahrungen der Betroffenen konstitutiv.

Zu einem solchen Selbstverständnis und einer solchen Praxis sehen sich die Praktische Theologie und die Altenpastoral verpflichtet, bewahrheitet sich der christliche Glaube, der den Menschen als Bild und geliebtes Du Gottes behauptet, doch praktisch u.a. darin, daß und wie Glaubende in der Nachfolge Jesu von Nazareth für die Möglichkeiten alter Menschen, in Würde ihr Alter leben zu können, eintreten. Die fundamentale Option der Praktischen Theologie, der grundlegende Maßstab des christlichen Handelns für das Subjektsein können aller Menschen unter den Augen Gottes, zeitigt Konsequenzen für das pastorale Handeln und die Gemeindepraxis.

1.2 „Und wenn ich auch alt bin...“. Zur biblisch-theologischen Begründung der Subjektoption im Alter

In anthropologischer Hinsicht verdankt sich die Würde des Menschen in allen seinen Lebensphasen und -altern seiner Ebenbildlichkeit mit dem Schöpfergott selbst. Die biblische Tradition teilt die altorientalische Hoch-

schätzung des Alters, das wegen seines Seltenheitswerts als besondere Gunst angesehen wurde. Das AT sieht hohes Alter als Geschenk Gottes und begreift es als Gnade Jahwes, wenn ein Mensch „alt und lebenssatt“ sterben darf. Wegen ihrer Rolle als Tradenten des religiösen und profanen Wissens wurden alte Menschen geehrt; das Ältestenamt zeugt davon, daß auf die Erfahrungen der Alten Wert gelegt wurde.

Gleichwohl zeigt sich auch im AT, daß das Zusammenleben zwischen jung und alt zu keiner Zeit schlechthin konfliktfrei gewesen ist: Das Elterngelot des Dekalogs verpflichtet die erwachsenen Kinder, sich ihrer Eltern anzunehmen und für sie zu sorgen. Offenkundig bedurfte es dieses sozialen Gebots, weil der „*Generationenvertrag*“ nicht problemlos funktionierte.

Das NT kennt mit Simeon und Hannah, Zacharias und Elisabeth nur wenige alte Menschen, die aber eine wichtige Rolle einnehmen, denn sie bezeugen den Glauben Israels in der Erwartung des messianischen Retters und bekennen ihn glaubend in dem Kind Jesus von Nazareth. Das Witwenamt, von dem besonders im 1. Timotheus-Brief die Rede ist, zeigt die Fähigkeit der jungen christlichen Gemeinden, alte, sozial nicht abgesicherte Frauen zu versorgen und ihnen eine wichtige diakonische Aufgabe, die Sorge für andere Notleidende und Arme, anzuvertrauen.

1.3 „Die Würde des alten Menschen ist antastbar“ – Altenpastoral im gesellschaftlichen Kontext

Altenpastoral, die sich ihrer theologischen und biblischen Wurzeln vergewissert hat, wird gerade die Andersartigkeit der sozialen Situation des Alters in der Bibel zum Anlaß nehmen, den gesellschaftlichen Umgang moderner Industriegesellschaften mit Altgewordenen nicht fraglos und unkritisch zu akzeptieren.

Praktische Theologie und Gemeinden sowie alle anderen Träger kirchlicher Altenarbeit können die individuelle und gesellschaftliche Lebenswirklichkeit alter Menschen nicht überspringen, wollen sie nicht der Gefahr erliegen, ein Reservat für Alte zu schaffen, das sie abschirmt und zugleich die gesellschaftliche Ausgrenzung verstärkt.

Vielmehr haben sie sich der multifaktoriellen Wirklichkeit des Alters, die individuelle, soziale und gesellschaftliche Faktoren umfaßt, zu stellen. Sie müssen wahrnehmen, daß und wie die Würde alter Menschen vielfach angetastet wird: durch Altersarmut, durch Ausgrenzung älterer Menschen aus gesellschaftlich bedeutsamen Bereichen und Entscheidungszusammenhängen, durch ein ungenügend abgesichertes Pflegesystem, durch Einrichtungen, die nicht altengerecht gestaltet sind, durch Nichternstnehmen ihrer Erfahrung...

2. Gemeinde leben im Alter – Leitorientierungen gemeindlicher Altenpastoral

2.1 Koinonia als Leitorientierung der Gemeindepastoral

Altenpastoral kann nicht unabhängig von der Gemeindepastoral gesehen und konzipiert werden. Entsprechend wirken sich die Leitorientierungen der Gemeindepraxis auch auf die alten Glieder der Gemeinde aus. Mit dem neutestamentlichen Begriff „*Koinonia*“ können die zentrale Dimension und der Fluchtpunkt gelingender Gemeindepraxis benannt werden.

2.1.1 Koinonia – Dimension und Fluchtpunkt gelingender Gemeindepraxis

Koinonia, christliche Geschwisterlichkeit im Teilnehmen und Teilgeben, verweist in der Apostelgeschichte und vor allem in den Paulus-Briefen, wie auch im 1. Johannes- und im Hebräerbrief auf die Erfahrung und die Angabe „*richtiger*“ Praxis der jungen Gemeinden und betont die Beziehungen der Christinnen und Christen untereinander als konstitutiv für das Christsein.

In der Gegenwartssituation erfährt der Reflex auf die Koinonia-Erfahrung der jungen Gemeinden neue Aufmerksamkeit. Dahinter verbirgt sich die allzuoft unerfüllte Sehnsucht nach Gemeinschaft, nach gelingenden zwischenmenschlichen Beziehungen in der Gemeinde aus, die als Kontrast zu den gesellschaftlich erwünschten Rollenbeziehungen, zu Isolation und Anonymität erfahren werden wollen. Der Wunsch nach Gemeinschaft zeigt sich zunächst mithin als Reflex auf und Ausdruck von gesellschaftlichen Erfahrungen der Anonymisierung und Entfremdung in einer Massengesellschaft, in der zunehmend mehr Menschen, etwa die wachsende Zahl der Alten, Ausgrenzung und Vereinzelung leidvoll erleben.

Der Ruf nach Gemeinschaft als Leitorientierung und Zielperspektive gemeindlichen Handelns und gemeindlicher Lernprozesse weist zugleich aber auch eine innerkirchliche und pastorale Ursache auf: Nicht einmal mehr in den christlichen Gemeinden selbst gibt es noch ein festes soziales Milieu, in dem Glauben und Leben gesellschaftlich alternativlos geteilt werden. Angesichts der Tatsache, daß über 80 % der nominellen Kirchenmitglieder eine distanzierte Kirchlichkeit praktizieren, die nicht mehr auf Gemeinde als sozialen Ort des Christseins und Lernort des Glaubens zielt, wächst die – durchaus auch als Druck erfahrene – Notwendigkeit, in einem nicht-christlichen gesellschaftlichen Kontext ein soziales Beziehungsnetz zu schaffen, in dem der Glaube motivträchtig und sinnstiftend kommuniziert werden kann. Den Glauben als Gemeinschaft und in Gemeinschaft zu erfahren, benennt damit das Ziel, auch unter den kirchli-

chen und gesellschaftlichen Bedingungen der Gegenwart Gemeinde und Kirche zu bilden. Die Sehnsucht nach Gemeinschaft erwächst hier aus der Krise, die eigene Identität als Gemeinde, angesichts sich wandelnder Bedingungen, rekonstruieren zu müssen.

In beiden Motiven der Rückfrage nach christlicher Gemeinschaft als Leitorientierung der Gemeindepädagogik und -pastoral liegt eine gemeinsame Gefahr. Koinonia kann zum bloß kompensatorischen Begriff verkommen, der ausgleichen muß, was nicht nur die Gesellschaft, sondern – leider! – oft genug eben auch Kirche und Gemeinden nicht mehr leisten, *„wahre menschliche Beziehungen zu ermöglichen, die den anderen oder die andere um seiner oder ihrer selbst willen meinen, gestiftet aus dem Glauben an den Gott, der nach dem Zeugnis der biblischen Tradition die Beziehungswilligkeit schlechthin ist.“*

Statt dessen ist Koinonia als Lektorientierung für Gemeindepastoral und -pädagogik nur dann, auch theologisch, verstanden, wenn sie zugleich als deren kritisches Prinzip begriffen wird. Koinonia ist als *„Dimension und Fluchtpunkt christlicher Praxis zu begreifen, als fundamentalpastorale Kategorie, die die Fülle gemeindlicher Aktivitäten zu gewichten vermag, sie auf das Wesentliche konzentriert, sogar geeignet ist, Ge- und Mißlingen gemeindlichen Handelns zu beurteilen und Handlungsorientierungen für die Zukunft anzugeben. Koinonia meint somit die Gemeinde als Begegnungsraum, in der vielfältige Beziehungsformen be- und entstehen. Sie verdanken sich in theologischer Perspektive der zuvorkommenden Liebe Gottes und bleiben in ihrer Gebrochenheit auf die Vollendung in dieser Liebe verwiesen, vergegenwärtigen und deuten auf das Reich Gottes.“*

2.1.2 „Gemeinde leben zwischen Jungen und Alten“ – Intergenerationalität als Herausforderung der Gemeindepastoral

Daß eine jede Gemeinde aus Alten und Jungen, Frauen und Männern, Gesunden und Kranken, Einheimischen und Fremden, Klerikern und Laien, Reichen und Armen ... besteht, ist eine Binsenweisheit, der allerdings in der Gemeindepraxis oft nicht ausreichend Rechnung getragen wird. Dabei ist die Beachtung dieser Tatsache für eine koinonische Gemeindepraxis von ausschlaggebender Bedeutung. Zwar nehmen die meisten Gemeindeglieder diffus die vorhandenen sozialen Unterschiede und Gegensätze wahr, sehen die Angehörigen anderer Gruppen im Gottesdienst oder bei anderen Gemeindezusammenkünften, aber dieses Sehen bleibt für eine koinonische Gemeindepraxis so lange indifferent, wie sie nicht Auslöser für wirkliche Begegnung und Auseinandersetzung wird, gerade auch zwischen den Generationen.

Die derzeit noch vorherrschenden Kriterien für die Gruppenbildung in Gemeinden nach Alter und Geschlecht und, uneingestanden oder auch unbewußt, die nach sozialen Schichten, ermöglicht es, auch in einer relativ homogenen Gesamtgemeinde mehr oder weniger „für sich“ zu bleiben.

Damit aber begibt man sich zugleich der Möglichkeit von Koinonia als Geschwisterlichkeit der Unähnlichen, Ungleichen, Fremden, Andersartigen, des „*Ernstfalls*“ christlicher Koinonia. Das Miteinander der sozialen Gruppen, die Kooperation der Generationen braucht einige Kristallisationspunkte. Jede Gemeinde wäre real damit überfordert, alle denkbaren Beziehungskonstellationen gleichzeitig und gleichgewichtig zu leben. Aber jede Gemeinde sollte unter ihren spezifischen Bedingungen und mit ihren Möglichkeiten fragen, welche „*nächsten ersten Schritte*“ für sie richtig ist. In einer Gemeinde, in der viele alte Menschen leben, kann es das intergenerationelle Lernen sein, indem Alte und Junge sich wechselseitig aufeinander einlassen.

2.1.3 „Lebensbegleitend, identitätsnah, intergenerationell“ – Leitorientierungen der Gemeindepastoral mit alten Menschen

Was es heißt und wie es aussehen kann, wenn junge und alte Menschen miteinander zu leben und zu glauben versuchen, wird an späterer Stelle skizziert. Vorab seien Leitorientierungen der Gemeindepastoral mit alten Menschen vorgestellt. Der evangelische Religionspädagoge K.E. Nipkow hat mit den Stichwörtern „*lebensbegleitend, identitätsnah, intergenerationell*“ die entscheidenden Herausforderungen der Gemeindepädagogik benannt, die hier auf ihre Bedeutung für die älteren Gemeindemitglieder hin fokussiert werden.

Gemeindepraxis soll und kann alten Menschen die *Chancen lebensbegleitenden Lernens* eröffnen. Allerdings muß ein Lernbegriff zugrundegelegt werden, der primär an Sinnerschließung, Eröffnung und wechselseitigem Teilnehmen und -geben an Erfahrungen, an elementaren Lebens- und Glaubensvollzügen und dem Versuch intergenerationeller Verständigung interessiert ist. Die Rollen von Lehrenden und Lernenden, die in strukturierten Lernzusammenhängen nicht selten ein Subjekt-Objektverhältnis festschreiben, müssen durchlässig sein. Es geht um ein freiheitliches Lebenlernen Erwachsener am Ort christlicher Gemeinde, das hilft, den Anforderungen individueller, sozialer und gesellschaftlicher Art, die sich lebensbegleitend stellen, gewachsen zu sein. Glaubenlernen ist in diesen Prozeß eingebettet, gestaltet ihn aber auch auf spezifische Weise, so daß Leben- und Glaubenlernen im Lebenslauf einander wechselseitig bedingen und untrennbar sind: „Im Glauben lernt man das rechte Leben“ (K.E. Nipkow).

Damit ist zugleich die *Dimension des identitätsnahen Lernens* berührt: Entwicklung als lebenslanger Prozeß, die Lebensgeschichte der einzelnen, biographisches Lernen, das nie nur die individuelle Situation, sondern, unlösbar von ihr, immer auch die gesellschaftliche Wirklichkeit, Anforderungen, Konflikte und Widersprüche einer Generation, eines Lebensalters einschließen, begründen Identität als religionspädagogische Zielkategorie des Leben- und Glaubenlernens. Identität umgreift die Aspekte des Selbstbilds, der Selbstdarstellung gegenüber anderen, das Urteil über die eigene Lebensgeschichte genauso wie Weichenstellungen für die Zukunft, alles aber in Beziehung zu und in Auseinandersetzung mit anderen. Identität ist nur in Interaktion, in kreativer Begegnung mit anderen erfahrbar und rekonstruierbar. Die Identitätsthematik kommt also existentiell vorwiegend in Fragen um das eigene Selbst, im Umgang und in Beziehung mit anderen zur Sprache und schließt die Frage nach dem Sinn des eigenen Wollens und Handelns ein. Diese Fragen werden nicht primär im „stillen Kämmerlein“ gestellt, vielmehr stellen Menschen sie sich gegenseitig und anderen Gruppen, so daß wiederum die Gemeinde als ein bevorzugter Ort solcher identitätsbezogener Fragen, solchen identitätsbildenden und -fördernden Lernens zwischen den Generationen, in den Blick rückt. Lebensbegleitendes, identitätsnahes Lernen umfaßt, so verstanden, alle Phasen des Erwachsenenlebens und endet erst im Tod.

Auf seiner Grundlage ist *Intergenerationalität* möglich. Neuere jugendsoziologische Studien (vgl. Barz 1992) zeigen, daß das Verhältnis der Generationen zueinander sich grundlegend verändert hat. Von einem Generationenkonflikt kann kaum noch gesprochen werden; eher nähern sich die Verhaltensmuster der Generationen an. Viele Erwachsene sind bereit und in der Lage, Einstellungen und Verhaltensweisen Jugendlicher zu verstehen und zu akzeptieren. Dabei ist allerdings eingeschlossen, daß Konsumismus und Hedonismus unter Jugendlichen zunehmend auch in den älteren Generationen Platz greifen.

Daher kann intergenerationelles Lernen in christlichen Gemeinden nur qualifiziert gedacht werden: Was bedeutet sinnvolles, geglücktes Leben, gerade auch im Dasein für andere, aus der Perspektive älterer Menschen mit Lebenserfahrung, und was erwarten Jugendliche für sich und ihre Zukunft? An welchen gesellschaftlichen Herausforderungen arbeiten sich die verschiedenen Generationen ab? Wie stellen sich aus ihrer altersspezifischen Sicht die Probleme dar, z.B. das der Fremdenfeindlichkeit? Welche Rolle spielt der Glaube für die Bewältigung kritischer Lebensereignisse im persönlichen wie gesellschaftlichen Leben, was bezeugen die Alten, was erleben die Jungen? Intergenerationelles Lernen, Verständigung und Kommunikation des Evangeliums (E. Lange) zwischen den Generationen bedarf der Lerngelegenheiten und der Begleitung.

2.2 Gemeinde leben im Alter – Orte gemeindlicher Altenpastoral

2.2.1 Alte Menschen als erwachsene Glieder der Gemeinde – Wider die Ghettoisierung der Alten

Bevor spezifische Orte der Altenpastoral in der Gemeinde aufgesucht werden, ist nachdrücklich darauf zu insistieren, daß die alten Gemeindeglieder zuerst und zuletzt als Erwachsene ernstzunehmen sind. Die veräterische Rede von „*Erwachsenen und Alten*“ zeugt davon, daß altgewordene und hochaltrige Erwachsene eben nicht als Angehörige der Erwachsenenengenerationen gesehen werden, sondern das Vorzeichen „*alt*“ Wahrnehmung und pastorales Handeln bestimmen. Damit einher geht nur zu oft eine Ghettoisierung der Alten, die spezifische Einrichtungen, Veranstaltungs- und Gesellungsformen für sie bereitstellt, sie zugleich aber auch aus relevanten Bereichen des Gemeindelebens, so u.a. aus den Gremien, weithin fernhält.

Eine besondere Sicht auf die Situation älterer Erwachsener in den Gemeinden legitimiert sich nur insofern, als es spezifische Anliegen, Wünsche und Probleme gibt, die für sie besonders bedeutsam sind und die gegebenenfalls zu kurz kämen, würde die Differenziertheit des Erwachsenenlebens nicht wahrgenommen. Dazu gehört aber auch, die innere Differenziertheit der Altenpopulation zu sehen: die unterschiedlichen sozialen Bedingungen, die verschiedenen Altersphasen zwischen „*Jungen Alten*“ und „*Hochaltrigkeit*“, die unterschiedliche physische und psychische Verfassung und ihre Folgen, die Geschlechterdifferenz etc.

2.2.2 „Alte für Alte“ – Altershomogene Gruppen

Auch altershomogene Gruppen älterer Menschen weisen entsprechend eine solche innere Differenzierung auf. Es gilt, sich als pastoral Handelnde genau zu vergewissern, welche Gruppe alter Menschen welche Organisations- oder Gesellungsform wählt bzw. mitgestaltet.

Unter den altershomogenen Gruppen Älterer ragt der Altenclub oder -nachmittag heraus; kaum eine Gemeinde, die nicht auf eine solche Freizeitaktivität verweisen kann. Meist organisieren Frauen in der nachfamilialen Lebensphase, selber „*junge Alte*“ zwischen Mitte 50 und Ende 60, die in der Altenarbeit nicht selten einen Ersatz für die verlorengegangene Mutterrolle finden, einen solchen Altenclub für hochaltrige Gemeindeglieder, die oft aufgrund von Gebrechlichkeit oder Behinderungen sich selbst als „*alt*“ definieren und sich von daher von diesem Angebot angesprochen fühlen. Der Vorteil solcher Arbeit liegt sicher in der leichten Zugänglich-

keit dieser Gruppen für die älteren Menschen, denen soziale Partizipationsmöglichkeiten sonst nur sehr begrenzt zur Verfügung stehen. Probleme zeigen sich aber bei der geringen Selbstbeteiligung der Betroffenen am Geschehen in der Gruppe, die bis zur betreuenden Entmündigung reichen kann, oft auch bei der Programmgestaltung, die kaum aus der Gruppe selbst kommt, und bei der Abgeschlossenheit gegenüber anderen Gemeindegruppen. Innovationen sind schwierig zu erreichen, weil eine qualifizierte Ausbildung für die Leiterinnen und Leiter der Gruppen, vergleichbar der Ausbildung von Jugendgruppenleitern, noch kaum gegeben ist.

Demgegenüber sammeln sich in selbstorganisierten Altengruppen, die ein bestimmtes Ziel verfolgen, etwa offene Bildungsarbeit für Ältere, oder bei denen sich die Mitglieder aus einer gemeinsamen (Not-)Situation heraus zusammenfinden, etwa in Gruppen Verwitweter, ältere Menschen, die oft erhebliches Engagement und Eigeninitiative entwickeln. Meist haben die Gruppenmitglieder sich bewußt füreinander entschieden. Selbstorganisierte Altenarbeit findet sich derzeit in den Bereichen der sozialen und politischen Selbsthilfe, der Bildungsarbeit und der gemeinsamen Gestaltung der Freizeit, aber auch des Glaubenslebens. Gemeinden, die bislang noch keine selbstorganisierte Altenarbeit kennen, können oft einen Anfang dadurch setzen, daß sie bereits bestehenden Gruppen in Gemeinderäumen Heimat bieten.

Eine Sonderform selbstorganisierter Altenarbeit stellen Interessengruppen dar; sie bilden zugleich einen Anknüpfungspunkt für intergenerationelles Lernen durch Kooperation der Generationen. An einem gemeinsamen Problem finden sich Betroffene, die daran arbeiten und eine Änderung einer als unbefriedigend empfundenen Lage anzielen, so bspw. in der Gestaltung des sozialen Nahbereichs, der als alten- und kinderfeindlich erlebt wird. Beispiele aus meiner Erfahrung sind: der Kampf um den Erhalt preiswerten Wohnraums für Alte und Studierende und um die Weiterführung eines lokalen Friedhofs, der eine hohe Bedeutung gerade für die Älteren hat als Ort der Begegnung und der Erinnerung. Intergenerationelle Interessengruppen ermöglichen wechselseitiges Kennenlernen durch diakonisches Handeln.

2.2.3 „Gemeinde aus Jungen und Alten“ – Intergenerationelles Lernen in altersgemischten Gruppen

Wie kann dieses intergenerationelle Lernen aussehen, das sich etwa an gemeinsamen Interessen entzündet, das aber auch bewußt als Phase in der Gemeindeentwicklung angezielt werden kann, indem bspw. der Pfarrgemeinderat in einem Jahresschwerpunkt die Intensivierung des Dialogs der

Generationen als einen Aspekt der Koinonia der Christinnen und Christen in der Gemeinde anstrebt?

Der Weg geht über den Dreischritt von Sehen–Urteilen–Handeln. Der *erste Schritt* besteht in einer sorgfältigen Analyse: Wie viele Alte, wie viele Kinder, Jugendliche, Erwachsene mittleren Alters haben wir in unserer Gemeinde? Wo begegnen sich die Angehörigen der verschiedenen Generationen zufällig oder schon bewußt? Welche Erfahrungen machen sie dabei? Wo gibt es positive Erfahrungen der Begegnung, wo entstehen Konflikte oder Interessen- und Meinungsunterschiede? Wer dominiert in unserer Gemeinde, wessen Stimme wird kaum gehört? Welche Anliegen und Wünsche, aber auch welche Charismen bringen die verschiedenen Generationen ein?

Im *zweiten Schritt* ist die geleistete Vergewisserung zu beurteilen: Wie stellt sich unsere Situation dar auf dem Hintergrund der Zugehörigkeit von Menschen aller Altersphasen zu Jesus Christus durch die Taufe? Wie können wir als Gemeinde in unserer Situation und mit unseren Möglichkeiten und Grenzen Koinonia zwischen den Generationen leben, so daß etwas von dem „*Seht, wie sie einander lieben*“ sichtbar wird? Das schließt Konflikte gerade nicht aus, wohl aber die gegenseitige Nichtbeachtung.

Erst dann ist es sinnvoll, das eigene Handeln zu überprüfen und Handlungsorientierungen zu entwickeln. Einige Beispiele seien exemplarisch vorgestellt, als Anregung, nicht als „*Rezeptkasten*“: Identitätsnahes Lernen unter alten Menschen kann bei der kritisch-produktiven Erinnerung der eigenen Biographie ansetzen. Mit Hilfe von literarischen Biographien, die etwa die Lebensspanne der heute Alten umfassen, wie z.B. „*Herbstmilch*“ von Anna Wimschneider, kann die eigene Lebensgeschichte rekonstruiert werden und mit der anderer ins Gespräch kommen. Darin hat auch die Glaubengeschichte Platz: Was hat mir zum Leben geholfen? Wie bin ich Krisen begegnet? Was hat mir der Glaube in verschiedenen Lebenssituationen bedeutet? Woran bin ich gewachsen und weitergekommen? Vielleicht können einzelne mit dem Beter von Ps 71 sagen: „*Gott, Du hast mich gelehrt von Jugend auf, und noch heute verkünde ich Dein wunderbares Walten*“ (Ps 71, 17).

Auch für das Generationengespräch bietet sich das biographische Erzählen an, wenn sich etwa Angehörige von drei Frauengenerationen gegenseitig teilhaben lassen an ihren Erfahrungen mit Mädchenerziehung und -sozialisation, mit Berufswahl, Heirat, Karriere und Kinderwunsch. Gleichzeitig erlaubt ein solcher Ansatz intergenerationeller Verständigung, soziale und politische Aspekte, die gesellschaftliche Seite eigener und fremder Einstellungen, Haltungen und Verhaltensweisen in den Blick zu nehmen und mitzuvollziehen.

Lebensbegleitendes Lernen kann besonders dort ansetzen, wo Lebensabschnitte zu Ende gehen und neue Rollen antizipiert werden müssen, etwa beim Übergang in den Ruhestand, wenn das jüngste Kind das Elternhaus verläßt, bei Verwitwung etc. Gerade hier, aber auch in den anderen Bereichen ist professionelle erwachsenenbildnerische, gerontologische und theologische Begleitung, die beraterische Fähigkeiten einschließt, sinnvoll und notwendig. Auf Zukunft hin hat das Studium der Praktischen Theologie und die Einführung in pastorale Berufe auf das Handlungsfeld Altenpastoral qualifiziert vorzubereiten.

2.2.4 Orte der Begegnung

Christliche Gemeinden stellen einen der wenigen gesellschaftlichen Orte dar, die Öffentlichkeit und Privatheit berühren; sie liegen auf der Schnittfläche von System und Lebenswelt. Gerade für ältere Menschen, deren Möglichkeiten, am gesellschaftlichen Leben zu partizipieren, aus verschiedenen Gründen geringer und enger werden, bieten sie daher die kaum zu unterschätzende Chance zu Begegnung und Kommunikation mit anderen im öffentlichen Raum, der zugleich aber Nähe, Vertrautheit und Zugehörigkeit bedeutet. Aus demselben Grund sind für die Altenpastoral nicht nur die Formen organisierter oder auch selbstorganisierter Altenarbeit wichtig, sondern ebenso sehr die informellen Gelegenheiten zu Kontakten und Kommunikation.

Treffpunkte und Orte der Begegnung in der Gemeinde sind daher eigens daraufhin zu befragen, ob sie den älteren Gemeindegliedern solche Partizipations- und Kommunikationschancen eröffnen. Hierbei ist zunächst an das Pfarrbüro zu denken: Stellt es einen Ort dar, an dem Gespräche „nebenbei“ möglich und erwünscht sind, oder stellt es sich eher wie eine Behörde dar? (Etwa die – theologisch sicher nicht unproblematische – Praxis, Meßintentionen zu „bestellen“, sollte einmal auf ihre kommunikativen Aspekte hin betrachtet werden; eine kommunikative Gemeindepraxis am Ort des Pfarrbüros zeigt sich u.a. darin, ob und wie alte Menschen erzählen können, aus welchem Anlaß gerade in einem bestimmten Gottesdienst dieses Verstorbenen gedacht werden soll.) Die Pfarrsekretärin gehört in einer solchen pastoralen Konzeption selbstverständlich zum Pastoralteam der Gemeinde; ihre kommunikative Kompetenz als ZuhörerIn und GesprächspartnerIn ist von vorrangiger Bedeutung.

In einigen wenigen Gemeinden haben die Seelsorger inzwischen Sprechzeiten eingerichtet, in denen sie auf jeden Fall für Gespräche zur Verfügung stehen. Wer kommt, braucht nicht das Gefühl zu haben, „ungelegen“ zu kommen. Gerade für viele Ältere senkt das die Hemmschwelle, die ei-

genen Anliegen, Sorgen und Nöte zur Sprache zu bringen. Weitere Formen der Altenseelsorge werden im folgenden angesprochen.

Schließlich sei als drittes Beispiel der „Gemeindetreff“ oder das „Gemeindecafé“ angeführt, Orte, an denen Gemeindeglieder sich „ohne Programm“ zweckfrei begegnen können. Die soziale Bedeutung solcher Orte der Begegnung in der Gemeinde liegt auf der Hand, auf die religiöse sei eigens aufmerksam gemacht: Lebenslang bleiben Menschen auf die elementare religiöse Erfahrung angewiesen, erwünscht und angenommen zu sein, von Gott her und – unter seinen Augen – von anderen Menschen. Sie gerade mit den vielen alleinstehenden Alten zu machen, konkretisiert anschaulich eine koinonische Gemeindepraxis.

2.2.5 Diakonie als Dimension gemeindlicher Altenpastoral

Diakonie, christliche Geschwisterlichkeit im Umgang mit Leidenden und Menschen in Not, stellt den Ernstfall christlicher Koinonia dar. Koinonia meint ja gerade nicht Geselligkeit von Gleichgesinnten, von jenen, die es aus persönlichen oder sozialen Gründen *„immer schon gut miteinander können“*, sondern Gemeinschaft *„trotzdem“*, trotz der vorhandenen und gesehenen Unterschiede, weil Gott sich zuvor auf Menschen eingelassen hat, die ihm ähnlich und doch radikal von ihm verschieden sind. Das Zusammenleben mit Alten kann zu einem Paradigma für die Diakonie der Gemeinde werden, insofern nicht wenige unter ihnen zu den Leidenden gehören.

2.2.5.1 Altenheime in der Gemeinde

Gerade Gemeinden, die in ihrem Territorium ein Alten- oder gar Pflegeheim haben, sind herausgefordert, der diakonischen Dimension der Altenpastoral vorrangige Aufmerksamkeit zu widmen. Die besondere Situation der Institutionalisierung schafft Probleme, oft auch Leidenssituationen für die Betroffenen, die auch das beste Heim nur begrenzt auffangen kann: der Verlust der eigenen Wohnung und der vertrauten Umgebung, die Einschränkung der persönlichen Freiheit, der Verlust von Kontakten, bei Pflegebedürftigkeit zusätzlich die Einschränkung des Bewegungsspielraums, der Gestaltung der Zeit und das Angewiesensein auf fremde Hilfe. Gemeinden, die das Altenheim als Teil des Gemeinwesens ernst nehmen, werden versuchen, wo immer das möglich ist, Heimbewohnerinnen und -bewohner am Gemeindeleben teilhaben zu lassen, durch Fahrdienste zu Gottesdiensten oder zu Gemeindeveranstaltungen, durch Besuchsdienste oder auch dadurch, daß geeignete Gemeindeveranstaltungen im Altenheim stattfinden.

Der Umgang mit hochaltrigen und behinderten alten Menschen, gerade auch mit psychisch Kranken erfordert Vorbereitung und Begleitung. In manchen Gemeinden gibt es bereits eine Besuchsgruppe, die regelmäßig ältere Gemeindeglieder zu Hause oder im Altenheim besucht und die für diese Aufgabe selber Begleitung bis hin zur Supervision erfährt. Besonders die Grundlagen der Gesprächsführung und gerontologische Grundkenntnisse werden dort gemeinsam erarbeitet.

2.2.5.2 Offene und halboffene Altenhilfe

Jede Gemeinde, unabhängig davon, ob ein Altenheim in ihrem Territorium liegt, ist im Bereich offener, manchmal auch halboffener Altenhilfe diakonisch gefragt. (Unter offener Altenhilfe versteht man alle Einrichtungen und Hilfemöglichkeiten, die im Lebensbereich der alten Menschen selbst stattfinden, unter halboffener Altenhilfe die Einrichtungen, die zeitweilig genutzt werden.

Es geht wesentlich um die Sorge für die Lebensmöglichkeiten alter Menschen, um ihre Selbständigkeit. Angesichts der Bedeutung, die das Wohnen im Alter gewinnt, können das Hilfen für den Verbleib in der eigenen Wohnung sein, Wohnberatung und altengerechte Umrüstung des Wohnraums, Sozialstationen, die geringfügig Pflegebedürftige betreuen. Für eine solche Arbeit ist Professionalität unabdingbar. Leider gibt es derzeit nicht viele Kirchengemeinden, die ein entsprechend ausgebildetes Mitglied des hauptamtlichen Leitungsteams, etwa einen Sozialarbeiter oder eine Sozialpädagogin, haben.

Aber auch ohne eine solche personelle Ausstattung, die auf Zukunft hin unbedingt wünschenswert wäre, können Gemeinden gerade im Bereich der häuslichen Altenpflege eine wichtige subsidiäre Funktion wahrnehmen, indem sie zum Beispiel eine Gesprächsgruppe für pflegende Angehörige, meist die alternden Töchter alter Eltern, aufbauen, die diesen Möglichkeiten des Austauschs, der Reflexion und der gegenseitigen Hilfe bei der physisch und psychisch belastenden Pflegearbeit eröffnen. Altenpastoral als Diakonie der Gemeinde kann so Hilfsbedürftigen und Pflegenden die sozial und religiös bedeutsame Erfahrung vermitteln: *„Ich habe Dein Leid gesehen. Ich bin mit Dir!“*

2.2.6 Altenbildung als integraler Bestandteil der Erwachsenenbildung

So wie Altenpastoral als Teil und spezifische Perspektive der Pastoral mit erwachsenen Gemeindegliedern bestimmt worden ist, ist Altenbildung integraler Bestandteil der gemeindlichen Erwachsenenbildung. Ihr Gegen-

stand überschneidet sich, ist aber nicht schlechthin deckungsgleich mit der kirchlichen oder gar theologischen Erwachsenenbildung, die am „Dritten Ort“ von Akademien und anderen Erwachsenenbildungseinrichtungen stattfindet. Gemeindliche Erwachsenenbildung bezieht sich, und darin ist sie wiederum integraler Bestandteil der Gesamtpastoral, gleichfalls auf die Vollzüge ganzheitlichen Lernens, dessen Rahmen für das Erwachsenenalter mit den Stichwörtern *„lebensbegleitend, identitätsnah und intergenerational“* bestimmt worden ist.

Im Unterschied zu anderen pastoralen Handlungsfeldern zeichnen sich agogische Bemühungen durch ihre Zielgerichtetheit und ihre (religions-)pädagogisch-didaktisch verantwortete Strukturiertheit aus. Lernen geschieht, wo immer Menschen zusammenkommen; gemeindliches Lernen ereignet sich in allen pastoralen Grundvollzügen, Handlungsfeldern und -orten. Davon ist die Rede gewesen.

Dort aber findet Lernen weithin ungeplant und oft auch unreflektiert statt, was seine Bedeutung keineswegs schmälert. Im Gegenteil: Neben dem *„offiziellen Curriculum“*, dem, was eine Gemeinde sich *„auf die Fahnen geschrieben“* hat an Anliegen, Perspektiven und pastoralen Orientierungen, gibt es stets ein *„verstecktes Curriculum“* aus dem, was in einer Gemeinde wirklich gelebt und erlebt wird. (So kann bspw. noch so oft von Frieden und Versöhnung die Rede sein, in Katechese, Predigt und Verkündigung, wenn das gemeindliche Klima von Feindseligkeit und unbewältigten Konflikten bestimmt ist, *„lernen“* die Gemeindeglieder, daß dem *„Frieden“* nicht ganz zu trauen ist.) Um so bedeutsamer ist es mithin, die beabsichtigten Lernangebote, etwa in der Altenbildung, stets daraufhin zu befragen, ob und wie sie zur Pastoral und zum Klima der Gemeinde *„passen“*.

Lernen in der Altenbildung der Gemeinde bezieht sich auf zwei Felder. Zum einen haben die alten Erwachsenen der Gemeinde teil an der allgemeinen Bildungsnotwendigkeit angesichts einer sich wandelnden oder gar umbrechenden Weltgesellschaft. Globale Krisen und die Herausforderung, sich ihnen zu stellen, auch und gerade im Glauben an die Zukunft der Welt und der Menschheitsfamilie, die Gott in der Verheißung seines kommenden Reiches bereithält, bildet die anspruchsvolle Lernanforderung an alle Generationen. Lernen für die *„Zukunft der Zukunft“* (H. Falcke) suspendiert keine Generation, wie denn auch Ältere nicht mehr einfach einen *„Vorsprung“* an Erfahrung vor den jüngeren Generationen beanspruchen können. Mehr denn je zeigt sich für die Alten die Gefahr, daß sie Entwicklungen und Umbrüche, die beschleunigt vorstaten gehen, nicht mehr angemessen mitvollziehen können und eines Tages *„die Welt nicht mehr verstehen“*. Die Krisen der Gegenwart brauchen aber

auch Kraft, Mut, Geduld und Zorn der Alten; zugleich bedürfen sie der Hoffnung und Zuversicht der Jungen – darin liegt die anspruchsvollste Herausforderung an Intergenerationalität. Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung können nur in einer gewaltigen Anstrengung „*aller Menschen guten Willens*“ gemeinsam gesucht werden. Der konziliare Prozeß der Christen weltweit bietet einen hoffnungsvollen Ansatz, der gerade in den Gemeinden angenommen und mitgetragen werden sollte.

Wenn Altenbildung von Erwachsenenbildung dennoch sinnvoll unterschieden werden soll, so deshalb, weil sich zugleich lebensbegleitend und identitätsnah Lernanforderungen im Zugehen auf das Alter und im Alter stellen. Vorbereitung auf und Begleitung in Lebensphasen und -krisen des Erwachsenenalters bilden den zweiten Bereich agogischen Handelns christlicher Gemeinde. Für die Älteren sind das vor allem die Erfahrung des „*leeren Nests*“ (das letzte Kind verläßt das Elternhaus und entzieht vor allem seiner Mutter die identitätsbedeutsame Mutterrolle), die Großelternschaft, der Eintritt in den Ruhestand, die Sorge oder Pflege für die eigenen hochaltrigen Eltern und Angehörigen, die Verwitwung, vor allem aber die Auseinandersetzung mit dem Lebensganzen angesichts des näherrückenden Todes. (Vgl. dazu den Beitrag, der der religiösen Thematik des Alters gewidmet ist.)

Gerade die letztgenannten Lernanforderungen der Antizipation und Übernahme neuer Rollen, die die Identität des alternden Subjekts berühren und verändern, verweisen zum einen auf die Gemeinde als primären Lernort (s. vorn) und reichen zum anderen in zentralen Zügen an den genuinen Bereich der Altenseelsorge.

2.2.7 Seelsorge an und mit Alten

Seelsorge meint den religiösen Dienst des Seelsorgers oder der Seelsorgerin am Menschen, der Begleitung braucht. Es ist sinnvoll, sie als jenen Teilbereich pastoraler Praxis, der der intensiven Zuwendung zum (leidenden) Subjekt gilt, abzuheben von Pastoral, die der kollektiven Größe „*Gemeinde*“ und der Gemeindebildung verpflichtet ist. Sie bleibt offen für sakramentale Vollzüge und zielt auf Beistand durch Begleiten, Beraten, Zuhören, Trösten und Beten. Damit ist sie vorrangig abhängig von der kommunikativen und religiös-spirituellen Kompetenz der Seelsorgerin oder des Seelsorgers.

Subjekte der Seelsorge sind immer alle Beteiligten, in der Altenseelsorge der alte Mensch, der Seelsorge nachfragt, und der Seelsorger. Anders als in der Seelsorge mit Angehörigen aller anderen Generationen entsteht in der Altenseelsorge die anspruchsvolle Situation, daß meist jüngere Seel-

sorger sich auf alte Menschen einstellen müssen und umgekehrt Ältere sich mit ihren Problemen, Nöten und Leiden Jüngerer anvertrauen müssen. Empathie, Einfühlung in andere, erfährt hier eine spezielle Anforderung. Seelsorger, die verstanden haben, was es heißt, einen alten Menschen als Subjekt der Seelsorge zu sehen, anerkennen den uneinholbaren Erfahrungsvorsprung der Betroffenen: Wie es einem Altgewordenen zumute ist, wie es ihm geht, kann nur er selber sagen. Neben dem seelsorglichen Einzelgespräch, das den alten Menschen gerade angesichts realer Behinderungen vermittelt: „*Ich habe Zeit für Dich. Du bist mir wichtig!*“, gehören auch die bereits erwähnten Besuchsgruppen in den Seelsorgebereich.

Die vielerorts praktizierten Formen der Altenseelsorge, wie Altengottesdienst und -andachten, sind daraufhin zu befragen, ob sie die Alten als Subjekte ihres Lebens und Glaubens zur Geltung kommen lassen. Gerade Altengottesdienste werden vor diesem Horizont anspruchsvoll und spannungsreich, wenn sie gewachsene Spiritualität ernstnehmen und zugleich Zugang zu neuen religiös-theologischen Gedanken und religiösen Ausdrucksformen eröffnen wollen.

Erst anfanghaft zeigen sich in manchen Gemeinden Versuche, kritische Lebensereignisse im Alter nicht nur im seelsorglichen Gespräch zu begleiten, sondern sie auch gottesdienstlich zu begehen, sie zu feiern, vergleichbar den bekannten Kasualigottesdiensten. Etliche Gemeinden haben bereits Erfahrungen mit der Feier der alten Ehe anlässlich der goldenen Hochzeit, auch im Gemeindegottesdienst. Es ist zu fragen, ob nicht in Altengruppen Gruppengottesdienste auch andere lebensgeschichtlich bedeutsame Ereignisse, wie etwa den Eintritt in den Ruhestand, thematisieren könnten, so daß Betroffenen geholfen wird, ihre Ängste und Hoffnungen mit anderen zu teilen und sie vor Gott zu tragen.

Schließlich gilt es hinzusehen, wo und wie alte Menschen einander Seelsorger sind. Dabei ist besonders an Situationen zu denken, in denen Lebens- und Glaubenssituation sich korrelativ wechselseitig erhellen, in denen versucht wird, Lebenserfahrung als Glaubenserfahrung zu verstehen und Leben aus Glauben zu bestehen. Eine solche Situation bildet gerade auch der gemeinsame Umgang mit Trauer, die Teilnahme am Leid anderer. Stirbt ein älteres Gemeindeglied, so kommt es nicht selten vor, daß andere Alte mit den Angehörigen zusammen an Meßfeier und Beerdigung teilnehmen. Dabei kommt der Verstorbene mit seinem Leben vor, genauso wie die Deutungen des Todes durch die anwesenden älteren Menschen.

2.2.8 Gemeinde der Alten als Gemeinde der Zukunft? Zum Problem der „Überalterung“ christlicher Gemeinden – ein Ausblick

Die Gemeinde der Zukunft muß auch eine Gemeinde mit Alten sein: Christliche Gemeinde muß ein Ort sein und bleiben, an dem es die Freiheit gibt, alt zu sein, alt in den vielen Formen, in denen sich Alter heute zeigt. Christliche Gemeinde überzeugt auch und gerade in ihrer diakonischen Praxis, wenn sie sich als Ort erweist, an dem Menschen krank, behindert, abhängig, pflegebedürftig und verwirrt sein dürfen, ohne deshalb stigmatisiert zu werden.

Jedoch gerade wenn Gemeinde der Zukunft auch Gemeinde mit Alten sein soll, darf sie nicht einfach „Gemeinde aus Alten“ sein. Gegenwärtig zeichnet sich die reale Gefahr einer zunehmenden altersmäßigen Homogenität volksgemeindlicher Gemeinden, mit der Tendenz zur Überalterung, ab. Gemeinden, die generationenübergreifend Erfahrungen solidarischer Praxis, gestiftet aus dem Glauben an den befreienden Gott, machen und leben wollen, sind auf das Miteinander von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen angewiesen. In diesem bestimmten Kontext richtet sich das Stichwort „Überalterung“ nicht gegen die alten Gemeindeglieder, sondern benennt eine gegenwärtig wachsende Herausforderung an die erwachsenen Christen, gerade auch an die älteren unter ihnen, Gemeinde als Lebensraum für die nachfolgenden Generationen offenzuhalten und damit Verantwortung für die Tradierung des Glaubens zu übernehmen. Intergenerationalität erweist sich in ihrem Anspruch und in ihren Möglichkeiten dort, wo wechselseitig zwischen den Generationen das Recht der anderen, anders zu sein, geachtet, eine Kultur des Hörens auf das, was sie zu sagen haben, entwickelt und denen Gehör verschafft wird, bis in den Bereich sozialer und politischer Diakonie hinein, denen sonst nicht zugehört wird.

Literatur:

H. Barz, Religion ohne Institution? Jugend und Religion Bd. 1, Opladen 1992

M. Blasberg-Kuhnke, Alte, in: Ch. Bäuml, N. Mette (Hg), Gemeindepraxis in Grundbegriffen. Ökumenische Orientierungen und Perspektiven, Düsseldorf-München 1982, 55–63

Dies., Altenpastoral als gerontologisch verantwortete Praxis, in: I. Baumgartner (Hg), Handbuch der Pastoralpsychologie, Regensburg 1990, 409–423

Dies., Das Miteinander in der Gemeinde, in: L. Karrer (Hg), Handbuch der praktischen Gemeindearbeit, Freiburg-Basel-Wien 1990, 248–263

Dies., Die alten in der Kirche. Zur Subjektoption im Alter, in: Concilium 27 (1991) 229–233

Miteinander leben lernen. Zum Gespräch der Generationen in der christlichen Gemeinde (Empfehlungen der Jugendkammer und Dokumente der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland), Gütersloh 1985

K.E. Nipkow, Grundfragen der Religionspädagogik Bd. 3: Gemeinsam leben und glauben lernen, Gütersloh 1982

XIV. Kirchliche Altenarbeit heute – Herausforderungen, Aufgaben, Perspektiven

Franz Herzog

1. Tiefgreifende Veränderungen geben dem Alter mehr Gewicht

Die Anzahl der älter-, bzw. altwerdenden Menschen wächst und die Lebenserwartung in unserem Land steigt. *Heute* sind annähernd 20 % von 80 Millionen bundesdeutschen Bürgerinnen und Bürgern 60 Jahre und älter; demnächst werden rund 35 % der Bevölkerung die „Altersgrenze“ (Ausscheiden aus dem Erwerbsleben) überschritten haben. Gründe für die Zunahme der Lebenserwartung sind sicherlich zum einen in den besseren Lebensbedingungen und Lebensverhältnisse sowie in der besseren medizinischen Versorgung zu sehen, zum anderen aber auch im Rückgang der Geburtenrate. *Das Alter umfaßt eine immer größere Lebenszeitspanne – länger als die Jugendzeit!*

Der Strukturwandel in der gesellschaftsspezifischen Verteilung des Alters verdeutlicht aber auch, daß der *Anteil der Frauen wesentlich höher* ist als der Anteil der Männer und der Anteil der Alleinstehenden (Unverheiratete, Verwitwete und Geschiedene) wächst.¹

Seit Mitte der achtziger Jahre werden wir ferner mit einer neuen Realität konfrontiert. Die „Gastarbeiter“, wie sie damals genannt wurden, die Ende der fünfziger und im Laufe der sechziger Jahre bis zum Anwerbestopp Ende 1973 in die Bundesrepublik Deutschland kamen, erreichen nun ebenfalls die „Altersgrenze“.

In der Bundesrepublik Deutschland leben z. Z. nach Angaben des Statistischen Bundesamtes von 1990 ca. 200.000 Ausländer in der Migration, die über 60 Jahre alt sind, im Jahr 2000 werden es ca. 600.000 und im Jahr 2030 wohl ca. 1.200.000 sein.

Darüber hinaus bedarf es einer differenzierten Sicht der *älteren Menschen als keineswegs einheitliche Gesellschaftsgruppe*, die nur aufgrund ihres kalendarischen Alters durchgängig als „alt“ bezeichnet werden. So umfassen die „jungen Alten“, „älteren Senioren“ und „Hochbetagte“ fast 40 Jahrgänge.

Der älteren Generation kommt dem zur Folge im Verhältnis zu der jüngeren immer mehr Gewicht zu. *Für diese Entwicklung* gibt es keinen Vergleich zu früheren Zeiten. Und ebenso deutlich ist, für diesen hi-

storischen Wandel und gerade auch angesichts der sozialen, ökologischen und ökonomischen Umbrüche und Aufbrüche in Ost und West, sind wir *keineswegs vorbereitet*, auch wenn wir uns in vielem bemühen. Dieser Wandel birgt eine Reihe gravierender Herausforderungen für Gesellschaft, Staat und Kirche gleichermaßen. Aber auch der einzelne älter werdende Mensch ist gefordert, die Chancen einer verlängerten Lebensdauer bewußt zu nutzen und sinnvoll zu gestalten.

Letztlich kommt es weniger darauf an, wie *alt* man wird, als vielmehr darauf, *wie* man alt wird, bedeutet also, nicht so sehr dem Leben Jahre zuzufügen, als vielmehr den Jahren Leben zu geben (Ursula Lehr).²

Auf diesem Hintergrund ist *kirchliche Altenarbeit heute mehr denn je herausgefordert*, Lebenssituationen älterer und alter Menschen aufmerksam wahrzunehmen, Lebensorientierung aus dem Evangelium anzubieten und mit konkreter Lebenshilfe aus christlichem Geist heraus Frauen und Männer im Alter ein würdiges und sinnerfülltes Leben zu ermöglichen.

2. Im folgenden sind *einige Aspekte wichtiger Aufgaben einer zeitgemäßen, kirchlichen Altenarbeit* umrißhaft benannt, begründet und aufeinander bezogen:

2.1 Der Ausgangspunkt ist die allen Generationen gemeinsame Hoffnung, daß der lebendige Gott selbst alles gelebte und ungelebte, geglückte und bruchstückhafte Leben annehmen, aufrichten, heilen und vollenden wird.

Ziel kirchlicher Altenarbeit ist es, Sinn, Würde und Wert menschlichen Lebens und Zusammenlebens bewußt und erfahrbar zu machen. Dabei geht sie von der Überzeugung aus, daß der *christliche Glaube* für das Miteinander der Generationen für die Sinnggebung und für die Gestaltung des Lebens – auch im Alter – eine einzigartige Hilfe ist.

Kirchliche Altenarbeit gründet dabei in ihrem Selbstverständnis und Handeln in folgenden *fünf Grundannahmen*:³

- * Der ältere Mensch lebt *zielgerichtet*, d.h. er lebt auf ein Ziel, bzw. Werte hin, die die Grundlage seiner Identität als Mensch und Christ sind.
- * Der ältere Mensch lebt *bewußt*, d.h. unabhängig davon, wieviel dem menschlichen Bewußtsein jeweils zugänglich ist, ist die jeweils verfügbare Bewußtheit ein We-

sensmerkmal des Menschen und Grundlage für das Verstehen menschlicher Erfahrung und Verhaltens.

- * Der ältere Mensch ist *in der Lage zu wählen und zu entscheiden*, d.h. der Mensch im Alter braucht nicht in der passiven Zuschauerrolle verharren, sondern kann durch in Freiheit und Verantwortung gegründetes Entscheiden seine Lebenssituation aktiv und sinnvoll verändern.
- * *Ein Leben im Alter vollzieht sich in menschlichen Zusammenhängen*, d.h. die Einzigkeit des älteren Menschen drückt sich z.B. darin aus, daß seine Existenz immer an zwischenmenschliche Beziehungen gebunden ist.
- * Der ältere Mensch ist *mehr als die Summe seiner Funktionen*, d.h. die Einzigkeit des älteren Menschen gründet im Personsein des Menschen, wenn auch die Kenntnis der Teilfunktionen des Alters und Alterns ein wichtiges Wissen darstellt.

2.2 Ältere Menschen erfahren, daß mehr als Worte und Taten die Haltung, Einstellung anderer sie „leben“ läßt oder einengt. Es ist naheliegend, einen Zusammenhang zwischen lebensfördernden Haltungen und der Lebenspraxis Jesu herzustellen.

Kirchliche Altenarbeit bemüht sich vorrangig um jene menschlichen und christlichen Grundhaltungen,⁴ die das Leben im Alter, das „Personsein“ des älteren Menschen sowie das Zusammenleben der Generationen untereinander tragen und zur Entfaltung bringen.

2.3 Ein Leben im Alter verwirklicht sich in Beziehungen, in denen ältere Männer und Frauen nicht nur zu funktionieren haben, sondern sie selber sein dürfen und sein sollen mit ihren Lebenssituationen und -geschichten, Erfahrungen, Sehnsüchten, Fragen und Bedürfnissen.

Die kirchliche Altenarbeit versucht möglichst präzise zu erfassen, unter welchen konkreten Bedingungen die ältere Generation lebt (z. B. Erkenntnisse der Altersforschung in den Sozial- und Humanwissenschaften)⁵. Daß sie auf die ganze Wirklichkeit eingeht, ist Voraussetzung dafür, daß durch ihren Dienst ein Leben im Alter ermöglicht, die Welt erneuert, Kirche, Staat und Gesellschaft menschenfreundlich gestaltet wird.

2.4 Älterwerden, Altsein darf nicht gleichzeitig bedeuten, Verlust am Menschsein zu erleiden, defizitär, gebrechlich, bedürftig und krank leben zu müssen.

Für die kirchliche Altenarbeit sind ältere Menschen, so sehr diese auf Unterstützung und Hilfe angewiesen sind, *nicht Objekt* kirchlichen Versorgungsdenkens, *sondern Subjekt* mit eigenen Fähigkeiten, Fertigkeiten, Erfahrungen, Kompetenzen und Charismen, *Träger und erste Verantwortliche kirchlichen Handelns*.⁶

2.5 Menschliches Altern ist im menschlichen Leben unausweichlich, allerdings kann es für jeden einzelnen Menschen ganz unterschiedlich verlaufen. Altern und Alter ist ein lebenslanger Prozeß und somit Aufgabe aller Lebensphasen zur Bewältigung altersprozeßtypischen Veränderungen und der damit verbundenen Gefährdungen wichtiger Lebensbereiche.

Kirchliche Altenarbeit versteht sich als *„Hilfe im Lebenszusammenhang“* (Josef Müller)⁷, geschieht in Achtung der Eigenverantwortung und Selbständigkeit älterer Menschen und reicht als *Erwachsenenarbeit* in die verschiedensten Gebiete kirchlichen und gesellschaftlichen Handelns.

2.6 Seit vielen Jahren bemüht sich die Kirche in Gemeinden, caritativen Einrichtungen, Bildungswerken und Verbänden, älter werdende und alt gewordene Menschen zu begleiten.

Grundlegend erschließt sich der *Dienst der Kirche* als ursakra mentales Zeichen des Heiles durch die *gelebte Verkündigung* (Martyria) in *Wort-Verkündigung* (Kerygma), *Gottes-Dienst* (Liturgia) und *Menschen-Dienst* (Diakonia), die die *Gemeinschaft* (Koinonia/Communio) untereinander und mit Gott begründen.

Altenarbeit als Heildienst der Kirche konkretisiert sich in vier Bereichen, die grundsätzlich gleich lebensfördernd sind und sich wechselseitig ergänzen und durchdringen (vgl. Schaubild);

* *pastoral-andragogische Altenarbeit/Altenbildung*

Förderung und Erhaltung der persönlichen Integrität zur Bewältigung sich verändernder Gegebenheiten in der dritten Lebensphase.⁸

* *pastoral-soziale Altenarbeit/Altenhilfe*

Unterstützung in gesundheitlichen, psychosozialen, wirtschaftlichen und anderen lebenspraktischen Anliegen der älteren Generation.⁹

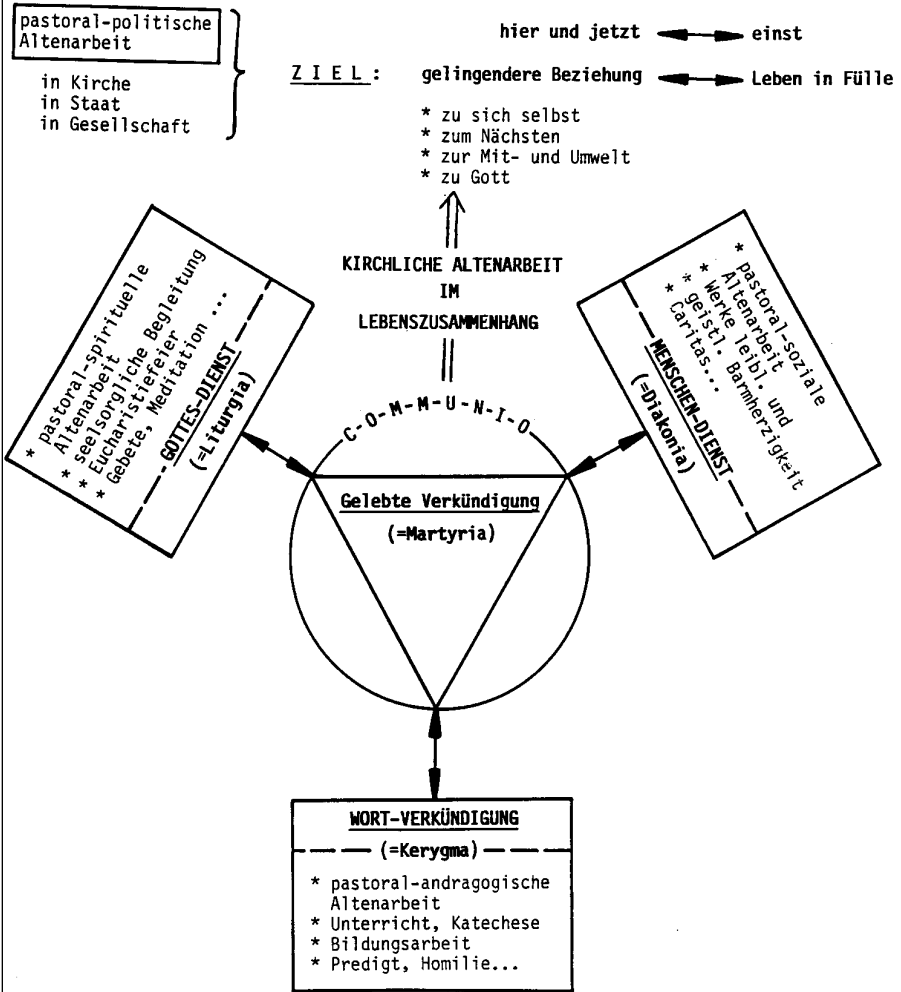
* *pastoral-spirituelle Altenarbeit/Altenseelsorge*

Begleitung zur Lebensgestaltung und Sinnfindung als Mensch und Christ im Alter.¹⁰

* *pastoral-politische Altenarbeit/Altenbewegung*

Einsatz für die Würde und Rechte der älteren Menschen sowie Sicherung der Solidarität zwischen den Generationen in Kirche, Staat und Gesellschaft.¹¹

K I R C H E I N I H R E M S E L B S T V O L L Z U G - A L T E N A R B E I T A L S H E I L S D I E N S T D E R K I R C H E -



2.7 Bewußt-älter-werden geht davon aus, daß die Führung eines selbstverantworteten Lebens dem Personsein und der Würde des Menschen entspricht, daß die körperliche und seelische Leistungsfähigkeit sowie die soziale Kompetenz ein Leben lang herausgefordert, gepflegt und für unterschiedliche Lebenssituationen neu eingeübt werden müssen, orientiert sich an den individuell, familial, sozial und regional sowie altersspezifisch unterschiedlichen Lebenserfahrungen und Lebenslagen älterer Menschen.

Kirchliche Altenarbeit sieht in der Gemeinde (Koinonia/Communio) den wichtigsten Ort¹², der die Eigenverantwortlichkeit für personal bestimmtes und sozial integriertes Leben, Begegnung in Gruppen Gleichaltriger und Gleichgesinnter aber auch ein Miteinander von Jung und Alt mit gleichen Interessen und Anliegen ermöglicht, einen Lebensraum, der die Bedeutung des Eingebundenseins in die familialen Netzwerke und die Verantwortung für Rahmenbedingungen, welche für beide Geschlechter, für alle Altersgruppen und sozialen Schichten ein sinnerfülltes Leben im Alter möglich sein lassen, fördert.

2.8 Dreh- und Angelpunkt selbstverantworteten und selbstbestimmten menschlichen Lebens ist die Beantwortung der Sinnfrage. Besonders angesichts von Alter und Endlichkeit ist dies von entscheidender Bedeutung. Erst die Bewältigung der Sinnfrage erschließt dem Menschen die Dimension der Hoffnung über das irdische Leben hinaus.

Kirchliche Altenarbeit sieht im christlichen Glauben die Antwortquelle auf die Sinnfrage und ermöglicht Begleitung zu einem menschenwürdigen und sinnerfüllten Leben und Sterben (Martyria).

Lebensgestaltung und Sinnfindung im Alter kann so zum Hoffnungszeichen für die ältere Generation selbst wie für die nachfolgenden Generationen werden.¹³

3. Im Alter leben – Perspektiven kirchlicher Altenarbeit

3.1 Die ältere Generation darf aus der Gesamtgesellschaft nicht ausgegrenzt, an den Rand gedrängt werden, sondern ist längst keine Randgruppe mehr. Dennoch, es gibt nicht „die Alten“!

Die Altersgrenze wird zu einem Zeitpunkt erreicht, in dem man sich in der Regel noch nicht „alt“ fühlt. Ferner geht durch die „Entpflichtung“ aus dem Erwerbsleben oftmals eine „Entrechtung“ älterer Menschen einher, d.h. daß ihre Lebenserfahrung und Fähigkeiten nicht

mehr gefragt sind, sie letztlich nur noch als „Altenlast“ oder „Pflegefall“ gelten.

Kirchliche Altenarbeit setzt sich daher in einer gezielten Öffentlichkeitsarbeit, die sich an der demographischen Entwicklung orientiert, den soziologischen Wandel der Familienstruktur wahrnimmt und nicht zuletzt die gerontologischen Forschungserkenntnisse berücksichtigt, für eine Veränderung im Bewußtsein und Verhalten – in Kirche, Staat und Gesellschaft gleichermaßen – ein.

- 3.2 Lebens- und Problembereiche älterer Menschen verdeutlichen sich im Lebenszusammenhang des Alltags und Alltagsleben. Wichtige Lebensbereiche der älteren Generation sind z.B. Gesundheitserhaltung, Familie, Arbeit und Erwerbsleben, Freizeitgestaltung, gesellschafts-politische und rechtlich-soziale Fragen sowie Religions- und Glaubensfragen.

Kirchliche Altenarbeit setzt sich verstärkt dafür ein, das Selbstwertbewußtsein der älteren Generation zu stärken, ihre eigene Selbständigkeit und Aktivitäten zu unterstützen sowie die Integration in Familie, Gemeinde und Gesellschaft – wobei der Selbsthilfe älterer Frauen und Männer eine große Bedeutung zukommt – zu fördern.

Dabei bemüht sich kirchliche Altenarbeit ebenso verstärkt um eine qualitative Verbesserung seiner quantitativen, fachlich-fundierte und differenzierte Pastoral-Angebote im Lebenszusammenhang.

- 3.3 Der Trend von der Drei- zur Vier- und sogar Fünf-Generationenfamilie zeichnet sich in unserer Gesellschaft deutlich ab. Ebenso ist festzustellen, daß ältere Menschen in ihrem eigenen Haushalt solange wie möglich in Selbständigkeit und Eigenverantwortung leben wollen und leben. Die wachsende Tendenz zu getrennten Wohnungen darf aber nicht vorschnell als Indiz für eine generelle, zwangsläufig soziale Isolierung älterer Menschen in unserer Gesellschaft betrachtet werden, sondern entspricht vielmehr dem Bedürfnis von innerer Nähe durch äußere Distanz, d.h. der Zusammenhalt zwischen mehreren Generationen innerhalb einer Familie besteht nach wie vor und ist durch die Haltung „Intimität auf Abstand“ (Leopold Rosenmayr) gekennzeichnet.¹⁴

Kirchliche Altenarbeit muß intensiver dazu beitragen, daß ein Leben im Alter die Generationen untereinander verbindet und nicht spaltet, muß den Brückenschlag zwischen den Generationen als genuine Aufgabe verstehen.

Dabei ist zu beachten, daß *Kirchliche Altenarbeit* sich als Teil der *Erwachsenenarbeit* und als Teil der *Familienarbeit* versteht, daß beide eng miteinander zusammenhängen, aber auch nicht gleichzusetzen sind. Dementsprechend ist es *wichtig*, kirchliche Altenarbeit als *Erwachsenenarbeit* und als *Familienarbeit* als *zwei Aufgaben* zu verstehen – und *gezielt zu profilieren* –, die aber zu *unterscheiden*, jedoch wegen ihrer tiefen Bezogenheit *nicht voneinander zu trennen* sind.

3.4 Derzeit wie in den kommenden Jahren und Jahrzehnten besteht die zentrale Aufgabe unserer Gesellschaft in der angemessenen Bewältigung der Hilfe- und Pflegebedürftigkeit, in die der Mensch mit steigendem Alter und sich verschlechternden Gesundheitszustand geraten kann.

Kirchliche Altenarbeit setzt sich nicht nur seit vielen Jahren für die *Lösung einer angemessenen Absicherung des Risikos der Pflegebedürftigkeit* ein, sondern versteht sich *in der Verantwortung, das Netz von entlastenden Hilfen für Familie* mit auf Pflege angewiesenen Angehörigen *auszubauen* – die Familie ist nach wie vor der wichtigste und größte Pflegedienst in unserer Gesellschaft – sowie die Möglichkeiten der ambulanten, (teil-)stationären Altenhilfe transparenter zu machen und als Hilfe im Leben attraktiver zu gestalten.

Folgende *grundsätzliche Anforderungen* müssen aus der Sicht kirchlicher Altenarbeit hinsichtlich einer umfassenden, sozialversicherungsrechtlichen Pflegelösung gegeben sein:

- * „Förderung einer *Kultur des Helfens*;
- * *Wahrung und Stärkung der Eigenständigkeit*, der Selbstverantwortung, der Mitgestaltungsmöglichkeiten und des Wahlrechts der pflegebedürftigen Menschen hinsichtlich der Pflegeleistungen im ambulanten, teilstationären und stationären Bereich sowie die Wahlmöglichkeit zwischen Geld- und Sachleistungen;
- * *Grundsicherung* aller Bürgerinnen und Bürger gegen das Risiko der Pflegebedürftigkeit, der Kinder wie der Angehörigen und der schon pflegebedürftigen Menschen; die Pflegekosten sollen so abgesichert werden, daß zur Finanzierung der Pflegeleistungen keine Sozialhilfe in Anspruch genommen werden muß;
- * *Differenzierung* und bedarfsgerechter Ausbau ineinandergreifender ambulanter Pflegedienste sowie stationärer und teilstationärer Pflegeeinrichtungen;
- * *sozialversicherungsrechtliche Absicherung* der pflegenden Familienangehörigen.“¹⁵

- 3.5 Die Lebensqualität älterer Menschen setzt ein ausreichendes Alters-einkommen voraus. Altersarmut, bzw. unzureichendes Einkommen betrifft vor allem Frauen, was oftmals als Ergebnis von Benachteiligungen von Frauen in unserer Gesellschaft festzumachen ist (z.B. eingeschränkte Ausbildungs- und Aufstiegsmöglichkeiten im Erwerbsleben, Entlohnung, Abhängigkeit vom Alterseinkommen des Ehemannes, aber auch Auswirkungen von Krieg und Vertreibung).

Kirchliche Altenarbeit hat einer Altersarmut aufgrund der drastischen Ausweitung ungeschützter und sozialversicherungsfreier Beschäftigungsverhältnisse, des Anstiegs der Hochaltrigkeit verbunden mit einer Zunahme an weiteren chronischen und physischen Krankheiten und des Rückganges der privat-familialen Pflegehilfe, entschieden gegenzuwirken – und versteht sich als Anwalt für die Würde und Rechte älterer Frauen und Männer.

- 3.6 Ältere Ausländer in der Migration weisen auf eine – verdrängte, bedeutsame – Gruppe der älteren Generation in unserer Gesellschaft hin mit eigener Geschichte, Lebenssituationen und Bedürfnissen:

„Sie gehören zum großen Teil einer sozialen Schicht an, die mit erheblichen Mängeln hinsichtlich Bildung, beruflicher Ausbildung usw. belastet ist.

- * Für eine große Anzahl von ihnen war das Berufsleben bestimmt von *schwerer körperlicher Arbeit*, die ihre Gesundheit – physisch und psychisch – untergraben hat.
- * Ihre Renteneinkünfte sind wegen der *relativ niedrigen Löhne*, die sie während ihres ganzen Berufsleben bezogen haben, im allgemeinen sehr gering.
- * Vor allem aus *sprachlichen Gründen*, aber auch mentalitätsbedingt haben sie bewußt werden lassen, daß sie nur als Arbeitskräfte erwünscht waren; ihre Partizipation am sozialen und politischen Leben hingegen war gespickt mit Barrieren und Hindernissen.
- * Zählt man unter normalen Umständen die Personen ab 65 Jahren zur älteren Generation, so kann man bei den Ausländern sagen, daß sie *schon ab 55 Jahren* dazugehören, da sie sich bereits ab diesem Alter – oder vielleicht sogar noch früher – mit dem Gedanken an das Rentenalter beschäftigen.
- * Der Gedanke der eventuellen Rückkehr prägt die letzten Jahre des Berufsleben, *eine Rückkehr, die nicht immer durchführbar* ist oder auch den Erwartungen nicht entspricht, da die Mehrheit der Betroffenen sich nicht weiterentwickelt hat. Sie sind der Entwicklung der aktu-

ellen Gesellschaft im Herkunftsland nicht gefolgt, so daß sie sich bei der Rückkehr dort oft fremd fühlen.

- * Ein weiterer wichtiger Gesichtspunkt ist *die familiäre Situation*: bei Alleinstehenden besteht das Problem der Isolierung, bei Verheirateten mit Kindern das der Zersplitterung der Familie; oft lebt ein Teil der Kinder in der Heimat, ein Teil in der Bundesrepublik.¹⁶

Kirchliche Altenarbeit fühlt sich in ihrer *Ausländerpastoral* besonders herausgefordert durch:

- * soziale Integration der älteren Ausländer in Kirche und Gesellschaft
 - * Erhaltung einer menschenwürdigen Lebenssituation im Alter
 - * Sicherung der wirtschaftlichen und gesundheitlichen Grundbedürfnisse älterer Ausländer/-innen
 - * Schaffung von Voraussetzungen für eine weitgehend selbständige und unabhängige Lebensführung älterer ausländischer Menschen
 - * Unterstützung der individuellen Lebensmöglichkeiten unter Wahrung der Lebenskontinuität der älteren ausländischen Frauen und Männer
 - * Erhaltung der persönlichen Entscheidungs- und Handlungsfähigkeit in der Migration
 - * bedürfnisgerechte Hilfen und Ausländer-Sozialdienste
- 3.7 In Würde-älter-werden können Frauen und Männer überhaupt nur, wenn die Gesellschaft ihnen soziale und berufliche Kompetenz und Lebenserfahrung zubilligt und ehrenamtliches Engagement im Alter einen bedeutenden Stellenwert zumißt.

Kirchliche Altenarbeit ist gefordert, *sinnvolle Lebensbezüge im Alter* zu konturieren.

Generell kann festgestellt werden, daß ehrenamtliches Engagement an Attraktivität verloren hat. Aufgrund mangelnder, gesellschaftlicher Anerkennung dieser freiwilligen, unentgeltlichen, weder ideell noch materiell anerkannten Tätigkeit wird es immer schwieriger, ehrenamtliche ältere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu gewinnen und erfordert deshalb:

- * „*Eine Kultur des Miteinanders*, d.h. eine grundlegende Neubesinnung und Neuorientierung über Sinn, Würde und Wert menschlichen Zusammenlebens von Alt und Jung.
- * *Eine Neu-Ortung der Rahmenbedingungen*, d.h. Förderung und Anerkennung ehrenamtlicher Tätigkeit durch qualifizierte Aus- und Wei-

terbildung sowie fachliche und geistig-geistliche Begleitung, klare Regelungen für Aufwandsentschädigungen, Auslagenersatz, Rentenanspruch, Steuervorteile und Hilfen für ehrenamtliches Engagement in der dritten Lebensphase etc.

- * *Klar umrissene Aufgabenfelder*, d.h. Entwicklung von Tätigkeits-Nachweisen für Anforderungsprofile, Verantwortlichkeiten, Entscheidungskompetenzen ehrenamtlich Tätiger.
- * *Öffentliche Anerkennung*, d.h. mit einem gerechteren Verständnis von ehrenamtlicher – Arbeit sind Strukturen zu entwickeln, die den Lebensbedingungen und Lebenserfahrungen älterer Frauen und Männer entsprechen und somit eine Anerkennung ehrenamtlichen Engagements – auch im Alter – analog zu anderen sozialen Diensten in Kirche, Staat und Gesellschaft ermöglichen.¹⁷

3.8 *Kirchliche Altenarbeit* bezieht sich nicht nur auf ältere Menschen, sondern auch auf die Begleitung der hauptverantwortlichen (haupt- und ehrenamtlichen) Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter.

Kirchliche Altenarbeit heute muß auf dem Hintergrund einer Sozialstatistik der Gemeinden und im Zusammenhang mit gerontologischen Forschungserkenntnissen *neue Konzepte einer integrierten und vernetzten Altenarbeit* entwickeln und erproben.

Dies setzt *Grundkompetenzen, Aus- und Fortbildung, bzw. Weiterbildung sowie Supervision und eine geistig-geistliche Begleitung* voraus, ohne die eine qualifizierte und zukunftsorientierte kirchliche Altenarbeit nicht mehr möglich ist, und macht daher *„Kriterien“ für klar umrissene Aufgabenfelder und adäquate Berufsprofile in allen Fachbereichen kirchlicher Altenarbeit* dringend notwendig.¹⁸

3.9 Der älteren Generation müssen verstärkt echte Chancen der Mitwirkung und Mitsprache im kirchlichen, gesellschaftlichen wie politischen Leben eingeräumt werden. Dies gilt in besonderem Maße für ältere Frauen.

Kirchliche Altenarbeit hat die Chance, eine *„neue Spiritualität“* in der Kultur-Freizeit-Gesellschaft zu entwickeln und diese gezielt *in einem konstruktiven Zusammenwirken* mit allen Fachbereichen der Altenarbeit einzubringen, einerseits mit den katholischen Verbänden, Institutionen, Diözesan-Altenwerken und Bistümern, andererseits mit anderen Kirchen und Senioren-Organisationen *auf nationaler, europäischer und internationaler Ebene*.

Anmerkungen:

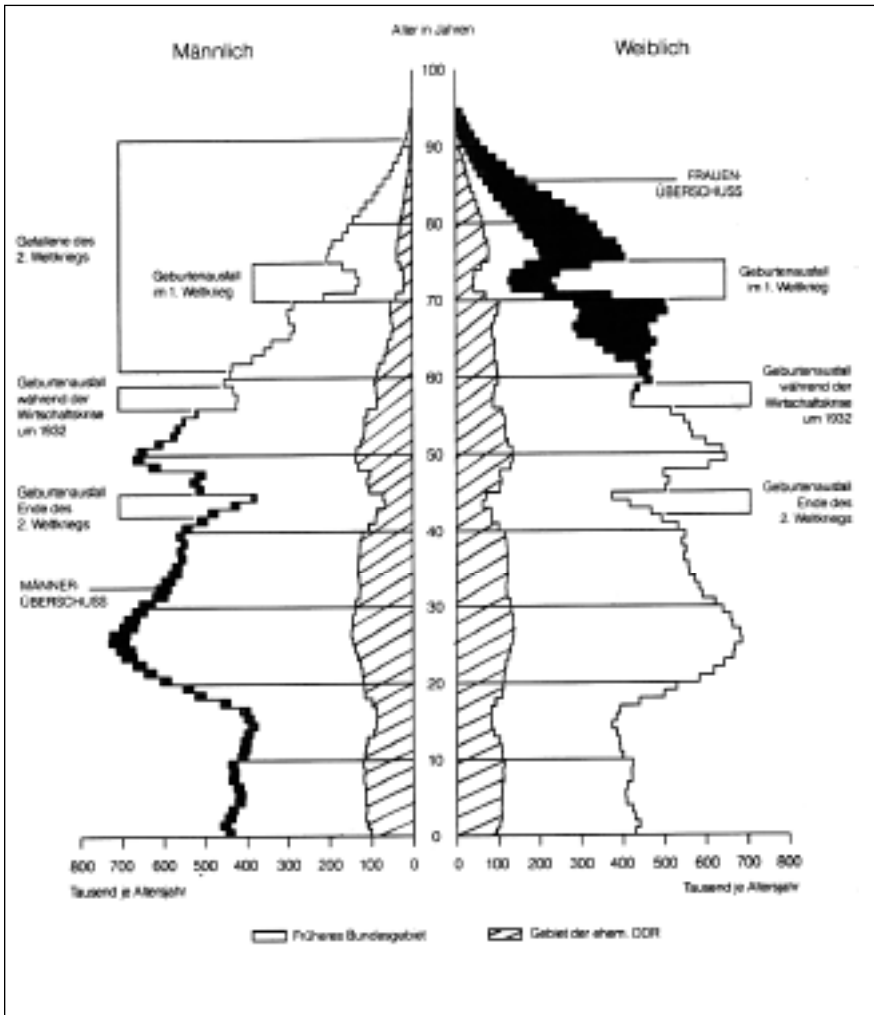
- 1) vgl. Andreas Kruse, Leben im Alter – Zur Altenproblematik und ihrer vielfältigen Herausforderungen, in: Leben im Alter, Arbeitshilfen 104, hrsg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn (1993), S. 21–34, vgl. Max Wingen, Perspektiven der demographischen Entwicklung und die Erfüller sozialer Aufgaben, hrsg. von der Bank für Sozialwirtschaft, Köln 1992, vgl. Anhang 1 bis 4: Altersaufbau 1990 und Bevölkerungsentwicklung in Deutschland 1990 bis 2030.
- 2) vgl. Ursula Lehr, Leben im Alter – Eine Zukunft auf dem Abstellgleis?, in: Leben im Alter, a.a.O. S. 7–20
- 3) vgl. Helmut Quitmann, Humanistische Psychologie, Hogrefe-Verlag Göttingen (1985), S. 16ff.
- 4) vgl. Isidor Baumgartner, Heilend einander begegnend, in: Pastoralpsychologie, Patmos-Verlag Düsseldorf (1990), S. 527–543
- 5) vgl. Anhang 5: Rangplätze von Daseinsthemen Hans Thomae
- 6) vgl. II. Vatikanisches Konzil, Gaudium et spes (Pastoralkonstitution), vgl. Martina Blasberg-Kuhnke, Im Alter Gemeinde leben, in: Leben im Alter, a.a.O. S. 132–148
- 7) vgl. Anhang 6: Altersprozeßtypische Veränderungen und damit verbundene Gefährdungen der Lebenslage, vgl. Gertrud Krüskemper, Gesunderhaltung im Alter, in: Leben im Alter, a.a.O. S. 69–80, vgl. Josef Müller, Altenpastoral im Lebenszusammenhang, in: Leben im Alter, a.a.O., S. 125–131
- 8) vgl. Franz Pöggeler, Bildung im Alter – Hilfe im Leben, in: Leben im Alter, a.a.O. S. 103–115
- 9) vgl. Eva Dennebaum, Altenhilfe ein Feld kirchlich-sozialer Altenarbeit – Ziele und Aufgaben der Altenarbeit des Caritasverbandes (unveröffentl. Manuskript), Vortrag am 11. Sept. 1984 bei der Mitgliederversammlung der Bundesarbeitsgemeinschaft – Kath. Altenwerk, a.a.O. S. 116–124
- 10) vgl. Josef Müller, Die sogenannten „neuen Alten“ als Herausforderung der Pastoral, in: Lebendige Seelsorge, Echter-Verlag Würzburg (September 1992) 43. Jg. H5, S. 237–240.
- 11) vgl. Zentralkomitee der deutschen Katholiken (ZdK), Eigenverantwortung und soziale Sicherheit im Alter – Erklärung des ZdK zur Altenpolitik, Bonn (April 1988), S. 1–19
- 12) vgl. Josef Müller, Altenpastoral im Lebenszusammenhang, in: Leben im Alter, a.a.O. S. 125–131; vgl. Martina Blasberg-Kuhnke, Im Alter Gemeinde leben, in: Leben im Alter, a.a.O. S. 132–148; vgl. Isidor Baumgartner, Heilende Seelsorge, in: Pastoralpsychologie, Patmos-Verlag Düsseldorf (1990), S. 125–142,
- 13) vgl. Anton Schütz, Der Mensch als Zeuge und Botschafter des Glaubens, in: Leben im Alter, a.a.O. S. 89–96; vgl. Franz-Georg Friemel, Altern und Alter – Über die durchgehende Sinnfrage, in: Leben im Alter, a.a.O. S. 81–88; vgl. Martha Krause-Lang, Die Kunst des Altwerdens, in: Leben im Alter, a.a.O. S. 60–68; vgl. Karl Rahner, Leben im Alter – Zum theologischen und anthropologischen Grundverständnis von Alter, in: Leben im Alter, a.a.O. S. 35–43
- 14) vgl. Leopold Rosenmayr, Die späte Freiheit. Das Alter – ein Stück bewußtes gelebtes Leben, Servin & Siedler-Verlag Berlin (1983); vgl. ders., Familie und Generationenbeziehungen, in: Leben im Alter, a.a.O., S. 44–59
- 15) vgl. Resolution der Bundesarbeitsgemeinschaft Kath. Altenwerk zur „Pflegeversicherung und Altenpflegeausbildung“, in: Informations-Dienst, hrsg. von der BAG-Kath. Altenwerk, Bonn (Sondernummer/Nov. 1991), S. 59f

- 16) vgl. Juan Manuel Aguirre, Altenarbeit – Herausforderung an die Ausländersozialdienst, in: Caritas, Lambertus-Verlag Freiburg (März 1990), 91 Jg. H3, S. 132f.
- 17) vgl. Resolution der Bundesarbeitsgemeinschaft – Kath. Altenwerk zum „Engagement im Alter – Neubesinnung und Neuorientierung ehrenamtlicher Tätigkeit heute“, in: Informations-Dienst, hrsg. von der BAG-Kath. Altenwerk, Bonn (Sondernummer/Nov. 1992), S. 83
- 18) vgl. Leitlinien für Qualifikation und Einstieg von hauptamtlichen pädagogischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der katholischen Erwachsenenbildung, hrsg. von der Kath. Bundesarbeitsgemeinschaft für Erwachsenenbildung, Bonn (September 1992), S. 9–38.

Anhang 1

Bevölkerung

Altersaufbau der Bevölkerung Deutschlands am 1.1.1990

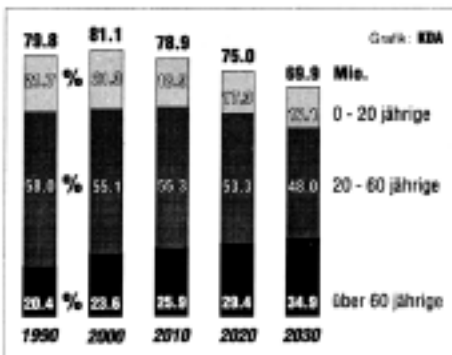
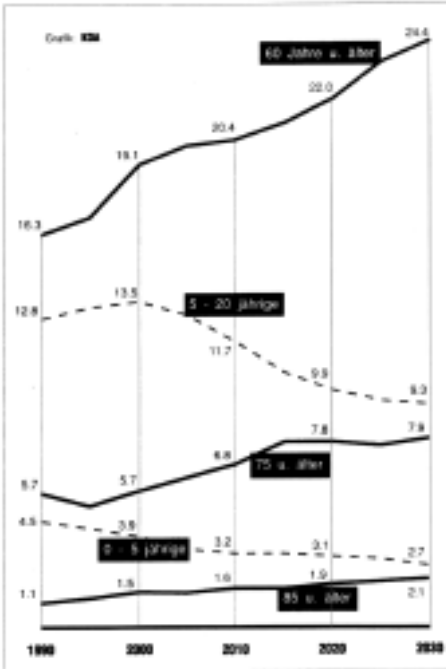


aus: StBA, Statistisches Jahrbuch 1991, S. 67

Anhang 3

Ergebnisse der siebten koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung des Statistischen Bundesamtes, Stand 31. 12. 1989

aus: KDA – Presse- und Informationsdienst, 5/1992, S. 2 ff.



Entwicklung der
Bevölkerung und
ausgewählter
Altersgruppen
1990 – 2030
Deutschland

Ergebnisse der siebten koordinierten Bevölkerungsvorausberechnung des Statistischen Bundesamtes, Stand 31. 12. 1989

aus: KDA – Presse- und Informationsdienst, 5/1992, S. 2 ff.

Entwicklung einzelner Altersgruppen in Deutschland:

Jahr	1990		2000		2010		2020		2030	
	i. Tsd.	%	i. Tsd.	%	i. Tsd.	%	i. Tsd.	%	i. Tsd.	%
0-5	4.461,9	5,6	3.850,9	4,7	3.176,9	4,0	3.053,3	4,1	2.693,5	3,9
5-20	12.813,1	16,1	13.466,0	16,6	11.693,0	14,8	9.886,7	13,2	9.311,2	13,3
20-60	46.239,4	58,0	44.669,8	55,1	43.637,5	55,3	39.988,5	53,3	33.531,9	48,0
60-65	4.358,8	5,5	5.656,0	7,0	4.570,3	5,8	5.662,0	7,6	5.804,2	8,3
65-70	3.840,9	4,8	4.152,7	5,1	4.303,0	5,5	4.753,0	6,3	5.930,0	8,5
70-75	2.419,7	3,0	3.591,2	4,4	4.672,8	5,9	3.798,7	5,1	4.717,3	6,8
75-80	2.644,1	3,3	2.806,1	3,6	3.059,6	3,9	3.164,0	4,2	3.546,9	5,1
80-85	1.882,6	2,4	1.443,8	1,8	2.129,8	2,7	2.795,0	3,7	2.305,8	3,3
85-90	856,0	1,1	1.026,6	1,3	1.169,6	1,5	1.267,7	1,7	1.291,7	1,8
90 u.m.	273,5	0,3	463,0	0,6	445,9	0,6	595,3	0,8	769,8	1,1
insg. 60 u.m.	16.275,6	20,4	19.139,4	23,6	20.351,0	25,8	22.035,7	29,4	24.365,7	34,9
insg. 65 u.m.	11.916,8	14,9	13.483,4	16,6	15.780,7	20,0	16.373,7	21,8	18.561,5	26,6
insg. 75 u.m.	5.656,2	7,1	5.739,5	7,1	6.804,9	8,6	7.822,0	10,4	7.914,2	11,3
insg. 85 u.m.	1.129,5	1,4	1.489,6	1,8	1.615,5	2,1	1.863,0	2,5	2.061,5	3,0
Bev. insg.	79.790,1	100	81.126,2	100	78.858,4	100	74.964,3	100	69.902,2	100

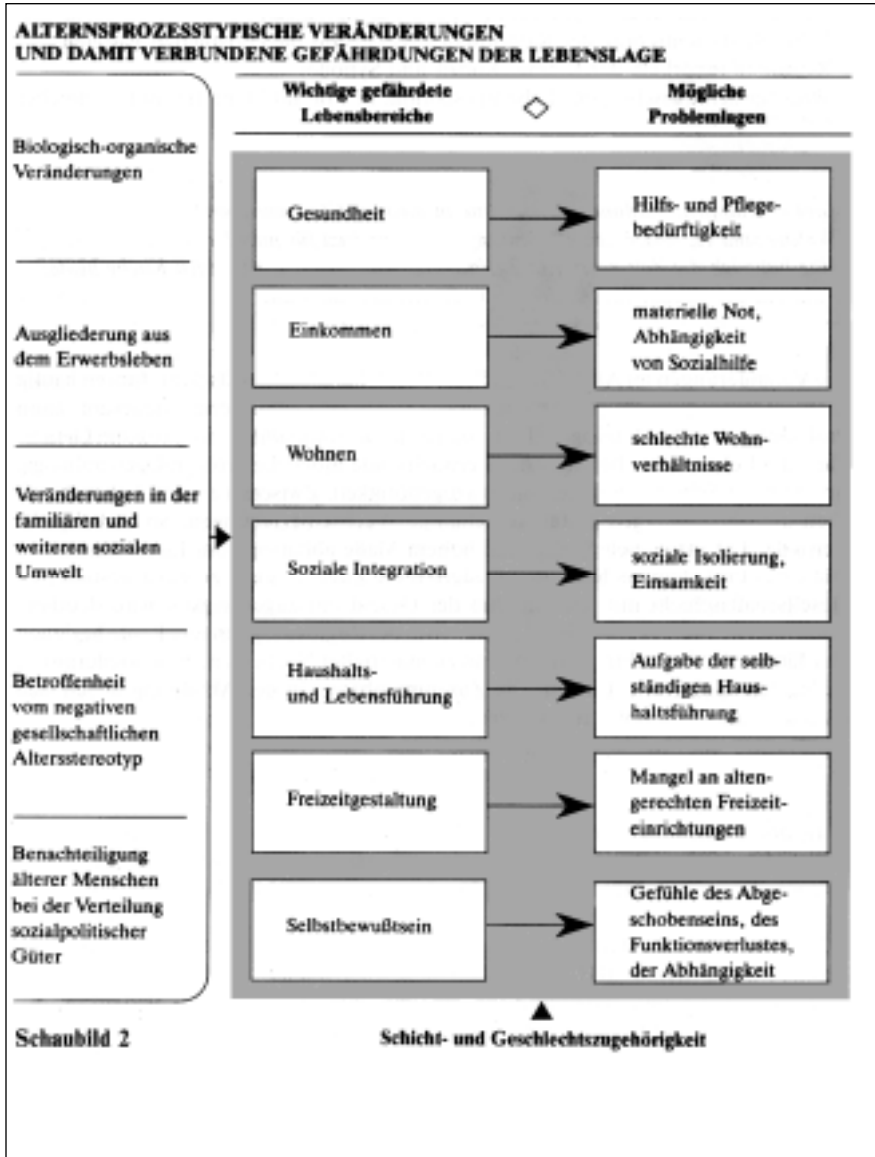
Entwicklung der Altenbevölkerung nach Geschlecht in 1000:

Alter	1990		2000		2010		2020		2030	
	m	w	m	w	m	w	m	w	m	w
60-65	2.041,3	2.317,5	2.764,0	2.892,0	2.226,1	2.334,3	2.776,6	2.88,5	2.819,2	2.985,1
65-70	1.469,5	2.371,4	1.961,0	2.191,7	2.039,3	2.263,7	2.238,2	2.514,9	2.829,1	3.100,9
70-75	856,3	1.563,4	1.554,5	2.036,7	2.124,9	2.547,9	1.723,8	2.074,9	2.158,1	2.559,3
75-80	856,9	1.787,1	935,0	1.871,1	1.290,4	1.769,3	1.336,8	1.827,3	1.493,7	2.053,2
80-85	551,0	1.331,6	413,0	1.030,9	767,0	1.362,8	1.061,6	1.733,4	874,7	1.431,1
85-90	229,1	626,8	243,0	783,6	288,0	881,6	408,5	859,2	413,8	877,9
90 u.m.	58,0	215,5	89,8	373,3	81,4	364,5	139,5	455,8	197,5	572,3
insg. 60 u.m.	6.062,2	10.213,5	7.960,3	11.179,2	8.817,0	11.524,0	9.684,9	12.350,9	10.786,0	13.579,8
insg. 65 u.m.	4.020,8	7.885,8	5.196,3	8.287,3	6.591,0	9.189,8	6.908,4	9.465,5	7.966,9	10.594,7
insg. 75 u.m.	1.695,0	3.961,0	1.680,8	4.058,9	2.426,8	4.378,2	2.946,4	4.875,7	2.979,7	4.934,5
insg. 85 u.m.	287,1	842,3	332,8	1.156,9	369,4	1.246,1	548,0	1.315,0	611,3	1.480,2

<p>Baden - survivor DG I (1945/60)</p> <ol style="list-style-type: none"> 1 Aufgreifen von Chancen 2 Bewußtsein um Erhaltung des Interesses 3 Gedulge finden im Wechsel von Arbeit und Ruhe 4 Bewußtsein um Erhaltung des sozialen Lebensbereiches 5 Bestimmtheit von Entscheidungen 6 Bestimmtheit von Gedanken an Enstflichkeit/ mit religiösem Inhalt 7 Bestimmtheit von körperlichen Problemen 8 Bewußtsein um Ausweitung des sozialen Lebensbereiches 9 Bezugnahme auf Beruf 10 Bestimmtheit von Entscheidungen und Fähigkeiten Möglichkeiten des Daseins 11 Bestimmtheit von Gedanken an Enstflichkeit der eigenen Situation 12 Bestimmtheit von Hinnehmungen des sozialen Lebensbereiches 13 Bezugnahme auf Familie 14 Bezugnahme auf Heimat 15 Bezugnahme auf früheren sozialen Lebensbereich 	<p>Baden - survivor DAG VII (1980)</p> <p>Rangfolge von Dienstleistungen</p> <p>(3+1) Gedulge finden im Wechsel von Arbeit und Ruhe/Aufgreifen von Chancen</p> <p>(4) Bewußtsein um Erhaltung des sozialen Lebensbereiches</p> <p>(2) Bewußtsein um Erhaltung des Interesses</p> <p>(7) Bestimmtheit von körperlichen Problemen</p> <p>(11) Bestimmtheit von Gedanken an Enstflichkeit über eigenen Situation</p> <p>(12) Bestimmtheit von Hinnehmungen des sozialen Lebensbereiches</p> <p>(9) Bezugnahme auf früheren Beruf</p> <p>(13/14) Bezugnahme auf Familie/auf früheren sozialen Lebensbereich</p> <p>(8) Bewußtsein um Gedulgen im Handhabheit des Daseins</p> <p>(10) Bestimmtheit von Hinnehmungen und Fähigkeiten Möglichkeiten des Daseins</p> <p>(5) Bestimmtheit von Entscheidungen</p> <p>(6) Bewußtsein mit religiösem Inhalt</p> <p>(4) Bezugnahme auf Heimat</p> <p>(3) Bewußtsein um die Ausweitung der Interessen/ des sozialen Lebensbereiches</p>	<p>Schlagerfallpatienten ERBUSE 1986</p> <p>- *) Ringen um eigene Existenz</p> <p>(6) Bestimmtheit von körperlichen Problemen</p> <p>- *) Bezugnahme um andere</p> <p>(10) Bestimmtheit von Hinnehmungen und Fähigkeiten Möglichkeiten des Daseins</p> <p>(5) Bestimmtheit von Gedanken an Enstflichkeit der eigenen Situation</p> <p>(1) Aufgreifen von Chancen</p> <p>(9) Bestimmtheit von Gedanken an Enstflichkeit</p> <p>(8) Bezugnahme auf früheren sozialen Lebensbereich</p> <p>(11) Bestimmtheit von Entscheidungen</p> <p>(2) Bewußtsein um Erhaltung der Interessen</p> <p>(12) Bestimmtheit von Gedanken mit religiösem Inhalt</p> <p>(1) Gedulge finden im Wechsel von Arbeit und Ruhe</p> <p>(7) Bezugnahme auf früheren Beruf</p> <p>(2) Bewußtsein um Erhaltung des sozialen Lebensbereiches</p> <p>- *) Hejeren mit dem Schicksal</p> <p>(8) Bezugnahme auf Familie</p> <p>*) neu hinzugekommen</p>
---	---	---

Die Angaben in den Klammern geben den Rangplatz der vorrangigsten Spalte an

Prof. DDr. Hans Thomae, Fertigwerden mit Begrenzungen des eigenen Daseins – eine Aufgabe für alle Lebensalter, in: Dokumentation der Studententagen 1988 der BAG-Kath. Altenwerk, hrsg. von der Zentralstelle Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn (1988), S. 50.



aus: Gemeinsam Alter gestalten, hrsg. von der Kath. LAG für Erwachsenenbildung in Rheinland-Pfalz e.V., Mainz (1990) S. 11

Autorenverzeichnis

Dr. Martina Blasberg-Kuhnke

Privatdozentin für Religionspädagogik an der Universität Mainz
Kreuzstraße 61, 4600 Dortmund

Dr. Eva Maria Dennebaum

Abteilungsleiterin für Aus- und Fortbildung (seit 1989)
Referatsleiterin für Altenhilfe (bis 1989) des Deutschen Caritasverbandes.

Prof. Dr. Franz-Georg Friemel

Lehrstuhl für Pastoraltheologie an der Philosophisch-Theologischen
Hochschule Erfurt
Goethestraße 19, O-5104 Stotternheim

Dipl. Theol. et Psych. Franz Herzog

Referent für Kirchliche Altenarbeit der Zentralstelle Pastoral der Deut-
schen Bischofskonferenz und Geschäftsführer der Bundesarbeitsgemein-
schaft – Katholisches Altenwerk
Kaiserstraße 163, 5300 Bonn 1

Prof. Dr. Martha Krause-Lang (em.)

Lehrstuhl für Sozialpädagogik an der Kirchl. Fachhochschule München
Krauthausener Str. 15, 5100 Aachen

Prof. Dr. Gertrud Krüskemper

Lehrstuhl für Medizinische Psychologie an der Ruhr-Universität Bochum
Universitätsstraße 150, 4630 Bochum

Dr. Andreas Kruse

Privatdozent am Institut für Gerontologie an der Universität Heidelberg
Akademiestraße 3, 6900 Heidelberg

Prof. DDr. Ursula Lehr, MdB

Lehrstuhl für Gerontologie an der Universität Heidelberg,
Bundesministerin für Familie und Senioren, a.D.
Akademiestraße 3, 6900 Heidelberg

Prof. Dr. Josef Müller

Lehrstuhl für Pastoraltheologie an der Universität Freiburg
Werthmannplatz 3, 7800 Freiburg

Prof. DDr. Franz Pöggeler (em.)
Lehrstuhl für Pädagogische Anthropologie an der
Rheinisch-Westfälischen-Technischen Hochschule Aachen
Eichendorffweg 7, 5100 Aachen

Prof. DDr. Karl Rahner SJ (†)
Ordinarius für Dogmatik und Fundamentaltheologie an den Universitäten
Münster, München und Innsbruck

Prof. DDr. Leopold Rosenmayr
Lehrstuhl für Sozialphilosophie und Soziologie an der Universität Wien
Alzerstraße 33, A-1010 Wien

Prälat Anton Schütz
Leiter der Zentralstelle Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz und
Vorsitzender der Bundesarbeitsgemeinschaft – Katholisches Altenwerk
Kaiserstraße 163, 5300 Bonn 1

Redaktion: *Dipl. Theol. et Psych. Franz Herzog*
Dipl. Theol. Felix Rathofer
Zentralstelle Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz,
Kaiserstraße 163, 5300 Bonn 1

Quellenverzeichnis

Eva-Maria Dennebaum – Altenhilfe als Feld kirchlich-sozialer Altenarbeit – Ziele und Aufgaben der Altenarbeit des Caritasverbandes (unveröffentl. Manuskript), Vortrag vom 11. 09. 1984 bei der Mitgliederversammlung der Bundesarbeitsgemeinschaft – Katholisches Altenwerk.

Deutsche Bischofskonferenz und Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland, Das Ende menschlichen Lebens – die Zukunft des Lebens, in: „Gott ist ein Freund des Lebens“, Paulinus-Verlag Trier (1989), S. 105-111.

Franz-Georg Friemel, Altern und Alter – Über die wiedererwachte Sinnfrage, in: „Informations-Dienst“, hrsg. von der Bundesarbeitsgemeinschaft – Katholisches Altenwerk, Heft 6, Bonn (August 1992), S. 2-16.

Franz Herzog, Kirchliche Altenarbeit heute – Impulse, Anregungen, Perspektiven, in: „Informations-Dienst“, hrsg. von der Bundesarbeitsgemeinschaft – Katholisches Altenwerk, Heft 7, Bonn (Dezember 1992), S. 1-19.

Andreas Kruse, Die Chancen werden oft übersehen. Zur Altenproblematik und ihren vielfältigen Herausforderungen, in: „Herder Korrespondenz“, Herder-Verlag Freiburg, 46. Jg., Heft 2 (Februar 1992), S. 75-81.

Ursula Lehr, Älter werden – Heutzutage: Eine Zukunft auf dem Abstellgleis? (gekürzte Fassung), Vortrag vom 12. Februar 1992, Senioren-Akademie des Katholischen Bildungswerkes Stuttgart.

Josef Müller, Ältere Menschen in unserer Gemeinde, in: „Auftrag und Praxis des Pfarrgemeinderates. Informationen, Impulse, Perspektiven“, hrsg. von Michael Merz u.a., München² (1991), S. 108-114.

Franz Pöggeler, Bildung für das Alter (gekürzte Fassung), in: „Bildungsarbeit mit alten Menschen“, hrsg. von der Zentralstelle Pastoral der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn² (1990), S. 9-49.

Karl Rahner, Lebensstationen im 20. Jahrhundert, Zum theologischen und anthropologischen Grundverständnis des Alters, in: „Nochmals glauben lernen. Sinn und Chancen des Alters“, hrsg. von Margarete Schmid/Walter Kirchschräger, Tyrolia-Verlag Innsbruck (1982), S. 9-21.

Leopold Rosenmayr, Familie und Alte (gekürzte Fassung), in: „Die Kräfte des Alters“, Wiener Journal Zeitschriftenverlag (1990), S. 161-189.

Anton Schütz, Der ältere Mensch als Zeuge und Botschafter des Glaubens, in: „Informations-Dienst“, hrsg. von der Bundesarbeitsgemeinschaft – Katholisches Altenwerk, Heft 5, Bonn (Februar 1992), S. 2-10.